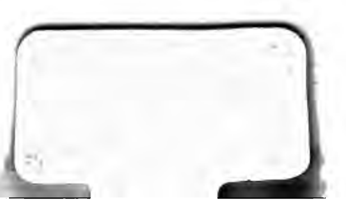






Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben
vom Verbande der Vereine für jüdische
Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von S. Bernfeld, B. Breslauer, H. Cohen,
E. David, A. Frank, G. Karpeles, M. Philippson.

Zehnter Band.

Berlin 1907.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Rückblick auf das Jahr 5666.

Von

Martin Philippson.

Es ist eine betrübende Aufgabe für den jüdischen Chronisten, jetzt regelmäßig seine Jahresübersicht mit der Betrachtung der schweren Schicksale beginnen zu müssen, die unsere unglücklichen Glaubensbrüder in Rußland betroffen: Verfolgungen so schrecklicher Art, wie solche seit den fanatischen und rohen Zeiten des Mittelalters nicht dagewesen sind. Es widerstrebt uns, die Bilder des Jammers und Blutes, der Mißhandlung, Plünderung, Brandstiftung und des Meuchelmordes hier noch einmal aufzurollen — sie sind ja nur allzu bekannt und notorisch. In der einen Herbstwoche vom Ende Oktober 1905 an fanden 300 Pogrome statt, die systematisch vorbereitet und organisiert waren. Am 14. Juli gab das furchtbare Blutbad von Bialystok das Signal zu neuen Schreckenstaten an verschiedenen Orten. Am 9. September war der erste Pogrom in dem bisher davon befreiten Polen, in Siedlce. Freilich, es wurde nicht einmal mehr zum Scheine von dem „Schwarzen Hundert", den Hooligans, in Szene gesetzt, weil sich im polnischen Volke niemand zu der Vernichtung der Juden zu Gunsten des verhaßten russischen Beamtentums her-



Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben
vom Verbande der Vereine für jüdische
Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von S. Bernfeld, B. Breslauer, H. Cohen,
E. David, A. Frank, G. Karpeles, M. Philippson.

Zehnter Band.

Berlin 1907.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.

Inhalts-Verzeichnis.

Rückblick auf das Jahr 5666.

Von

Martin Philippson.

Es ist eine betrübende Aufgabe für den jüdischen Chronisten, jetzt regelmäßig seine Jahresübersicht mit der Betrachtung der schweren Schicksale beginnen zu müssen, die unsere unglücklichen Glaubensbrüder in Rußland betroffen: Verfolgungen so schrecklicher Art, wie solche seit den fanatischen und rohen Zeiten des Mittelalters nicht dagewesen sind. Es widerstrebt uns, die Bilder des Jammers und Blutes, der Mißhandlung, Plünderung, Brandstiftung und des Meuchelmordes hier noch einmal aufzurollen — sie sind ja nur allzu bekannt und notorisch. In der einen Herbstwoche vom Ende Oktober 1905 an fanden 300 Pogrome statt, die systematisch vorbereitet und organisiert waren. Am 14. Juli gab das furchtbare Blutbad von Bialystok das Signal zu neuen Schreckenstaten an verschiedenen Orten. Am 9. September war der erste Pogrom in dem bisher davon befreiten Polen, in Siedlce. Freilich, es wurde nicht einmal mehr zum Scheine von dem „Schwarzen Hundert", den Hooligans, in Szene gesetzt, weil sich im polnischen Volke niemand zu der Vernichtung der Juden zu Gunsten des verhaßten russischen Beamtentums her-

gibt, sondern ausschließlich und offen durch Polizei und Militär, die die Häuser der Juden und diese selbst mit Kanonen und Flinten beschossen. Ein Anlaß war zu diesen Greueln von keiner Seite gegeben worden. Man sieht, die russischen Machthaber haben den letzten Schleier fallen lassen, der ihre Schuld vor den Augen der Mit- und Nachwelt verbergen sollte. Sie gestehen zynisch ein, daß sie aus politischen Motiven hunderte von Schuld- und Wehrlosen hinschlachten, ihre Städte anzünden, Millionen von Rubeln an Waren und Besitztum vernichten. Die Veranstalter der Pogroms, wie der Bialystoker Polizeimeister Scheremetjew, werden durch Auszeichnungen und Beförderungen belohnt. Regimenter, die sich der Henkersarbeit weigern, werden von der obersten Militärbehörde aus den dem Untergange geweihten Orten verlegt und durch im Mord erprobte Korps ersetzt. Im ganzen haben Pogroms an 639 Orten stattgefunden. Betroffen wurden — außer Siedlce — 37075 Familien, die aus 158101 Personen bestanden; unter ihnen gab es 937 Tote, 1190 schwer Verwundete, blieben 351 Witwen und 1459 Waisen. Der materielle Schaden beträgt 51.094.703 Rubel.

Selbst die schlimmsten Verbrecher haben Beweggründe zu ihren Freveln, und so fragt man sich: was veranlaßte die dem Zaren umgebende und dem armen Herrscher bestimmte Kamarilla zu solchem Vorgehen? Sie will den Revolutionären Furcht einjagen, sie will den roten Schrecken durch den weißen, die gewaltsame Revolution von unten durch die gewaltsame Revolution von oben bekämpfen. Die Unzufriedenen sollen derart eingeschüchtert werden, daß sie zitternd verstummen und sich verkriechen. Die Führer der Gewaltherrschaft aber wählen zu den Beispielen des Schreckens die Juden, weil sie diese unwahrer Weise dem In- und Auslande als die eigentlichen Revolutionäre darstellen, das orthodoxe Volk derart von der Revolution trennen und ihm letztere als etwas Fremdes, Feindseliges darstellen wollen. Derartige Absichten werden ja in den zu den Pogromen auffordernden Schandschriften, in den Erklärungen der Regierung, in den Lügen-

depeschen der offiziellen Telegraphenagentur klärlich ausgesprochen, und die deutschen und französischen Antisemitenblätter beeilen sich, in dasselbe Horn zu stoßen, um die Welt irre zu führen, die Revolution in Rußland als das Werk der Juden und diese als Todfeinde des russischen Volkes und Staates zu denunzieren.

Es ist das eine bewußte und deshalb niederträchtige Lüge, deren Absicht ja leicht zu erkennen ist. Ging man doch so weit, den Aufruhr eines Petersburger Garderegiments auf einige jüdische Spielleute desselben zu begründen! Als ob unter den zahlreichen anderweiten Truppen- und Matrosenkorps, die sich mitsamt vielen Offizieren empört haben, sich überhaupt Juden befunden hätten. Als ob nicht das gesamte russische Volk, von ehemaligen Ministern bis zu Bauern und Tagelöhnern hinab, der Beamten- und Soldatendespotie Widerstand leistete!

Allerdings kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich an der Leitung der Revolution in höherem Prozentsatz Juden beteiligen, als solcher den allgemeinen Bevölkerungsverhältnissen entspricht. Aber das ist doch ganz selbstverständlich und notwendig. Zu den Gelehrten, „Intellektuellen“, deshalb auch politisch Denkenden und Empfindenden gehören Juden in relativ viel größerer Zahl als griechisch-katholische Russen. Und dann ist es natürlich, daß der furchtbare Druck, den der russische Staat grundsätzlich und in immer empfindlicherer Weise auf seine jüdischen Untertanen ausübt, diesen, soweit sie nicht in materielles und moralisches Elend versunken und darin verkommen sind, den Wunsch einer völligen Umwandlung der staatlichen Einrichtungen einflößen muß; die Jugendkräftigen, Energischen, Feurigen unter ihnen werden schnell entschlossen sein, an dieser Umwandlung tätig und möglichst wirksam mitzuarbeiten. Wenn es unter den Juden, diesem konservativsten aller Volksstämme, in Rußland verhältnismäßig viele Revolutionäre gibt, so liegt die Schuld lediglich an den Gewalthabern, die jene mit brutalen Mißhandlungen, Kränkungen und Ausschließungen unausgesetzt bedacht haben.

Solche Stimmungen führten auch zu der Stiftung des sozialistisch-revolutionären Bundes unter den polnischen und russischen Juden. Aber wir müssen hervorheben, daß der Bund unter den russischen Glaubensgenossen in wachsendem Umfange Mißbilligung, Widerstand und Gegenwirkung erfährt. Die Opposition gegen ihn und die Meinung, daß die zukünftige Gestaltung des Schicksals der Juden Rußlands von der allgemeinen Entwickelung des Reiches abhängt, nehmen unter ihnen beständig an Ausdehnung und Stärke zu. Es ist das auch unsere Meinung. Wer möchte es den jüdischen Jünglingen und waffenfähigen Männern verdenken, wenn sie sich mit Säbel und Flinte den Mördern — den offiziellen wie den offiziösen — widersetzen? Aber von der Führerschaft der Revolution sollten sie möglichst zurücktreten, um nicht über die Ihrigen, über ihre ganze Gemeinschaft, über die fünf Millionen Israeliten Rußlands von neuem die furchtbarsten Gefahren heraufzubeschwören. Gewiß, es kann nichts Verruchteres geben als die Bluthunde, die jetzt Rußland beherrschen; gewiß, man begreift den knirschenden Ingrimm, mit dem jeder ehrliebende und denkende Russe, welcher Religion und welchem Stamme er auch angehöre, gegen sie erfüllt ist. Aber möchte doch die Stimme der Besonnenheit und der Liebe zu Angehörigen und Glaubensbrüdern diesen gerechten Zorn zurückdrängen. Kein Erfolg, nur Unheil kann den Juden aus der Beteiligung an der Revolution erwachsen!

Vom Dezember bis zum Juni gab es eine große Pause in den Pogromen, sodaß man schon glaubte, deren Zeit sei endgiltig vorüber. Nur Sachkundige und tiefer Blickende hatten von vornherein den Grund und die Bedeutung dieser Unterbrechung der Metzeleien erkannt: der Zar und seine Leute brauchten Geld, und das konnten sie nur von dem zivilisierten Europa erhalten. Da wurde denn eine große, umfassende Komödie in Szene gesetzt. Graf Witte, der als Halbliberaler galt, wurde leitender Minister, freisinnige Verheißungen wurden gemacht, eine Volksvertretung — die Duma — berufen. Da nun unter den großen Finanzleuten viele Juden sind, so gab

sich Witte auch den Anschein, die Urheber und Hauptschuldigen der Pogrome bestrafen zu wollen; es wurden diesen unter vielem Lärm Prozesse gemacht, die freilich keine nennenswerten Ergebnisse brachten, weil die Regierung keine angemessene Züchtigung ihrer Werkzeuge wollte.

Nur unter einer Bedingung konnte die Komödie zur Wahrheit werden, konnte in der Tat ein liberales und verfassungsmäßiges Regiment in Rußland Platz greifen, konnten damit auch die Juden vollberechtigte und in Leben und Gut geschützte Staatsbürger werden; wenn die europäische Finanzwelt dem Selbstherrscher die geforderten Milliarden versagte und deren Bewilligung von der Zustimmung der Duma abhängig machte. Aber das Gegenteil geschah. Um die schlau von der russischen Regierung bewilligten Prozentchen zu verdienen, gaben die französische, englische, niederländische, österreichische Haute-Finance und deren Helfershelfer dem Zaren die Milliarden her. Und o Schande, o Schmach, die jüdischen Financiers beteiligten sich meist mit großem Eifer an dem Blutgeld, sie scheuten sich nicht, um des schnöden Mammons willen die Mörder der russischen Freiheit und ihrer eigenen russischen Glaubensgenossen zu werden. Nachher haben sie von diesen schmachvoll ergatterten Millionen einige Hundert für die Opfer der Pogrome als Almosen hingeworfen, aber diese klägliche Wohltat vermindert nicht die erdrückende moralische Last, die sie — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — auf ihr freilich weites Gewissen genommen haben. Es ist doch eine geringe Sühne, wenn einer dieser traurigen Ritter nachher genötigt worden ist, seine Stellung als erster Vorsteher der Wiener jüdischen Gemeinde niederzulegen.

Und kaum hatten die um Nikolaus II. schmunzelnd ihr Gold eingestrichen, so machten sie der Maskerade ein Ende. Witte wurde durch reaktionäre Minister ersetzt, die Duma fortgejagt, die freisinnigen Verheißungen und Gesetze wurden zurückgenommen, alle halbwegs des Liberalismus Verdächtigen eingekerkert und die Pogrome mit Bialystok wieder begonnen. Seitdem sieht es

schlimmer und finsterer in dem „heiligen" Rußland aus als je.

Freilich wurden in der ganzen zivilisierten Welt leidenschaftliche Entrüstungsmeetings gegen diese Vorgänge veranstaltet — die russische Regierung lachte darüber. Manche Vertrauensseligen setzten ihre Hoffnung auf die Dazwischenkunft der Mächte. Aber nur in den Vereinigten Staaten rafften sich Senat und Repräsentantenhaus zu offiziellen Protesten auf, die dann, gewiß in milder Form, in Petersburg bekannt gegeben wurden und so ganz wirkungslos blieben. Die europäischen Regierungen wiesen kühl jede Einmischung in die inneren Verhältnisse Rußlands ab. Ihnen allen galt die „Freundschaft" mit dem offiziellen Rußland und seiner Million von Bajonetten mehr als Menschlichkeit und Recht. Die Staatsraison unterdrückte bei ihnen jede andere Rücksicht. Die russische Reaktion konnte ruhig weiter wüten.

Gibt es denn keine Aussicht auf Rettung, auf Besserung? Scheinbar nicht. Eine unfähige Revolution gegenüber einer nur in Tyrannei, Einkerkerung und Mord starken Regierung — das ist der trostlose Zustand des großen Reiches.

Nur eine Möglichkeit für eine Wandlung ist vorhanden; aber wird sie nicht abermals versagen?

Die Zerrüttung aller inneren Zustände, der Niedergang des Ackerbaues und Gewerbefleißes, die grenzenlose Unredlichkeit des Beamtentums und die Unfähigkeit der Regierung werden diese in kürzester Zeit nötigen, abermals zu dem europäischen Kredit ihre Zuflucht zu nehmen, wenn nicht die ganze Staatsmaschinerie still stehen oder ein furchtbarer Staatsbankerott eintreten soll, der alle fremden Mächte gegen die russische Regierung ins Feld führen müßte. Wenn endlich die Finanzwelt sich dazu entschließen könnte, momentane selbstsüchtige Rücksichten den Anforderungen der Ethik und den Befehlen höherer Klugheit und edlerer Beweggründe zu opfern, dann und nur dann hätte die Stunde dem schändlichen System in Rußland geschlagen. Hält Europa dieses Mal den Beutel zu, so müssen die Gewalthaber in Petersburg sich unter-

werfen. Allein, wir wagen kaum zu hoffen, daß die allgemeine Entrüstung, der Abscheu der ganzen Welt auf die von Golddurst erfüllten und verhärteten Herzen Eindruck machen wird. Einen anderen Weg, Recht, Gesetzlichkeit, Freiheit in Rußland zur Herrschaft zu bringen, sehen wir nicht. Die Revolution und auch der Liberalismus in Rußland selbst haben ihre Ohnmacht erwiesen.

Freilich, einen Trost haben die unglücklichen russischen Juden: das russische Volk steht auf ihrer Seite, nicht auf Seiten ihrer Gegner. Die Pöbelrotten, die durch Geld und Schnaps zu Angriffen auf die Juden angereizt werden, haben nichts mit der wahren Gesinnung der ehrenhaften Bürger und Bauern gemein. Das zeigte sich bei den Wahlen zur Duma. Wir sprechen nicht von den Polen — die sind heutzutage noch ebenso unduldsam, ausschließend und unterdrückend, wie sie es stets im ganzen Verlaufe ihrer Geschichte gewesen sind und haben mit Gewalt, List und Geld die Wahl jüdischer Abgeordneter verhindert — sondern von dem eigentlichen Rußland. Dies wählte nicht allein auf dem Lande wie in den Städten in ungeheurer Mehrheit Liberale, sondern auch zwölf Juden, von denen nur zwei aus solchen Wahlkörpern hervorgingen, wo die Israeliten die Mehrheit der Stimmen besaßen. Die Volksvertretung nahm sich wirklich mit großem Eifer der Juden an. Sie erhob die stärksten Vorstellungen gegen das Blutbad von Bialystok, unter der Leitung des Fürsten Urusoff, des früheren Gehilfen des Ministers des Innern — einer Persönlichkeit, die sicher nicht demokratisch-revolutionärer Neigungen verdächtigt werden kann. Aber die Duma ist nunmehr längst aufgelöst, die Stimme des Volkes erstickt. Es bleibt den Juden kein anderer Ausweg als die Auswanderung.

Die jüdische Auswanderung nach Nordamerika, die im Jahre 1899 noch 44 000 Seelen betragen hatte, stieg 1905 auf 153 000, von denen der bei weitem größte Teil aus Rußland kam. Im Hafen von New York allein landeten vom 1. Juli 1905 bis zum 30. Juni 1906 an Russen 106 895. Im ganzen sind von 1881 bis zum 1. Juli 1906 in den Vereinigten Staaten an 1 100 000 Juden eingewandert.

Eine solche umfassende Ortsveränderung in so kurzer Zeit hat es seit der Besitznahme Palästinas durch die Israeliten in deren Geschichte nicht gegeben. Aber so herzlich wir auch den Einzug dieser Million und derjenigen, die ihr folgen werden, in das Land der Freiheit begrüßen, ändert es doch an der Lage der Zurückbleibenden nichts. Die natürliche Volksvermehrung läßt, trotz der Emigration, deren Zahl in den russischen Provinzen nicht abnehmen. Die Frage bleibt also in ihrer ganzen beängstigenden Schärfe bestehen.

Das zweite, kleinere Paradies der Antisemiten, Rumänien, hat in dem verflossenen Jahre keine besonderen Taten auf dem Kriegsschauplatze gegen die Juden verrichtet. Aber von einer Besserung in deren Lage war nichts zu merken. Die Verhöhnung der Bestimmungen des Berliner Kongresses von 1878 wird munter fortgesetzt. Noch nicht ganz zwei Dutzend Juden sind im Laufe dieses Jahres naturalisiert worden. Bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Unabhängigkeit Rumäniens empfing König Karol mehrere jüdische Deputationen, denen gegenüber er sich sehr freundlich und gnädig ausdrückte. Allerdings geschieht die Verfolgung der Juden in Rumänien gegen seinen Wunsch, aber er besitzt nicht die Macht, sie zu verhindern oder auch nur wesentlich zu mildern. Die offizielle Begeisterung, die bei dieser Feier die Juden kundtaten, kommt ihnen kaum von Herzen: der Beweis dafür ist ihre stetig zunehmende Auswanderung aus dem Lande; 4110 sind allein nach den Vereinigten Staaten eingewandert, von den nach Frankreich, England, Palästina flutenden Strömen ganz zu schweigen.

Das benachbarte Bulgarien zeigt keinen offiziellen Judenhaß, eine Tatsache, an der sich Oberrabbiner Ehrenpreis in Sofia ein wesentliches Verdienst infolge seiner unausgesetzten Bemühungen bei der Regierung zuschreiben kann. Im Volke aber herrscht ein stiller Antisemitismus, der sich in der Schule und der Presse durch gelegentliche Ausbrüche erweist. Im ganzen ist die Lage der dortigen Juden eine erträgliche.

Die jetzt in Ungarn herrschende Unabhängigkeitspartei ist weit davon entfernt, den einheimischen Israeliten dieselbe Bürgschaft paritätischer und gerechter Behandlung zu gewähren, wie die von ihr gestürzte liberale Partei. Die nunmehrigen Gewalthaber sind allzu eng mit dem Klerikalismus und dem Hochadel verknüpft, um nicht lebhaften Zweifel an ihrem wahrhaft freisinnigen Wesen zu erwecken. Es ist wohl auch kein Zufall, daß bei den im Mai stattgehabten Wahlen zum Reichstage anstatt der früheren 21 jüdischen Abgeordneten nur 17 gewählt worden sind, deren Mehrheit — 11 — sich der Unabhängigkeits- (Kossuth-) Partei angeschlossen hat.

Die ungarische Orthodoxie hat nunmehr ihr seit Jahrzehnten angestrebtes Ziel erreicht. Sie hat sich völlig von ihren liberalen Brüdern getrennt und als „Ungarländische autonome orthodoxe Konfession" organisiert. Sie hat eine „Landesvertretung" erhalten, die aus sechzig weltlichen und vierzig rabbinischen Mitgliedern besteht und von den orthodoxen israelitischen Gemeinden auf sechs Jahre erwählt wird; einen „Zentralausschuß" von zehn Laien und fünf Rabbinern; und einen geschäftsführenden Präsidenten. Ungarn ist das einzige Land das zwei jüdische „Konfessionen" besitzt.

Die Kommunalwahlen in Wien brachten dem dort herrschenden christlich-sozialen Regiment keine Erschütterung. Zwar gewannen ihm in der vierten Wählerklasse die Sozialisten drei Mandate ab. Allein die Erfolge der Lueger-Leute im zweiten Wahlkörper waren viel größer, so daß sie jetzt stärker als je zuvor im Gemeinderate der österreichischen Hauptstadt sitzen. Freilich zeigen die Juden im Wahlkampf eine beklagenswerte Lauheit; ja es wird behauptet, daß, aus Abneigung gegen den Sozialismus, viele Israeliten für die Christlich-sozialen stimmen. Zu so ehrloser Gesinnung läßt sich nichts sagen, da muß man staunend schweigen.

Ein gewisser Umschwung zum Besseren macht sich in dem leitenden Staate unseres deutschen Vaterlandes, in Preußen, bemerkbar. Es ist dies um so bemerkenswerter, als ja sonst der konfessionelle Charakter immer mehr den

öffentlichen Einrichtungen Preußens aufgedrückt wird. Die Bemühungen der deutschen Juden und vor allem einiger gerecht und billig denkender Volksvertreter überzeugen die Regierung in steigendem Maße von der Verfassungswidrigkeit der Ausschließung der Juden von den öffentlichen Ämtern. Einer lange und nachdrücklich geäußerten Beschwerde der Preußen jüdischen Glaubens hat der neu ernannte Justizminister Beseler abgeholfen, indem er eine Anzahl ausgezeichneter jüdischer Richter zu Oberlandesgerichtsräten, beziehentlich zum Kammergerichtsrat ernannte. Ebenso milderte er die bisherige Hintansetzung jüdischer Rechtsanwälte bei der Verleihung des ehrenvollen und einträglichen Notariats. Selbst das durchaus reaktionäre Unterrichtsministerium wird durch den vorherrschenden Mangel an höheren Lehrern gezwungen, vereinzelt Juden an Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen Königlichen Patronats anzustellen. Auch an den Universitäten sind endlich einige Juden zu ordentlichen Professoren aufgerückt.

Nicht als Zeichen der Judenfreundlichkeit — wie das von antisemitischen Blättern geschehen ist — erwähnen wir die „Erhebung" einiger getaufter, ehemals jüdischer Finanzmagnaten in den Adelsstand. Diese Familien wurden überdies sorgfältig dahin ausgesucht, daß sie keine Söhne als weitere Träger des mit neuem Glanze umflossenen Namens besaßen.

Ein lebhafter Kampf erhob sich um das neue Gesetz, das unter dem bescheidenen Namen der „Schulunterhaltung" tatsächlich beinahe das ganze preußische Volksschulwesen auf konfessioneller Grundlage organisierte. Mit gewollt irrtümlicher Anwendung eines Verfassungsparagraphen wurde dabei der ausschließlich „christliche" Charakter des Staates betont. Die Folge davon war eine tiefeinschneidende Zurückdrängung der jüdischen Volksschule und der jüdischen Lehrer, deren Stand geradezu auf den Aussterbeetat versetzt wurde, und eine Entrechtung der jüdischen Gemeinden und der Rabbiner auf dem unterrichtlichen Gebiet. Der Verband der deutschen Juden trat durch Denkschriften, Petitionen und persönliche

Verhandlungen mit den einflußreichsten Abgeordneten eifrig für das bedrohte Recht und die Lebensinteressen des preußischen Judentums ein. Von den 1200 jüdischen Gemeinden Preußens schlossen sich tausend den Vorstellungen des Verbandes an. So wurden in der Kommission des Abgeordnetenhauses Ergebnisse erlangt, die im ganzen und großen unseren Wünschen entsprachen. Leider hat die maßlose Gegenagitation, die von einer kleinen aber sehr lauten ultra-orthodoxen Seite aus Fulda und Frankfurt a. M. gegen den Verband bei den Abgeordneten in Szene gesetzt wurde, dessen Bemühungen zum Teil vereitelt. Erreicht wurde schließlich, daß die Verhältnisse des jüdischen Religionsunterrichtes der jüdischen Schulen und Lehrer nicht verschlechtert und die Rabbiner allgemein in die zu leitenden Schulvorstände berufen werden. Wenn wir nicht mehr durchsetzten, so ist es nur der Agitation der vorher genannten Vertreter einer verschwindenden Minderheit unter den preußischen Juden zuzuschreiben.

Ganz anderen Geist atmet der Gesetzentwurf über Verfassung und Verwaltung der israelitischen Religionsgemeinschaften, den die Regierung des Großherzogtums Hessen ihren Ständen vorgelegt hat. Es ist aus der Beratung mit den Vertretern der hessischen Hauptgemeinden hervorgegangen, beruht, mit einigen Abweichungen, auf den badischen Einrichtungen und erweist den festen Willen der großherzoglichen Regierung, dem Judentum einen gleichberechtigten Platz neben den übrigen Religionsgesellschaften zu sichern.

Das bemerkenswerteste Ereignis innerhalb der deutschen Gesamtjudenheit war der erste Verbandstag der deutschen Juden, der am 30. Oktober 1905 die Vertreter von 163 jüdischen Gemeinden aus ganz Deutschland vereinte. Positive Arbeit ward an diesem Tage nicht geleistet; allein er war eine imposante Heerschau über die leitenden Elemente der deutschen Judenheit, die sich, ohne Unterschied der besonderen konfessionellen Richtungen, hier zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Rechte sowie der Ehre ihres religiösen Bekenntnisses zusammenschlossen. Ein glänzender Beweis, daß die deutschen Juden sich

ihres Namens, ihrer Gemeinschaft, ihres Stammes nicht mehr schämen, daß sie stolz darauf sind, Juden zu sein und zu heißen. Der schöne, denkwürdige Tag verlief ohne jede Trübung auf das herrlichste. So ist die unermüdliche Arbeit derjenigen endlich belohnt, die seit Jahren dieses Ziel angestrebt hatten und dabei lange Zeit auf Verkennung und Tatenscheu gestoßen waren. Die Israeliten unseres Vaterlandes sind selbstbewußte deutsche Männer geworden; und deshalb wird es ihnen auch gelingen, die letzten Hintansetzungen, über die sie noch zu klagen haben, aus dem Wege zu räumen.

Sie werden dazu ermutigt werden durch den glänzenden Sieg, den Freisinn und Gleichberechtigung in Frankreich davongetragen. Die Folgen der wüsten Agitation, die der Klerikalismus dort gegen Juden und Protestanten betrieben hatte, sind auf diese Partei selbst zurückgefallen. Die Lügen und Gewalttaten, mit denen sie die Judenheit in der Person des Hauptmanns Dreyfus zu brandmarken bestrebt war, sind nach zwölfjährigem Kampfe als solche erkannt. Der früher nur begnadigte Dreyfus wurde am 12. Juli von dem höchsten Gerichtshofe Frankreichs endgiltig für schuldlos erklärt und freigesprochen. Nicht der Form aber dem Wesen nach wurden dafür diejenigen Offiziere und Minister verurteilt, die nachgewiesener Maßen Fälschung, Meineid, Richterbeeinflussung und zahllose andere Verbrechen begangen hatten, um „den Juden" zu entehren und zu vernichten. Jetzt sind sie entehrt und in der öffentlichen Meinung vernichtet.

In unsere herzliche Freude über den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit mischt sich freilich ein Tropfen der Wehmut — der edle, unerschrockene und geniale Mann, der kühn seinem ganzen Volk entgegentrat, als dieses einen Unschuldigen verdammte: Emil Zola, hat den strahlenden Triumph der damals verzweifelten Sache nicht mehr erlebt. Aber sein Name wird immer mit dieser Angelegenheit verknüpft bleiben und von allen wackeren Menschen die ihm gebührende hohe Ehrung erfahren. Ein anderer Vorkämpfer der Wahrheit, ihr

Märtyrer, der deshalb einst angeklagte, eingekerkerte, verurteilte Oberstleutnant Picquard hat volle Genugtuung empfangen, indem er binnen kurzer Zeit bis zu der höchsten militärischen Würde des heutigen Frankreich, zum Divisionsgeneral, befördert wurde. Auch Dreyfus selber ist wieder in das Heer eingestellt worden und zwar unter Beförderung zum Major.

Aber noch mehr. Die schwere Niederlage des Katholizismus bei allen letztjährigen Wahlen, die Herrschaft einer geradezu der katholischen Kirche feindlichen Partei, die Kündigung des Konkordats mit Rom — alles das sind Folgen der schändlichen Dreyfushetze seitens des Ultramontanismus. Selten hat die Nemesis so deutlich, so schnell und so durchgreifend gewirkt, wie bei diesen Ereignissen. Möge man sich auch anderswo — wir denken nicht allein an Rußland — dieses Beispiel zu Gemüte führen.

Die Neuwahlen zur Deputiertenkammer im Mai brachten vier Juden in das französische Parlament, unter ihnen Joseph Reinach, der nach dem Dreyfusprozeß aus der Kammer verschwunden war, und dessen Bruder Theodor. Dagegen fiel der größte Teil der antisemitisch-klerikalen Schreier einfach durch.

Alle diese Ereignisse haben die Gleichberechtigung der Juden, die in Frankreich zuerst in der Welt durchgeführt worden ist, über jede Anfechtung sicher gestellt. Es gibt jetzt in dem französischen Heere neun Generale und drei Generalärzte israelitischen Bekenntnisses; ein weiterer jüdischer General ist Direktor der Marine-Ingenieur-Akademie. Die Schlagfähigkeit der Armee scheint unter dem Kommando so vieler jüdischer hoher Offiziere nicht gelitten zu haben.

Aber nun trat an das französische Judentum eine schwere Aufgabe innerer Wiedergeburt heran. Der Widerstand der katholischen Kirche gegen den Staat hatte die volle gesetzliche Trennung zwischen diesem und den Kirchen überhaupt zur Folge gehabt. Damit fiel die bisherige staatliche Organisation auch des jüdischen Bekenntnisses, damit die diesem alljährlich vom Staate gewährte Unter-

stützung von 200000 Franken. Würde man im Stande sein, an Stelle der von der Obrigkeit festgestellten eine freiwillige Organisation zu setzen? Würde man die halbe Million Franken aufbringen, die solche jährlich für den israelitischen Kultus zu fordern hätte? Vielfache Umstände erhöhten die Schwierigkeiten. Eine starke Einwanderung aus Rußland hat in den letzten Jahren die bisherige Zahl von 80000 Israeliten auf 200000 erhöht; aber die meisten Ankömmlinge sind arm und bilden keine Stärkung sondern eine Schwächung der finanziellen Kraft des französischen Judentums. Ferner: der ausgezeichnete und allgemein geliebte und verehrte Leiter der letzteren, der Großrabbiner von Frankreich, Zadok Kahn, dessen Einfluß sicher zum Guten gewirkt hätte, war soeben — 8. Dezember — dahingeschieden. Endlich: man fürchtete einerseits die religiöse Gleichgiltigkeit der gebildeten und der reichen Juden, anderseits die Wirkungen des Streites, der sich auch in Frankreich zwischen Reform und Orthodoxie erhoben hatte. Und doch hat auch hier die lebendige Kraft des uralten Glaubens sich von neuem bewährt und den Sieg davongetragen. Die neue Gestaltung des Gemeindelebens in Frankreich steht fertig da. In jeder bisherigen Gemeinde soll ein israelitischer Kultusverein, nach den Buchstaben des neuen Gesetzes, gebildet werden. Diese Kultusvereine werden zu Vereinigungen zusammentreten, die die Stelle und die Funktionen der bisherigen Konsisterien übernehmen. Die Vereinigungen werden für je 500 Mitglieder ihrer Sprengel je einen Vertreter zu einer Zentralunion entsenden, die anstatt des bisherigen Zentralkonsistoriums tätig ist. Die sämtlichen Rabbiner Frankreichs haben eine „Konferenz" gebildet, die die Stelle des früheren Großrabbinats von Frankreich einnimmt und die zugleich drei ihrer Mitglieder in die Zentralunion wählt.

Bildet diese großzügige und zugleich sehr praktische Organisation gewissermaßen das Gerippe des umgewandelten israelitischen Gesamtkörpers in Frankreich, so handelt es sich vor allem darum, ihm durch hinreichende Geldbeiträge das nötige Blut in die Adern fließen zu

lassen. Die hierzu bestimmten Sammlungen und Zeichnungen haben eine so erfreuliche Entwickelung genommen, daß ein Gelingen mit Sicherheit vorauszusehen ist.

Es scheint, daß die Freiwilligkeit das unter der staatlichen Organisation einigermaßen erstarrte religiöse Leben der französischen Judenheit wieder erwärmen und erfrischen und zu neuer, blühender Entwickelung steigern wird.

Die Vorgänge im politischen Leben Frankreichs haben in dessen wichtigster Kolonie, in Algerien, ihren Nachhall gefunden. Die Munizipalwahlen, die im Oktober 1905 dort vollzogen wurden, versetzten dem Antisemitismus den Todesstoß. Er ist hoffentlich endgiltig aus diesem großen und immer mehr aufblühenden Koloniallande verschwunden.

Italien hält ebenso wie Frankreich den Grundsatz voller interkonfessioneller Gleichberechtigung aufrecht, ja hier gibt es kaum eine Spur von Antisemitismus. In dem Kabinet Sonnino wurde Luigi Luzzatti wiederum Schatzminister, während der Premier selber von einem jüdischen Vater, allerdings von christlicher Mutter, stammt. Die Unterstaatssekretäre im Kriegsministerium und im Unterrichtsministerium — Wollenberg und Ravà — sind gleichfalls Juden.

Auch in Großbritannien hat die liberale Partei bei den letzten Parlamentswahlen den Sieg davongetragen. Unter den Erkorenen befinden sich — anstatt der bisherigen zehn jüdischen Unterhausmitglieder — vierzehn Juden: die höchste Zahl von Israeliten, die je als englische Abgeordnete gearbeitet haben. Unter denjenigen früheren Abgeordneten, die dieses Mal auf der Strecke blieben, befindet sich auch zu allgemeiner Freude derjenige Jude, der für die antisemitische Fremdenbill gewirkt und gestimmt hat, Sir Harry S. Samuel. Aber nicht nur in dem Unterhaus, auch im Hause der Lords wuchs die Zahl der Juden durch die Erhebung des Sir Herbert de Stern zur Peerage; er sitzt neben seinen Glaubensgenossen Lord Rothschild und Lord Wadsworth.

Ein anderer Israelit, Herbert Samuel, wurde Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, dessen Leiter, Herbert Gladstone, ebenso wie Samuel selber entschlossen ist, die Bestimmungen des Fremdengesetzes in einem den unglücklichen jüdischen Schlachtopfern der russischen Autokratie möglichst günstigen Sinne anzuwenden.

Schwere Bedenken erregt auch unter den liberalen Juden Englands der neue Schulgesetzentwurf, der alle öffentlichen Erziehungsanstalten in die Hand des Staates gibt, den Religionsunterricht bedeutend einschränkt und das Dasein der jüdischen Schulen ganz in das Belieben der Lokalbehörden stellt. Ebenso fürchten die Juden den neuen Gesetzentwurf zur Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe, weil deren Erzwingung jüdischen Handwerkern und Geschäftsleuten die Heiligung des Sabbats sehr erschweren und zum Teil ganz unmöglich machen würde — eine Folge, die sich bei uns in Deutschland nur allzu deutlich herausgestellt hat. Zwei Ruhetage in jeder Woche sind in der Tat für Menschen zu viel, deren Unterhalt von ihrer angestrengten täglichen Arbeit abhängt. Die Juden verlangen, daß, wie in einigen Staaten Nordamerikas, denjenigen ihrer Glaubensgenossen, die ihren Sabbat beobachten, die Geschäftstätigkeit am Sonntag gestattet werde.

In der großen britischen Kolonie Kanada ist dieser Wunsch nicht erfüllt worden. Ein Amendement, daß die Juden von dem Zwange zur Sonntagsruhe befreit werden sollten, wurde bei dem betreffenden Gesetze im kanadischen Senat eingebracht, aber verworfen. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch solche Gesetze die Lage der der alten Ueberlieferung treuen Israeliten eine sehr schwierige wird. Bisher galt in Kanada nur die Vorschrift, daß an einem Tage in der Woche — gleichviel welchem — geruht werden müsse. Die neue, den Juden ungünstige Gesetzgebung ist dem Einflusse der Jesuiten auf den französisch redenden, katholischen Teil der kanadischen Bevölkerung zu danken.

Unter dem Schatten der englischen Flagge setzt sich das Judentum auch in China immer fester. An Stelle der beinahe verschwundenen alten Gemeinden entstehen neue lebensfrische Organisationen. In Schanghai hat

sich eine beträchtliche jüdische Gemeinde gebildet, die ein lebhaftes Interesse für die Angelegenheiten und Bestrebungen der Glaubensgenossenschaft auch außerhalb ihres Bezirkes erweist. Zum Oberrichter des englischen Distriktes Hongkong wurde ein Jude, J. R. Michael, ernannt. Als dieser den vorgeschriebenen Eid auf die Bibel zu leisten hatte, tat er es nach jüdischem Ritus, den Hut auf dem Kopfe. Die wirklich religiös denkenden Engländer sind mit solcher Treue gegen die Vorschriften der jüdischen Ueberlieferung durchaus einverstanden: was würden unsere pseudofrommen deutschen Chauvinisten über derartige „Verjudung“ zetern!

Ebenso nehmen in Australien die Juden, die seit langem gewerblich und politisch eifrig für den Aufschwung der nun vereinten englischen Kolonien des fünften Erdteils gearbeitet haben, eine sehr geachtete Stellung ein. Trotz ihrer geringen Anzahl — etwa 23 000 Seelen — sitzen viele von ihnen in den gesetzgebenden Versammlungen, bekleiden Bürgermeister- oder Oberrichterposten, ja haben Ministerportefeuilles inne. Es wird dort eben der Begabung und der redlichen Arbeit Aller, ohne Unterschied des Glaubens, gleich sehr Rechnung getragen. Freilich besitzt das helle Bild auch seine Schatten. Die religiöse Gleichgiltigkeit ist groß unter den australischen Juden, und die Mischehe übt auf die israelitische Gemeinschaft ihre zersetzende Wirkung in weitem Umfang. Auch ist die Selbstsucht so stark, daß die australischen Israeliten bisher die Einwanderung russischer und rumänischer Flüchtlinge stets zu vereiteln gewußt haben. Allzu viel Glück ist nie für die Juden von guter sittlicher Wirkung gewesen.

Im Gegenteil nimmt das britische Südafrika unsere armen Glaubensbrüder aus dem europäischen Osten ohne viele Schwierigkeiten auf. In der Kapkolonie giebt es jetzt 20000, in Transvaal gar 25000, in Natal 4000 Juden, die sich bereits als solche bekennen und würdige Gotteshäuser erbauen. In mehreren Städten, wie in Kimberley und der Kapstadt selbst, haben Juden die Ehrenstellung eines Bürgermeisters eingenommen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist einstweilen von der jüdischen Immigration ein schwerer Schlag abgewendet worden. Die fremdenfeindliche Partei hatte im Senate ein Gesetz zur Annahme gebracht, das allen fremden Ankömmlingen eine persönliche Taxe von fünf Dollars (21 Mark) anstatt der bisher erhobenen zwei Dollars auferlegte und von ihnen die Kenntnis des Lesens in einer lebenden Sprache verlangte. Danach wären viele jüdische Einwanderer von vorn herein ausgeschlossen gewesen, da sie von ihren schwachen Geldmitteln die erhöhte Taxe nicht hätten erbringen können und die Frage, ob das „Jiddisch" eine lebende Sprache ist, der Willkür der Überwachungsbeamten ausgesetzt gewesen wären. Zum Glück hat das Abgeordnetenhaus beide Bestimmungen verworfen und auf den Vorschlag zweier wackerer jüdischer Mitglieder, Littauer und Goldfogle, den Beschluß gefaßt, alle diejenigen Einwanderer, die aus Gründen politischer oder religiöser Verfolgung ihre Heimat haben verlassen müssen, ohne Nachweisung pekuniärer Mittel zuzulassen. Wenn auch der Senat obige Klausel annimmt, ist allen körperlich gesunden russischen Juden der Schritt zu dem Lande der goldenen Freiheit geöffnet.

Allerdings die bisher sehr leichte Naturalisation in den Vereinigten Staaten ist durch ein neues Gesetz sehr erschwert worden. Von nun an muß zwischen der Bewerbung um das Bürgerrecht und dessen Gewährung ein Zeitraum von mindestens zwei Jahren verfließen, und es werden nur solche Bewerber mit dem Bürgerrecht begabt, die die Kenntnis der englischen Sprache nachweisen. Wir können letztere Klausel indes nur als einen Vorteil für die jüdischen Immigranten betrachten, die sich so veranlaßt sehen, ihr geistiges Ghetto zu verlassen und sich der Bildung und Kultur ihrer neuen Heimat anzuschließen. Solche Kultur-Assimilation wird ihrer religiösen Treue und Selbständigkeit nicht schaden, wohl aber sie zu nützlichen und geachteten Bürgern des großen Freistaates machen.

Denn hier werden die hervorragenden Eigenschaften

und vaterländischen Verdienste jedes Bürgers, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, bereitwillig anerkannt; hier werden sie für das Vaterland ausgenützt, ohne daß man ängstlich fragt: was ist Abstammung und Religion? Ist doch jetzt ein in der Rheinpfalz geborener Jude, Oskar S. Straus, zum Minister der Union, und zwar zum Staatssekretär für den Handel vom Präsidenten Roosevelt ernannt worden, nachdem er schon vorher amerikanischer Gesandter in Konstantinopel und Bevollmächtigter beim Haager internationalen Schiedsgerichtshof gewesen war. Die Berufung Straus', der jetzt 56 Jahre alt ist, in das Handelssekretariat ist um so wichtiger, als dieses das Einwanderungsgesetz zu handhaben hat. Nunmehr sind die armen jüdischen Immigranten freundlicher und nachsichtiger Behandlung sicher. Beteuerte doch Herr Straus, der auch sonst ein treuer und für seine Glaubensgenossen sehr tätiger Israelit ist, erst kürzlich: „Die armen Einwanderer werden den ersten Platz in meinem Herzen einnehmen." Das ist eine erfreuliche Aussicht für die unglücklichen Opfer des heiligen Rußland und des unheiligen Rumänien.

Während im fernen Westen eine neue große jüdische Gemeinschaft sich in immer mächtigerem Umfange entwickelt, zeigt die jüdische Kolonisation in Palästina nur einen langsamen Fortschritt. Das ist auch so lange nicht anders möglich, wie solche hauptsächlich dem Ackerbau zugeführt wird. Denn, wie die jüngste Darlegung des Jewisch Colonization Association (Hirsch-Komitee) beweist, haben sich von allen Pflanzungen in Palästina bisher, unter den besonderen politischen und ökonomischen Bedingungen der Gegenwart, nur die Oelbaum-Kulturen als eines gesicherten Erfolges fähig erwiesen. Diese aber erfordern nicht sowohl kleine Ansiedler, als vielmehr große und einigermaßen kapitalskräftige Besitzer, sind also für die Mehrheit der jüdischen Einwanderer nicht geeignet. Es ist deshalb durchaus angemessen, wenn die Bestrebungen einsichtiger jüdischer Freunde des heiligen Landes jetzt vor allem auf Förderung des Handwerks und zumal des Kunsthandwerks sowie der Fabrikation unter den Juden

Palästinas gerichtet sind. Noch wichtiger würde es sein, wenn eine der großen Institutionen, die dem Wohle unserer östlichen Glaubensbrüder gewidmet sind, sich die Zuführung derselben zu gründlicherer und höherer Bildung angelegen sein lassen wollte — selbstverständlich nicht einer theoretischen, rein wissenschaftlichen, sondern einer kommerziellen, polytechnischen, medizinischen und juristischen. Das ist die Grundbedingung für eine dauernde und bleibende Hebung der orientalischen Judenheit. Sonst ist sie zweifellos der endlichen Unterjochung und Ausbeutung durch die rührigen und bildungsbegierigen griechischen und armenischen Elemente verfallen. Der ökonomische und soziale Rückgang der Juden in der Levante sowie ihre Verdrängung durch Griechen und Armenier ist durch keine andere Ursache herbeigeführt.

Die zionistische Bewegung hat zu einer Spaltung in ihrem eigenen Schoße geführt. Da der siebente zionistische Kongreß in Basel die Bestrebungen seiner Anhänger ausschließlich auf Palästina und dessen Nachbarschaft beschränkte, löste sich von ihm unter der Leitung des wohlbekannten Romanschriftstellers Israel Zangwill die „Jüdische Territoriale Organisation" (Ito) ab, die denjenigen Juden, die in ihrer Heimat nicht verbleiben können oder wollen, ein Gebiet auf selbständiger Verfassungsgrundlage zu schaffen beabsichtigt. Die Ito hat sich, nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Zionismus gänzlich von diesem getrennt. Jedenfalls ist ihren menschenfreundlichen Bestrebungen, die bei der englischen Regierung ein verständnisvolles Entgegenkommen gefunden haben, bestes Gelingen zu wünschen. Möchten die verfolgten Söhne Israels eine Scholle finden, die sie ihr eigen nennen dürfen!

Literarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

Es ist wirklich merkwürdig, daß man in weiten Kreisen noch immer nicht zu einer richtigen Erfassung und Erklärung des Begriffes der jüdischen Wissenschaft oder der jüdischen Literatur gelangt ist. Zwar hat man schon vor fast hundert Jahren die Kreise dieser Wissenschaft eng umschrieben. Und seither ist manche treffende Definition gegeben worden; auch hat man den Beweis dafür geliefert, daß diese Definition im großen Ganzen die richtige war. Aber das alles hat nicht geholfen.

Ein lehrreiches Beispiel dafür ist der Streit, der zwischen einem angesehenen nichtjüdischen — wie wir gleich hinzufügen wollen — ziemlich vorurteilslosen Theologen und einem jüdischen Gelehrten, über diesen Begriff entbrannt ist. In einem Aufsatz über dieses Thema hatte für eine Tageszeitung Dr. Felix Perles folgenden durchaus zutreffenden Satz geschrieben:

„Während sonst der Staat es als eine seiner obersten Aufgaben betrachtet, jede neue Wissenschaft anzuerkennen und zu fördern, hat die Wissenschaft des Judentums von Anfang an bis auf den heutigen Tag eine völlige Ignorierung von Seiten des Staates erfahren. An keiner deutschen Universität existiert ein Lehrstuhl für dieses nach so vielen Richtungen hin wichtige

und fruchtbare Fach. Es scheint fast, als ob das System der Rechtsverweigerung, das auf so vielen anderen Gebieten dem Judentum gegenüber gehandhabt wird, auch seiner Wissenschaft gegenüber angewandt werden soll, und als ob die Missionspolitik, die der Staat seinen jüdischen Bürgern gegenüber treibt, auch hier Platz greifen soll. Denn bezeichnenderweise dienen die einzigen einschlägigen Vorlesungen, die an zwei Universitäten nebenamtlich von evangelischen Theologen gehalten werden, ausgesprochen nur den Zwecken der Judenmissionsanstalt (Institutum Judaicum)."

Diese Worte sollen nun nach der Ansicht von Eduard König, dem ordentlichen Professor der semitischen Sprachen an der Universität zu Bonn, „mehr als eine unberechtigte Anklage" enthalten. Der gelehrte evangelische Theologe begreift es nicht, daß eine Rechtsverweigerung darin liege, wenn an keiner deutschen Universität ein Lehrstuhl für die Wissenschaft des Judentums existiert, „da ja auch keine Lehrstühle für muhamedanische oder buddhistische Wissenschaft bestehen". Man sieht, daß also der Begriff der Wissenschaft des Judentums noch nicht einmal in den Kreisen recht aufgefaßt wird, die es am nächsten angeht. Denn wenn Herr Professor König weiter sagt, daß das Neuhebräische von den Professoren für orientalische Sprachen „mitvertreten" werde, so ist das zunächst überaus charakteristisch für seine Auffassung der Wissenschaft des Judentums; sodann aber haben wir in den letzten fünfzig Jahren so köstliche Proben solcher Mitvertretung gehabt, daß wir gern auf diese verzichten. Aber es muß doch auch einmal ganz offen die Frage gestellt werden: wie viele Professoren für orientalische Sprachen an deutschen Universitäten verstehen denn überhaupt einen unpunktierten neuhebräischen Text auch nur zu lesen, geschweige denn ihren Hörern zu vermitteln?

Der Hinweis auf Franz Delitzsch ist in dieser Beziehung gerade sehr wertvoll. Dieser Mann war einer der wenigen, der wirklich in der neuhebräischen Literatur bewandert gewesen ist. Aber wie viele Nachfolger hat er denn an den deutschen Universitäten? Perles fügt wörtlich hinzu:

„So wie die Universitäten verschließen sich auch die deutschen Akademien vollständig der jüdischen Wissenschaft.

Während für Erforschung des Islams oder des Buddhismus alljährlich Beiträge zu Forschungsreisen, Textausgaben oder sonstigen Publikationen bewilligt werden, hat noch keine das nachbiblische Judentum betreffende Arbeit eine Subvention von seiten einer Akademie erhalten, geschweige denn, daß die Akademie sie unter ihre Schriften aufgenommen hätte."

Mit dieser Forderung ist König einverstanden, aber er wünscht doch vorher festzustellen, ob wirklich von deutschen Akademien Beiträge zur Förderung von solchen Arbeiten gewährt worden sind, die zur Erforschung des Islam oder des Buddhismus bestimmt waren; ferner müßte untersucht werden, ob den deutschen Akademien auch solche Werke, die der Erforschung des Neuhebräischen und deshalb indirekt des Judentums gewidmet waren, mit dem Antrag der Unterstützung vorgelegen haben. Endlich müßte geprüft werden, ob die vorgelegten Arbeiten würdig waren, von der Akademie unterstützt zu werden.

Wir glauben, daß bei einigermaßen gutem Willen jeder über diese drei Bedenken sich rasch und genau informieren könnte. Ohne die geringste Anstrengung wären wir in der Lage, dem gelehrten Herrn Professor sofort eine lange Reihe vorzüglicher Arbeiten anzuführen, deren Bedeutung er selbst anerkennen möchte, und die von deutschen Akademien abgelehnt worden sind.

„Die jüdische Wissenschaft wird sich erst dann normal entwickeln können, wenn sie nicht mehr nötig hat, mit tausend Seitenblicken zu arbeiten. Um zu dieser Unabhängigkeit zu gelangen, müßten sich ihr aber erst die Universitäten und Akademien erschließen, wo die Pfleger und Jünger sich ungestört der Erforschung des Judentums widmen könnten. Dann würden auch sicher von jüdischer wie christlicher Seite Werke geschaffen werden, die schon durch die Größe ihres Gegenstandes Interesse und Achtung für das Judentum erwirken könnten und besser als irgend eine Abwehrzwecken dienende Gelegenheitsschrift Verständnis für eine so merkwürdige geschichtliche Erscheinung wecken würden."

Auch mit diesen Worten von Perles ist der christliche Theologe nicht einverstanden. Er meint, es fehle ja auch nicht an Gymnasiallehrern oder Beamten, die sich an echt wissenschaftlichen Arbeiten gewissenhaft beteiligten. Das ist sicher richtig, aber auf der andern Seite, wer vermöchte es zu leugnen, daß die Pflege der Wissenschaft

als solche unter den gegenwärtigen Verhältnissen hauptsächlich und vor allem von der Universität und von der Akademie ausgeht. Geradezu unbegreiflich aber ist folgendes Mißverständnis: Perles hatte gesagt, daß bei akademischer Pflege der jüdischen Wissenschaft sicher Werke geschaffen würden, „die schon durch die Größe ihres Gegenstandes Interesse erwecken könnten". Dazu bemerkt Herr Professor König: „Der Gegenstand, nämlich das Judentum, wird doch nicht dadurch größer, daß es von einem Universitätslehrer behandelt wird." Sollte man das für möglich halten? Es ist wirklich schwer, gegen eine solche Anschauung zu polemisieren; aber es ist doch leider notwendig, denn sie zeigt uns, wie wenig Verständnis selbst in den sogenannten objektiven Gelehrtenkreisen für unsere Wissenschaft noch immer vorhanden ist. Was folgt daraus?

Nichts anderes, als daß wir jeder an seinem Teil und jeder in seinem Zweige unbeirrt und rüstig an dem Aufbau unserer Wissenschaft weiter arbeiten müssen. Von ihr gilt, was Schiller von der deutschen Muse gesungen, in vollem Maße:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht im Strahl der Fürstengunst."

Auch bei den Großen und Reichen unserer eigenen Gemeinschaft ist sie „schutzlos, ungeehrt". Und so dürfen wir denn mit dem Dichter rühmend sagen: Selbst erschuf sie sich den Wert! Und es ist ein wahres Glück, daß nicht die Professoren der evangelischen Theologie und der orientalischen Sprachen an den deutschen Universitäten die maßgebenden Beurteiler dieses Wertes sind.

Wer die Schwierigkeiten kennt, unter welchen die jüdischen Gelehrten arbeiten, wer da weiß, wieviel Vorurteil und Böswilligkeit sich ihnen auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg stellt, wie wenig Förderung sie — trotz Eduard König — von irgend einer Seite zu erwarten haben, der wird es zu würdigen wissen, was

seit einem Jahrhundert in allen Zweigen dieser Wissenschaft mit Eifer und Treue geleistet worden ist.

Nur auf einem einzigen Gebiete sind wir etwas zurückgeblieben, nämlich auf dem der Bibelforschung. Und hier liegen die Verhältnisse allerdings so, daß ein billigdenkender Beurteiler auch für dieses Zurückbleiben mannigfache Entschuldigungsgründe wird anerkennen müssen. Trotzdem erscheint es notwendig, immer und immer wieder die Mahnung zu erheben, daß die jüdischen Gelehrten dieses ihr ureigenstes Gebiet nicht mehr den „Söhnen der Fremde" überlassen sollten.

Außerordentlich wertvoll ist in dieser Beziehung das Geständnis, das einer der strengsten moderner Kritiker, nämlich Karl Budde, in seiner vortrefflichen Geschichte der althebräischen Literatur über die Bibel ablegt: „Und was uns endlich erhalten geblieben, ist weiterhin bis auf den heutigen Tag nicht nur von den Juden, sondern viel mehr noch von den Christen, die es als heiliges Buch übernahmen, so oft mit Spaten und Sieb, mit Lampe und Schmelztiegel, mit Skalpell und Mikroskop durchforscht worden, daß es gleichsam in seine Atome aufgelöst vor uns liegt und kein Bestandteil mehr am andern haften will. Die übergroße Liebe, die allzueifrige Anteilnahme, die diesem Schrifttum zuteil geworden, ist nachgerade in eine Zweifelsucht umgeschlagen, der nichts mehr als sicher, alles als möglich erscheint, und jeder feine Kopf macht sich selbst das Fundament eines ganz neuen Baues aus dem alten Stoff." Dieses Geständnis können wir fast Wort für Wort unterschreiben, nur mit einer Einschränkung: Die Juden haben sich an dieser Minirarbeit warhaftig am wenigsten beteiligt.

Wenn man z. B. in der neuesten Arbeit von Julius Wellhausen über die Israelitisch-jüdische Religion in dem Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart" kühne und geistreiche Hypothesen als authentische mit unvergleichlicher Sicherheit vorgetragen findet, wenn in dieser Geschichte ohne Weiteres wie ein Canon der Satz an die Spitze gestellt wird, daß mit dem System des Kultus die Geschichte Israels beginnte und das Ritual-

gesetz ihr Anfang sei, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß hier, um zu widerlegen und zu berichtigen, noch eine Fülle von Arbeit für unsere jüdischen Forscher zu leisten sei, der sie sich nun aber auch auf keinen Fall mehr länger entziehen dürften, sollen nicht unsere wichtigsten Positionen mit der Zeit gänzlich aufgegeben und den Gegnern überlassen werden.

Andererseits darf jedoch auch nicht verkannt werden, daß schon die bisherige Arbeit ihre Früchte getragen hat. Man wagt es nun doch nicht mehr, in der Weise, wie man es bisher getan hatte, von dem „Joch des Gesetzes", von der Verschrumpfung der Pharisäer, von ihrer Pedanterie und Disziplin zu sprechen, wie das bisher in den meisten einschlägigen Lehrbüchern geschehen ist. Selbst Wellhausen, der doch von den Pharisäern ein Bild entworfen, daß einem modernen Menschen förmlich Gruseln einjagen könnte, sieht sich jetzt zu der ausdrücklichen Einschränkung genötigt: „Es ist jedoch nicht richtig zu glauben, daß nun unter dem Joch des Gesetzes alle anderen Triebe des geistigen Lebens verkümmert wären". Und Karl Budde geht in seinem oben zitierten Werke noch erheblich weiter, in dem er sagt: „Wer mit den Apokryphen und Pseudepigraphen in eine Zeit geistiger Erstarrung des Judentums, als die man sich seine letzten vorchristlichen Jahrhunderte früher wohl vorgestellt hat, geführt zu werden glaubte, mag eines Besseren belehrt worden sein." Dieser Satz ist Goldes wert. Und da nach Lessing Jedermann sich seines Fleißes rühmen darf, so wäre es töricht zu verschweigen, daß es vor allem die unermüdliche Arbeit jüdischer Gelehrter gewesen ist, der wir dieses Heraufdämmern einer besseren Erkenntnis in erster Reihe zu danken haben.

Und nun, nachdem wir den Sorgen und Kümmernissen unseres Herzens wieder einmal Luft gemacht haben, schreiten wir in die weitgeöffneten Hallen der Bibelexegese ein. Wie in den früheren Jahren, so haben auch diesmal Deutsche und Engländer das Beste und Wichtigste geschaffen. Von der großen Cambridge Ausgabe der Septuaginta nach dem Text des Codex Vaticanus,

die Brooke und Mc. Lean besorgen, ist der erste Band erschienen. Von welchem Nutzen und Interesse das Studium des Werkes in dieser Ausgabe sein kann, welche großen Dienste sie als Hilfsmittel zur Erklärung des Urtextes leisten wird, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. Außerdem ist der Codex Vaticanus selbst wieder neu aufgelegt worden. Von den Erklärungen zu den einzelnen Werken möchte ich hier in erster Reihe den Kommentar von C. H. Cornill zu Jeremia erwähnen. Es ist merkwürdig, wie der tiefe Ernst und die dunkle Färbung, die durch die Reden dieses Propheten klingen, gerade in unseren Tagen wieder Eingang finden. Wie wenige andere versteht es Cornill die tiefen ethischen Gedanken und die echte Poesie aus den Reden dieses Propheten herauszuheben und zu deuten. Neben der ausgezeichneten Schrift des unvergeßlichen Lazarus ist der Kommentar von Cornill, auch wenn man ihm in den Resultaten nicht durchweg zustimmen kann, das Beste, was über dieses Prophetenbuch in neuerer Zeit geschrieben worden. Ueber den Propheten Jeremias hat außerdem noch Ramsay, über Amos Meinhold, über Jesaia Wright, über Habakuk Duhm, über die kleinen Propheten Nowak und Driver, über Hiob Storck und W. A. Wright und abermals Driver, über die Psalmen G. Briggs und W. Cobb, über die Klagelieder Zenner, über Jonas Schmidt und E. Thiem, über Daniel Wright, über das Hohelied E. Vesper und F. Coutts geschrieben. Die Einleitungswissenschaft haben Klostermann und Gautier bereichert. Sonst sind aus der Masse der Erscheinungen auf diesem Gebiete, die im einzelnen unmöglich aufzuführen sind, zu nennen: die Arbeiten von Ed. Meyer über die Israeliten und ihre Nachbarstämme, von Binet-Sanglé über die Psychologie der Propheten, von Harper über das prophetische Element in der Bibel, von Barrelet über die Religion Babylons und die Israels, von Boucheron über Babylon und die Bibel, von Baentsch über altorientalischen und israelitischen Monotheismus — eine ausgezeichnete Arbeit, deren Lektüre wir nicht warm genug empfehlen können — von Erbt

über Kanaan, von Grandt über den Schöpfungsbericht, von H. Greßmann über den Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, von Ed. König über den Geschichtsquellenwert des A. T., das Buch von M. Loehr über die alttestamentliche Religionsgeschichte, die Antrittsvorlesung von Doeller über die Bedeutung des alttestamentlichen Bibelstudiums, die manchen guten Gedanken enthält, die aufklärenden Schriften von Hugo Winkler über den alten Orient und die Bibel, die Arbeit von G. Hoelscher: Kanonisch und Apokryph, die Studien von Driver und Kirkpatrick „The Higher Criticism“, der Essay von S. Brockelmann über semitische Sprachwissenschaft, die biblische Anthropologie des Holländers Leeuwen, das Handwörterbuch von Welsch, das für den Studierenden sehr brauchbar ist, das englisch-hebräische Lexikon zur Bibel von Brown und endlich noch die Schrift von F. Falk, die Bibel am Ausgang des Mittelalters, schließen dieses Gebiet ab.

Nicht unerwähnt dürfen aber die Schriften bleiben, welche den glücklichen Versuch unternahmen, den Wert, die Bedeutung und die Schönheit der Bibel weiteren Kreisen verständlich zu machen. Hier sind die verschiedenen vortrefflichen Arbeiten von August Wünsche: Die Schönheit der Bibel, die Bildersprache der Bibel, Salomon's Thron und Hippodrom und die schon wiederholt citierte Literatur-Geschichte von Budde in erster Reihe zu nennen. Es wäre wirklich ein Glück, wenn wir endlich einmal aus dem Studium der Einleitungswissenschaft in das der Literaturgeschichte übergehen würden. Mit Recht sagt Budde in dem „Wort vor der Tür“, daß die Aufgaben, die dem Forscher hier entgegenträten, so verwickelt seien, daß eine zusammenhängende Darstellung des Werdens und der Geschichte der althebräischen Literatur schon darum nur äußerst selten gewagt wurde. Budde geht von den ältesten Dichtungen aus und schließt mit „dem köstlichen Werk der Apokalyptik“ mit dem Buch Daniel. Die Apokryphen und Pseudepigraphen überließ er seinem Freunde Alfred Bertholet zur Behandlung. Dieser stellt die geschichtliche

Literatur an die Spitze, dann folgen die Apokalyptik und Lyrik, im dritten Band die Legenden und romanhaften Literaturerzeugnisse, im vierten Band die lehrhaften, moralisierenden und philosophischen. Die ganze Darstellung ist in manchen Zügen meisterhaft durchgeführt.

Was haben wir armen Juden dieser „Fülle von Gesichten" gegenüber zu stellen? Ach, leider viel zu wenig, um alles das widerlegen zu können, was von der anderen Seite behauptet und nahezu schon als sicher hingestellt wird. Ich nenne in erster Reihe die Fortsetzung des gelehrten Kommentars zu Leviticus von David Hoffmann, über dessen ausgezeichnete Polemik gegen Graf und Wellhausen noch immer alle kritischen Wälder schweigen, ferner den Daniel von Lambert in dem großen hebräischen Bibelkommentar, der in Galizien erscheint, die Fortsetzung der polnischen Bibelübersetzung von Cylkow, der holländischen von Onderwijzer, die Studien, Glossen und Erklärungen von D. H. Müller, A. Jahuda, F. Perles und H. Chajes, die Schrift von A. Gordon über die Bezeichnungen der pentateuchischen Gesetze (Torah, Mischpat, Mizwah, Chukim) den Essey von H. Vogelstein, Militärisches aus der israelitischen Königszeit, das Buch von L. Venetianer: Ezekiels Visionenen und die salomonischen Wasserbecken; c'est tout!

Die Apokryphen und die hellenistische Literatur haben diesmal geringerer Beachtung sich zu erfreuen gehabt als sonst. Die Studie von Elhorst über die beiden Makkabäer-Bücher und die Vorgeschichte der jüdischen Freiheitskämpfe verdiente jedenfalls eingehende Beachtung, ebenso die Arbeit von Ermoni über den Essäismus, die Kommentare und Uebersetzungen zu Sirach von W. Müller, zu Tobit von P. Vetter, zu Henoch von H. Appelt und S. Martin, ferner die Gramatik des neutestamentlichen Griechisch von J. A. Moulton, die johaninische Gramatik von E. Abbott, die Untersuchungen von L. Massebieau und E. Béhier über die Chronologie des Lebens und der Werke von Philo. Dagegen werden die Resultate, zu denen

P. Krüger in seiner Schrift: Philo und Josephus als Apologeten des Judentums gelangt, nicht überall Billigung finden. Die Uebersetzungen dieses Historikers, die in englischer, französischer und polnischer Sprache unternommen wurden, werden das Interesse für denselben in weite Kreise tragen; A. Berendts bemüht sich, die Zeugnisse Christus sogar im slavischen Josephus zu beleuchten; das Buch von E. Bischoff: Im Reich der Gnosis, führt uns unmittelbar in die Kämpfe um die Entstehung des Christentums, die auch in diesem Berichtsjahre das allgemeine Interesse in lebhafter Weise erregt haben. Indes haben wir uns in diesen Kampf nicht zu mischen, wir haben nur unseren Anteil an der Arbeit festzustellen, die das Christentum begründete, also an der vorchristlichen Propaganda und an dem Verhältnis, welches die rasch zur Aufnahme gelangende Tochterreligion zum Judentum in jenen Jahrhunderten eingenommen hat. Wenn ich schon vorhin bemerkte, daß im allgemeinen auch im nichtjüdischen Lager der Anfang zu einer gerechten Würdigung dieses Verhältnisses gemacht wird, und wenn ich dabei auf zwei der bedeutendsten Autoritäten wie Wellhausen und Budde exemplificieren konnte, so darf man doch daraus nicht schließen, daß dem Judentum die volle Gerechtigkeit, die ihm gebührt und die es zu fordern hat, nunmehr auch zuteil wird. Im Gegenteil!

Ich sehe dabei ganz von dem wahnwitzigen Treiben eines dilettantischen Kreises, der mit aller Gewalt Christus zum Arier machen und das Christentum so von seinem jüdischen Ursprung ganz loslösen will. Die Herren H. Chamberlain und Max Bewer sind hier die Hauptagitatoren. Derartige Bemühungen können in gelehrten Kreisen doch nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen. Aber auch selbst in diesen Kreisen findet das Judentum noch immer nicht die Würdigung, die ihm zukommen würde, wenn eine genaue Kenntnis der jüdischen Quellen, vor allem des talmudischen Schrifttums, bei denen vorhanden wäre, die dieses Gebiet zum Hauptgegenstand ihres Studiums machen.

Es ist erfreulich, daß diese Erkenntnis in denkenden und vorurteilsfreien Geistern bereits aufzudämmern beginnt. Bereits haben sich einige christliche Gelehrte zusammengetan, um zunächst ausgewählte Mischnatraktate zu guten übersichtlichen und das Verhältnis zum Neuen Testament beleuchtenden Uebersetzungen herauszugeben. Es sind die Traktate Joma, Abot und Berachot, sämtlich bearbeitet von dem Herausgeber des ganzen Unternehmens, von Paul Fiebig, erschienen. Das Unternehmen ist ohne Zweifel ein verdienstliches, wenn auch die Auffassung selbstverständlich eine grundverschiedene von der unsrigen ist. Was Fiebig zum Beispiel über „die Reglementierung des Gebetslebens" sagt, ist vom jüdischen Standpunkt durchaus falsch. Darum darf jedoch die ganze Arbeit doch nicht unterschätzt werden. Erst wenn sie wirklich geleistet ist, wird man die Entstehungsgeschichte des Christentums und das Verhältnis des Talmuds zu dem jungen Christentum unbefangen beleuchten können. Sehr wertvolle Beiträge zu diesem Thema liefert das Buch von B. Kellermann mit seinen beiden Essays über Albert Kalthoffs Soziale Theologie und das Minäerproblem. In dem letzteren widerlegt Kellermann sehr glücklich die vagen Hypothesen Friedländers, von denen ich schon im vorigen Berichtsjahr gesprochen habe. Auch die Talmudübersetzung von L. Goldschmidt, von der im Berichtsjahr der Traktat Baba Mezia und der Anfang von Baba Batrah erschien, wird vielleicht auch dazu beigetragen haben, eine gerechtere Würdigung anzubahnen. Ja, wir erhalten jetzt sogar ein Stück schwedischer Mischna, in der Bearbeitung des Abot-Traktats von M. Fernling in Upsala. Die gelehrten Studien von L. A. Rosenthal über den Aufbau der Mischna werden mit großem Aufwand von kritischer Gelehrsamkeit fortgesetzt. Eine neue Ausgabe des jerusalemischen Talmud von Friedländer hat mit dem Traktat Jebamot begonnen. Zu nennen sind hier noch in diesem Zusammenhange das Buch von E. Collins: The Wisdom of Israel, das wohl den gleichen Zweck verfolgt wie die Uebersetzungen von Fiebig, die Schrift von O. Friedrich über den Christusnamen im Lichte

der alt- und neutestamentlichen Literatur, von Selberg über „die beiden Wege“ und das Aposteldekret, von A. Sorel über Renan und dessen historische Romane, hauptsächlich aber die eindringenden gelehrten Forschungen von A Büchler über den galiläischen Am ha-Arez des zweiten Jahrhunderts, durch die ein helles Licht auf die innere Geschichte des palästinensischen Judentums in jener bewegten Zeitperiode fällt. Endlich gehört noch hierher die Geschichte Israels von Alexander d. Gr. bis Hadrian von A. Schlatter und die Dissertation von D. Spiegel über Titus und Hadrian im Talmud und Midrasch. Endlich der Anfang einer Clavis talmudica, eines talmudischen Reallexikons, von Michael Guttmann.

Vielleicht wird auch die immer eifrigere Beschäftigung mit dem Targumim nicht ohne Einfluß auf dies Verhältnis bleiben. In der Sammlung der Monumenta Judaica hat August Wünsche angefangen, die Targumim zum Patentbuch herauszugeben und zu übersetzen.

Wir haben über dieses Unternehmen bereits unsere Meinung ausgesprochen und können auch heute kein anderes Urteil fällen. Die ganze Transkription, die Art der Uebersetzung und der Einleitung erwecken kein besonderes Vertrauen. Indes wird man doch den kritisch-exegetischen Apparat abwarten müssen um ein objektives Urteil fällen zu können. Inzwischen hat in der Leitung bereits eine Palastrevolution stattgefunden. Es sind einige Mitarbeiter heraus- und statt deren neue Mitarbeiter — hineingeworfen worden. Für uns wird das Werk wohl kaum von Bedeutung sein, dagegen könnte es, wenn es wirklich planvoll und systematisch durchgeführt wird, für die Erkenntnis der Wissenschaft des Judentums in nichtjüdischen Kreisen immerhin von Bedeutung werden. Ueber das Targum Pseudo-Jonathan in seinem Verhältnis zur apokryphischen Literatur hat A. Marmorstein geschrieben, und eine Konkordanz zum Targum Onkelos verdanken wir E. Brederek.

* * *

Damit sind wir auch schon unmittelbar in den Kreis der Literaturgeschichte des Mittelalters gelangt, die ein gar seltsames Bild darbietet. Thomas Campanella nannte die Welt „die Handschrift Gottes". In diesem Sinne könnte man die Literatur die Handschrift des Geistes nennen. Allerdings kann man von unserem Schrifttum dies heute kaum behaupten, denn es bietet vorläufig noch eine Art von literarhistorischer Rumpelkammer, angefüllt mit Dissertationen, Separatabdrücken, Schulprogrammen, Zeitungsartikeln und dergleichen mehr, nur selten ein zusammenfassendes großes systematisches Werk über irgend einen Kreis des Wissens. Das ist sehr bedauerlich! Baco von Verulam konnte der Polyhistorie seiner Zeit, in welcher die Wissenschaft ebenso chaotisch behandelt wurde, nicht wirksamer gegenüber treten, als indem er ihr „die Gewalt des Gedankens" anzutun suchte, und sie dadurch eine wahrhaft wissenschaftliche Encyklopädie zu werden nötigte, in der denn auch die Geschichte der Literatur selbst und ihre Verzweigungen nur in einem gedankenmäßigen Zusammenhange der Entwickelung ihre Stelle finden konnte. Wo ist ein moderner Baco, der für uns diese Riesenarbeit übernähme?

Unsere jungen Gelehrten antworteten auf solche Einwände, daß es in den einzelnen Wissenszweigen noch an den nötigen Vorarbeiten fehle und daß diese erst geschaffen werden müßten, ehe man an eine systematische und zusammenfassende Schöpfung herantreten könnte. An sich mag dieser Einwand berechtigt sein, aber wir möchten uns doch die Frage erlauben, wie Rapaport, Luzzatto und Zunz an den Aufbau ihrer Werke, fast ohne jede Vorarbeit herantreten konnten? Und welche Vorarbeiten hatten denn Jost, Grätz und Herzfeld, als sie ihre Geschichtswerke schrieben? Ferner wenden unsere jungen Gelehrten ein, daß ihnen ihr Amt zu wenig Zeit für wissenschaftliche Arbeit lasse, und manche, daß ihnen ihr Wohnort zu wenig Hilfsmittel gewähre. Auch diese Einwendungen mögen berechtigt sein, aber beiden gegenüber kann man die obigen Beispiele ebenfalls anführen. Außerdem waren die damaligen Verhältnisse viel schlimmer,

da heute auch in den kleineren Städten bereits Bibliotheken sind und der Verkehr mit den Landesbibliotheken ein durchaus geregelter geworden ist. Unseren Rabbinern bleibt, wenn sie ihr Amt treu verwalten wollen, allerdings nur sehr wenig Zeit für wissenschaftliche Arbeit übrig, und außer den zwölf bis fünfzehn Dozenten an den Rabbinerschulen haben wir fast gar keine Männer, die sich ausschließlich mit der Wissenschaft des Judentums beschäftigen. Das alles muß zugegeben und in Erwägung gezogen werden, wenn man den Zustand unserer Literatur betrachtet, aber alles dieses darf uns doch nicht hindern, mit voller Energie dem Ziele zuzustreben, das die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“ auf ihre Fahne geschrieben hat.

Gewiß, es fehlt auch in diesem Jahr nicht an vortrefflichen Einzelarbeiten auf allen Gebieten der Literaturgeschichte. Aber wo ist der ordnende Geist, der diese zerstreuten Glieder zu einem Ganzen vereinigt? Nur wenige Versuche sind nach dieser Richtung hin zu erwähnen. So vor allem die neue Ausgabe des ganz vortrefflichen Buches von J. Abrahams, das jetzt den Titel führt: „A Short History of Jewish Literature“, ferner die bereits zitierte Schrift von N. Slousch: La langue et la littérature hébraique depuis la Bible jusqu'au à nos jours und ein Arbeit von E. Vassel über die populäre jüdische Literatur in Tunis.

Von Einzelarbeiten, die von irgend welcher Bedeutung erscheinen, sind zu erwähnen: ein Wörterbuch zur Mechilta des Rabbi Ismael hat M. Auerbach angefangen; ein Stück aus einem englischen Manuskript des Midrasch Rabba hat L. Schapiro herausgegeben; über die Ethik des Bachia ibn Pakuda hat A. Kahlberg gehandelt. Den Kommentar des Jehuda ibn Balam zum Buch der Richter hat S. Posnanski, dem wir noch viele andere wertvolle Mitteilungen zur arabisch-jüdischen Literatur verdanken, herausgegeben, ein anderes philosophisches Werk Eser hadath von Isaac ibn Pulgar hat G. S. Belasco, einen philosophischen Kommentar von Juda Messer Leon J. Husik, das bekannte apologetische Sendschreiben von

Josua ben Lorki M. Landau (mit deutscher Uebersetzung) herausgegeben. J. Last setzt seine Ausgaben der Schriften des Josef ibn Caspi fort. Sonst sind nur die Schriften von Aptowitzer, das Schriftwort in der rabbinischen Literatur, das treffliche Werk von W. Rosenau über jüdische Bibelkommentare, die Studie von C. Tirschtigel über das Verhältnis von Glauben und Wissen bei den bedeutendsten jüdischen Religionsphilosophen bis Maimonides, die englische Uebersetzung des Kusari von Hartwig Hirschfeld, Studien über die Jurisprudenz des Talmud und jüdisches Recht von M. H. Rapoport, über die Medizin des Talmud von D. Schapiro zu erwähnen.

Neue Ausgaben des Sefer Jezirah, des berühmten historischen Werkes von Salomon Usque und der exegetisch-kabbalistischen Reden von Chajjim Vital sind ohne Namen der Herausgeber erschienen.

Für die Bibliographie ist in erster Reihe der Katalog der hebräischen Manuskripte der Bodleijana von Neubauer und Cowley zu erwähnen; einen Katalog der Bibliothek des sel. David Kaufmann hat M. Weiß angefertigt. Ueber die hebräischen Codicis des asiatischen Museums in Petersburg erhalten wir von P. Kokowzew sehr wertvolle Mitteilungen.

Ein Lexikon, das in alphabetischer Anordnung die biblischen und rabbinischen Bestimmungen von Maßen, Münzen, Gewichten und Zeitrechnungen zusammenfaßt, ist von Ch. J. Scheftel angefertigt worden; das deutsch-hebräische Wörterbuch von Margel schreitet rüstig vorwärts; über Anagramme und Pseudonyme neuhebräischer Schriftsteller hat W. Zeitlin einen Index herausgegeben; von den gesammelten Schriften Steinschneiders ist bisher nur die vortreffliche Einleitung zum ersten Band aus der Feder Heinrich Malter's zu erwähnen. Die Notwendigkeit einer Sammlung der Essays des greisen Gelehrten liegt schon in dem einfachen Satz: „Die jüdische Wissenschaft hat keinen zweiten Steinschneider aufzuweisen, und sie kann nicht müßig die vierzehnhundert Schriften in vierhundertdreißig Bänden begraben sehen“

Mit großer Spannung sehen wir dem ersten Bande der Essays zur Gelehrtengeschichte entgegen.

Besondere Beachtung verdient die Festschrift zu Ehren eines Altmeisters der Wissenschaft, Theodor Noeldeke, in der sich Beiträge von Barth, Budde, Deißmann, H. Derenbourg, Eerdmans, S. Fränkel, J. Friedländer, M. Gaster, L. Ginzberg, J. Goldziher, J. Halévy, M. Jastrow, P. Jensen, H. Kautsch, S. Landauer, E. Littmann, J. Löw, K. Marty, G. F. Moore, D. H. Müller, B. Niese, W. Noack, J. Rothstein, E. Sellin, C. Seybold, W. Spiegelberg, H. Stade, C. Toy, G. Westphal, A. S. Yahuda und H. Zimmern finden, die unsere Wissenschaft nach allen Seiten hin bereichern.

Die Jewish Encyclopaedia liegt nunmehr in zwölf Bänden und mehr als 8000 zweispaltigen Quartseiten in engem Druck vor uns. Man kann trotz aller Kritik das Urteil Wilhelm Bacher's unterschreiben: Hier ist zum ersten Mal ein dringender Wunsch derer erfüllt, die sich über alles, was Juden und Judentum angeht, orientieren und belehren lassen wollen. Die jüdische Encyklopädie ist das erste Nachschlagewerk, in dem man alles Wissenshafte und Wissenswerte über Personen und Dinge, Begriffe und Institutionen, Ereignisse und Zustände, Epochen und Länder, so weit sie das Judentum und seine Geschichte angehen, finden kann.

Neuerdings ist auch der Plan aufgetaucht, eine derartige Encyklopädie in russischer Sprache erscheinen zu lassen. Dagegen ist es von den beiden hebräischen leider in Folge der Zeitereignisse still geworden.

Wenn wir uns des großen und neuen Werkes freuen können, so müssen wir dagegen mit tiefem Bedauern vermerken, daß der hebräische Literaturverein „Mekize Nirdamim“, der unter der Leitung von Professor Dr. A. Berliner jahrzehntelang eine sehr gedeihliche Tätigkeit entfaltet, diese im Berichtsjahr leider hat einstellen müssen. Alle Freunde der hebräischen Literatur werden dies auf das Lebhafteste beklagen und sich mit uns in dem Wunsche vereinigen, daß das Werk von jüngeren Kräften wieder aufgenommen werde.

In enger Verbindung mit der Literaturgeschichte steht die **Biographik**, die ja auch den Uebergang zur Geschichte selbst bildet. Ein biographisches Lexikon der hervorragendsten jüdischen Gelehrten in Polen hat der greise **Matthias Berson**, dessen Geschichte der alten Holzsynagogen Polens ebenso wie die Biographie Tobias Kohns bekannt sind, herausgegeben. Das Raschi-Jubiläum wirkte auch in diesem Jahre noch nach. Der höchst interessante Vortrag von Prof. A. **Berliner** zum Jubiläum wurde veröffentlicht. Außerdem erschienen eine ungarische Biographie Raschi's von J. **Welleß** und Arbeiten über ihn von S. **Schlössinger**, M. **Grunwald** u. A. Eine allerdings nicht vollständige Zusammenstellung aller Superkommentare zu dem Bibelkommentar Raschi's verdanken wir J. M. **Toledano** in Jerusalem.

Ein weiter Weg ist von Raschi bis zur italienischen Spätrenaissance. Wir müssen ihn zurücklegen, um eine bedeutungsvolle Publikation anzeigen zu können, die uns einen tiefen Einblick in das jüdische Leben des italienischen Ghetto am Ausgang des Mittelalters gewährt, nämlich die Edition der Briefe und Schriftstücke von Leo Modena, die **Ludwig Blau** mit gewohnter Meisterschaft besorgt hat. Die Einleitung ist von großem Wert, indem sie dem vielgeschmähten Autor wieder zu seinem Recht verhilft. Einen ärgeren Zweifler lernen wir in der Autobiographie von **Salomon Maimon** kennen, von der ein anastatischer Neudruck gemacht wurde. Einen modernen jüdischen Gelehrten Italiens führt uns J. **Ravenna** in dem bekannten Rabbiner von Ferrara, Giuseppe Jaré, anläßlich des Jubiläums dieses verdienten Mannes vor. Das Jubiläum Gabriel Rießer's in Deutschland brachte eine treffliche Arbeit von **Josef Feiner** über den gefeierten Vorkämpfer für unser gutes Recht. Ungefähr in dieselbe Zeit führen uns die Briefe Ludwig Börnes aus Berlin, die L. **Geiger** herausgegeben, und die intimen Briefe Ferdinand Lassalle's an seine Eltern und die Familie, die E. **Bernstein** veröffentlicht hat. Ueber das unvergessene und unvergeßliche Dioskurenpaar H. Steinthal und M. Lazarus,

haben wir zwei sehr wertvolle Werke erhalten, die die Bedeutung dieser beiden großen Männer von neuem uns vor Augen führen, den Briefwechsel von Steinthal mit einem Schüler Gustav Glogau und die Memoiren von Lazarus, die Nahida Ruth Lazarus und Dr. Alfred Leicht herausgegeben haben. Hier darf wohl auch die Sammlung der Vorträge und Aufsätze über Juden und Judentum von H. Steinthal angeführt werden, deren Edition mir anvertraut war, ein Buch, das nach dem einstimmigen Urteil aller Kritiker in keinem jüdischen Hause fehlen sollte.

* * *

Und nun kommen wir zur Geschichte selbst. Das dreibändige populäre Geschichtswerk von H. Grätz ist in einer billigen Volks-Ausgabe erschienen, ein Zeichen der Zeit, das nicht übersehen werden darf. J. Halevy brachte den (ähnlich wie einst Grätz) zuletzt erscheinenden ersten Band seines großen und vielumstrittenen Geschichtswerks heraus, der die Zeit vom Ende der Makkabäer bis zur Periode der römischen Prokuratoren eingehend behandelt. Ein umfangreiches Geschichtswerk sind die Regesten zur Geschichte der Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien von 906—1620, die G. Bondy und Franz Dworsky in einem stattlichen Bande gesammelt haben. Die im Vorwort angekündigte Schrift über die Quellen dieser Geschichte werden die gelehrten Kreise sicher mit großem Interesse aufnehmen.

Eine reiche Ausbeute brachte auch in diesem Jahre die Darstellung des geschichtlichen Verlaufs in den einzelnen Ländern, die in jedem Falle ein sehr dankenswertes Unternehmen bietet. Denn nur aus diesen Bausteinen kann einmal das große Werk einer allumfassenden und zuverlässigen jüdischen Geschichte aufgerichtet werden.

Ueber die Geschichte der Juden im westgothischen Spanien von König Sisebut bis Roderich (612—711), eine noch sehr im Dunkel liegende Geschichtsperiode, hat F. Görres, die Wanderungen der Juden und Moslimen

nach Madagaskar T. Fernand, die Geschichte der Juden in Marokko S. Slouschz, die neuere der Juden in Südafrika J. Hertz, die von Süd-Carolina B. Elzas behandelt. Die jüdisch-historische Gesellschaft in Amerika hat wieder einen Band ihrer Publikationen mit sehr wertvollen Einzelbeiträgen herausgegeben. Das Jubelfest der englischen Juden hat J. Gollancz in einer Schrift über die Whitehall-Konferenz von 1655 verherrlicht. Die wechselvolle Geschichte der Frankfurter Judengasse erzählt J. Kracauer sehr anschaulich. Die Berichte über die Judenmetzeleien in Lithauen und Polen während der Jahre 1648—1649 hat Abr. Aschkenas neu ediert. Für Geschichte des Chassidismus und seiner Weltanschauung, die mit dem Pantheismus Spinozas sich sehr merkwürdig berührt, hat J. Horodezky in seiner vortrefflichen Zeitschrift: Hagoren und später auch in einer besonderen Schrift außerordentlich wertvolle Beiträge geliefert. Die staatsrechtliche Stellung der Juden in Hessen erörtert L. Katz, über die erste jüdische Ansiedelung in Amsterdam berichtet S. Seeligmann; über den jüdischen Friedhof in Zwingen und die Niederlassung der Juden im Fürstbistum Basel J. Nordmann. Die Gelehrtengeschichte Ungarns wird in einer besonderen Zeitschrift von M. Stein behandelt. Verschiedene geschichtliche Themata berührt H. E. Kaufmann in seinen hübschen Vorträgen aus Aufsätzen. Für neuere Geschichte der Juden in Wien sind die Beiträge von M. Husserl nicht ohne Wert; für die Geschichte der Juden im Elsaß ist die Arbeit von M. Ginsberger über Cerfbeer sehr wichtig. Eine Geschichte des Jewish College in London hat J. M. Harris, eine des Hebrew Union College in Cincinnati der gelehrte Rektor der Anstalt, K. Kohler geschrieben. Und auch der Vortrag von L. Ginsberg: The jewish Student mag in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

Von der Geschichte der Juden führt der Weg unmittelbar zum Judentum selbst. Hier fängt jetzt an „das Wesen des Judentums“ sein Unwesen zu treiben. Ein Buch von E. Fromer betrachtet die Sache von dem Standpunkt aus, den der Autor seinerzeit in einen Aufsatz für die

„Zukunft" publiziert und der damals viel Staub aufgewirbelt hat. Daß die Mission bei diesem Treiben nicht fehlen würde, war vorauszusehen. H. L. Strack hat es übernommen, der internationalen Konferenz für Judenmission in Amsterdam das Wesen des Judentums zu enthüllen. Auf die Ethik oder Dogmatik geht er dabei gar nicht ein. Für ihn wird die Gesamtheit der Juden durch Blutsverwandtschaft, durch historische Erinnerungen und Erfahrungen auf die Zukunft zusammengehalten. „In Folge dieser Erinnerungen und Erfahrungen besitzen die Juden ein hohes Selbstbewußtsein, das es ihnen schwer macht, die Größe der allgemein menschlichen Verderbtheit und die Notwendigkeit einer außerordentlichen Gottestat zur Erlösung der Menschheit zu fühlen und zu erkennen." Die Antwort auf diese und viele andere nicht weniger haltlose Vorwürfe und Einwände gegen unsere Gemeinschaft kann man jetzt erfreulicherweise in der Apologetik des Judentums von M. Güdemann nachlesen. Mit diesem inhaltreichen und schwerwiegenden Buche des unermüdlich schaffenden Gelehrten ist der „Grundriß für die Wissenschaft des Judentum" in würdiger Weise inauguriert worden. Die bekannte Schrift Güdemanns über das Judentum in seinen Grundzügen ist ins Französische übertragen worden und hat in Frankreich großes Interesse erweckt.

Eine Ethik des Judentums in des Wortes tiefstem Sinne ist das Werk „Messilat Jescharim" von dem unglücklichen italienischen Dichter Mose Chajjin Luzzatto, dessen Gedenktag wir in diesem Jahre feiern werden. J. Wohlgemuth hat sich durch die von einer gutorientierenden Einleitung begleitete Herausgabe dieser gemütvollen und tiefsinnigen „Hauspostille" des alten Judentums ein rechtes Verdienst erworben.

Auch die Schriften von Samson Raphael Hirsch, deren dritter Band vorliegt, gehören eigentlich in dies Gebiet, von dem sie den Weg zur Predigt und Homilie bahnen. Ueber die Vorzüge dieses glänzenden Geistes haben wir schon wiederholt in dieser Revue gesprochen; auch über seine Fehler, die allerdings von den Vorzügen tief in den Schatten gestellt werden. Gerade dieser dritte

Band zeigt uns beides: die Betrachtungen zum Kalenderjahr sind wahre Lichtbilder jüdischer Weltanschauung, dasselbe gilt von den pädagogischen Plaudereien. Die Streitschriften lassen den kühnen Polemiker aus der Schule Börne's erkennen; die Grundlinien der jüdischen Symbolik dagegen verlieren sich in das Gebiet, auf dem die jüdischen Hellenisten und die scholastisch-allegorischen Bibelkommentatoren der nachmaimunidischen Periode ihre Kraft vergeblich erprobt haben.

Einen ganz anderen und dem modernen Empfinden verständlicheren Ton schlägt J. Abrahams in seinen prächtigen Festival Studies an, die das ganze Synagogenjahr umfassen. Eine gute deutsche Uebersetzung wäre sehr zu wünschen. Auch von den homiletischen Vorträgen Claude Montefiore's ist ein neuer Band erschienen. Die Predigten von D. Feuchtwang, S. Gronemann, M. Beermann, A. Blumenthal, M. E. Proßnitz, M. Sor u. a. werden den Zwecken, für die sie gehalten, sicher entsprochen haben. Es wäre verlockend, bei diesem Anlasse den Unterschied zwischen der norddeutschen und süddeutschen, resp. österreichischen Predigtweise zu verfolgen. Nicht minder interessant wäre es, die moderne realistische Predigtweise zu besprechen, die unter den jüngeren Rednern bereits zahlreiche Anhänger besitzt und die in der Tat viel Verlockendes hat. Aber dies alles muß aufgegeben werden, da es den Rahmen dieser Revue sprengen würde.

Die italienische Predigt, die einmal die führende im jüdischen Kreise war, hat erst in neuester Zeit wieder aufzublühen begonnen. U. Brettholz gibt uns charakteristische Proben dieser Art, die die Mitte hält zwischen belehrendem Vortrag und Predigt. Ganz in das erstere Gebiet schlagen die Betrachtungen zu Sabbathen und Festtagen, die Z. Wolff unter dem passenden Titel „Hamagid“ vereinigt hat.

* *
*

Synagoge und Schule gehören bei uns seit jeher zusammen. An neuen Schulbüchern fehlt es auch in

diesem Jahre nicht. Ihr Erscheinen ist ein Zeugnis dafür, daß die Sehnsucht nach dem Religionsbuch und der biblischen Geschichte, die das Ideal einer solchen bilden, noch immer nicht erfüllt ist. Ob es überhaupt jemals erfüllt werden wird? Das mögen die Pädagogen entscheiden. Bis dahin mögen sie aus den vorhandenen und neuerscheinenden, für jedes Alter und jede Richtung berechneten, wählen. Neue Bücher für den Religionsunterricht oder neue Auflagen älterer erschienen von B. Knoller und L. Stern. Für eine höhere Stufe des Verständnisses ist die Einführung in den Schulchan Aruch auch von dem im Berichtsjahre verstorbenen Ph. Lederer bestimmt. Die biblische und jüdische Geschichte erzählen die Lesebücher von M. Brann, S. Baeck, Th. Kroner, die englische Uebersetzung des bekannten Buches von David Cassel, ferner von J. Hart; in französischer Sprache behandeln die Geschichte und Literatur J. Fresco und M. Franco; in hebräischer M. Frischmann und D. Yellin. Für den Psalm-Unterricht hat A. Frankl-Grün eine pädagogische Andeutung gegeben. Die Fibel ist durch J. H. Levy, B. Rosenthal, E. Gutmann vertreten. Jugendschriften sind nur in hebräischer Sprache von B. Frischmann, Schalom Asch u. a. erschienen. Von den jüdischen Legenden B. Kuttner's ist der vierte Teil, der das treffliche Werk abschließt, herausgekommen. Endlich ist noch die lesenswerte Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Vereins der Lehrer in Rheinland und Westfalen mit wertvollen Beiträgen von S. Katz, D. Levi, J. Kaufmann, L. Meyer, Em. Goldschmidt und S. Andorn hervorzuheben, die nach vielen Seiten hin Interessantes und Anregendes bietet.

Die Liturgik wird hier am besten einzureihen und in erster Linie das neue Gebetbuch des badischen Oberrats zu nennen sein. Einer der besten und gefeiertsten Vertreter des Synagogengesanges, Salomon Sulzer, hat in einer von seinem Sohne Josef Sulzer besorgten Ausgabe seiner weltberühmten Gesänge für den israelitischen Gottesdienst die verdiente Auferstehung gefeiert. Ein vollständiges Handbuch zum Gebrauch für Kantoren hat

J. Singer, Gesänge für den Vorabend des Versöhnungstages H. Ziwi, Trauungsgesänge L. Cohn, zionistische Lieder, ja ein ganzes Liederbuch, hebräisch, jüdisch, polnisch, deutsch mit Noten hat Hermann Ehrlich bearbeitet.

* *
*

Von der Gesangs- zur bildenden Kunst. Noch immer ist Bibel und Kunst ein beliebtes Thema, dem A. Arndt, ein Ungenannter und W. S. Sparrow ihre mit vielen Illustrationen verzierten Werke gewidmet haben. Die Stadt Davids führt uns B. Meistermann in 25 Illustrationen vor. Den Tempel zu Jerusalem zur Zeit Christi hat A. Eberhardt nach dem Modell von Baurat Schick gezeichnet. In das Mittelalter versetzt uns das interessante Werk von Baron David Günzburg und V. Stassow: „L'Ornement Hébraique“ das die hebräischen Handschriften in überraschender Weise beleuchtet.

Die Wanderung durch Zeiten und Länder führt auf natürlichem Wege zur Ethnographie. Baedeckers Palästina, dessen wissenschaftliche Zuverlässigkeit ja von allen Seiten anerkannt wird, ist in neuer Auflage erschienen. Seine Untersuchungen am Sinai hat W. Flinders-Petri herausgegeben, von der Quartalsschrift des „Palästine Exploration Fund“ ist ein neues sehr interessantes Heft erschienen, eine hebräische Volkskunde verdanken wir F. Küchler, über die Juden in Südafrika unterrichtet uns J. Hertz, über die Falaschas in Abessinien hat J. Faitlovitsch sehr wichtige Mitteilungen veröffentlicht; auch den äthiopischen Text eines Gedichts auf den Tod Moses hat dieser Reisende hebräisch und französisch herausgegeben. Die sozialen Verhältnisse der modernen Juden in Rußland erscheinen in einem Buche des bekannten Statistikers A. Ruppin in sehr traurigem Lichte.

Diesem düsteren Thema sind auch eine Reihe von politischen Schriften gewidmet, die wir nicht einzeln aufzählen können. Wir nennen nur den offenen Brief von Wilhelm Münz an die Fürsten Europas, die Schriften von G. Belkowsky und W. Zajdeman und von E. Bernheimer;

ferner die Streitschriften gegen Rumänien von Charnet und Rouanet, eine sehr wichtige Arbeit über die Kriminalität der Juden von G. Blau, eine geistvolle Satire auf dem Terreur juive von U. Gohier, das Buch von A. Nußbaum über den Blutprozeß von Polna, das hoffentlich Veranlassung zu einer Revision des Prozesses geben wird, eine lesenswerte Broschüre von S. Borus: Sollen und dürfen die Juden zum Christentum übertreten? und eine andere von G. Balakan: Die Sozialdemokratie und das jüdische Proletariat. Auch eine Reihe von Streitschriften für und gegen den Zionismus wären zu verzeichnen, die aber zur Erkenntnis dieser Strömung nur wenig Förderndes beigetragen haben.

* * *

Mehr als in seiner politischen zeigt sich heute in der schönen Literatur eines Volkes sein innerstes Seelenleben. Alle Richtungen des Geistes, alle Schwankungen des Gemüts kommen hier zu ihrem Ausdruck und zu ihrem Recht. Wenn man also nach den Erscheinungen auf diesem Gebiete das jüdische Leben beurteilen will, so wird man annehmen müssen, daß hauptsächlich zwei Strömungen dieses in seinen Tiefen bewegen, nämlich die Frage nach der Zukunft des Judentums, nach seiner Stellung zu den herrschenden Religionen einerseits und die damit eng zusammenhängende: Wie soll sich diese Zukunft gestalten? Soll sie durch Assimilation oder Neuaufrichtung der Nationalität herbeigeführt werden? auf der anderen Seite.

Der Roman des Jahres ist Jettchen Gebert von Georg Hermann. Der Roman ist mit einer Liebe und Begeisterung, einer Belebung aller Einzelheiten und einer Beseelung der Menschen gezeichnet, wie man es heute selten mehr findet. Er ist eigentlich altmodisch wie sein Vorwort, ist schlicht erzählt, mit einem unaufdringlichen ruhigen Humor, der über Menschen und Dinge gebreitet ist. In Berlin war im Vormärz bis zum Beginn der vierziger Jahre ein kulturfeines, demokratisches und doch im besten Sinne preußisches Judentum, das seinen reinsten Ausdruck in den Salons, wie zum Beispiel in dem einer

Rahel fand, — und durch Hineinheiraten von östlichem, kulturlosem, aber lebenskräftigem Blut wurde nun die alte feine Ueberlieferung zersprengt. Die Familie der Geberts explodierte wie ein Topf, in dem Erbsen quellen. In dem Kampfe zwischen den feineren Geberts, die vom uralten Elias Gebert, von Jason bis zu Ferdinands Kindern alle absteigenden Stufen einer alten Kultur zeigen, im geheimen Streit mit den kleinstädtischen Jacobys — sind die Jacobys Sieger. Es ist das ein Kampf wie zwischen Haus- und Wanderratten. Aber, wenn dieses Problem auch viel diskutiert werden wird, so macht es doch nicht den eigentlichen Wert der Arbeit aus. Der Wert liegt in der scharfen und lebensvollen Zeichnung des Milieu und der Figuren. Gestalten von gleicher Plastik wie der alte Onkel Eli, Jason, oder Jettchen werden wir kaum ein Dutzend aus der neueren Romanliteratur zusammenstellen können, es sei denn, wir gingen bis Fontane, Reuter oder Dickens zurück.

Viel Interesse hat auch ein Roman von Wilhelm Hegeler: Pietro, der Corsar und die Jüdin Heirincia erregt, ein mitteraltlich romantischer Stoff, der an einem alten Sarazenerturm an der felsigen Küste des Riviera de Levante in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts spielt. Stille Helden führt dagegen J. Löwenberg in seinen sehr liebenswürdigen Geschichten, von denen einzelne auch in diesem Jahrbuch veröffentlicht wurden, seinen Lesern vor. Das Heldentum offenbart sich ja nicht nur auf den Schlachtfeldern und bei Seeräubern. Oft greift ein schlimmes Geschick in das Leben des Einzelnen so niederschmetternd ein, daß er darunter zusammenbricht, wenn er keine innere Kraft besitzt oder daß sich alle Eigenschaften eines Helden in ihm entwickeln: Mut, Entschlossenheit und die Kraft, Leiden ohne Jammern zu ertragen. Mit solchen stillen Helden macht uns Löwenberg bekannt. Der berühmte Roman von Jacob Wassermann: Die Juden von Zirndorf, ist in neu bearbeiteter Ausgabe erschienen. Warum der junge Dichter, der sich ja seines Judentums nie geschämt hat, gerade die begeistertste Stelle über Juden und Judentum aus dieser neuen

Ausgabe gestrichen hat, ist mir unerfindlich. Interessante Probleme aus dem jüdischen Leben der Gegenwart behandelt Herman Blumenthal in seinem Roman: Der Weg der Jugend. In ein ganz neues Gebiet führt uns Martin Buber ein, indem er die Geschichten eines Chassids aus dem 18. Jahrhundert des Rabbi Nachmann, der vielleicht der einzige Märchendichter der Juden, zugleich auch der letzte jüdische Mystiker war, nacherzählt. Diese Geschichten erschließen dem europäischen Lesepublikum ein unbekanntes Stück der Weltliteratur. Sie haben ihre eigenen Ideen und Symbole, sie bereiten durch die Kraft und Farbe, durch die Reinheit und Innigkeit der Stimmung einen wahrhaft künstlerischen Genuß. Die jüdisch-deutschen Erzählungen der Legenden von chassidischen Rabbinern, die Josef Sofer gesammelt, können keinen Vergleich damit aushalten. Die liebenswürdigen Geschichten von J. L. Perez sind ins Englische von Helen Frank übertragen worden und werden so diesen echten Dichter in weitere Kreise einführen. Die Novelle: Die Jüdin von J. Zangwill ist aus dem Englischen wieder einmal ins Deutsche übersetzt worden. Geschichten aus dem Talmud erzählt E. R. Montague seinen englischen Lesern.

Sehr erfreulich ist es, daß zwei ältere Autoren, die Begründer der böhmischen und mährischen Judengeschichten, Leopold Kompert und sein Schüler oder Nachfolger Eduard Kulke, mit ihren gesammelten jüdischen Geschichten in neuen Ausgaben vertreten sind. Man gewinnt dadurch erst recht ein Bild der Persönlichkeit Komperts, der unzweifelhaft einer der feinsinnigsten deutschen Novellisten gewesen ist. Weniger anmutig ist das Gesamtbild Eduard Kulkes, und doch wird man diesem Manne Unrecht tun, wenn man ihn nicht aus seiner Zeit heraus, sondern aus einem ganz anderen literarischen Milieu, nämlich aus dem der Gegenwart betrachtet.

Auf dramatischem Gebiet sind eine ganze Reihe von Versuchen zu nennen, von denen aber außer dem Drama von Beer-Hoffmann: Der Graf von Charolais, keins die Bühne zu erobern vermocht. Dagegen ist ein älteres russisches Drama von Eugen Tschirikow: Die Juden,

mehr seines Inhalts als seiner Form wegen aufgeführt worden. Ihre Stoffe aus der jüdischen Geschichte haben sich Clara Steinitz, J. Friedländer, Hans Eschelbach und A. Nossig geholt. Ein älteres biblisches Drama „Simsons Kraft“ hat aus dem Nachlaß seines Vaters M. S. Zuckermandel herausgegeben. In guter hebräischer Diktion lehnt sich das Drama im ganzen ziemlich getreu an die biblische Erzählung an. Es ist besonders interessant für die Zeit, in der es entstanden ist.

Zum Schluß kommen wir zu den lyrischen Erzeugnissen des Jahres. Hier sind vor allem die Gedichte von Max Jungmann: Dornen zu erwähnen. Es ist politische Lyrik im vollsten Sinne des Wortes. Jungmann ist ein moderner Dichter und ein nationaler dazu. Er sieht die Welt mit offenem Auge an und verschont mit dem Stachel seiner Satire die Höchsten so wenig wie die Niedrigsten. Die Gedichte sind in Form und Inhalt vorzüglich. Ein ganz eigenartiges Buch, so recht aus der Zeit heraus, sind die Weltlichen Lieder eines Geistlichen. Der Verfasser charakterisiert sich selbst trefflich in folgender Weise: „Vielmehr bin ich stolz und glücklich für meine Person das zu besitzen, was vielen ein vergebliches Erstreben bleibt: Biblischen Gedankenernst mit hellenischer Sinnenfreudigkeit gepaart zu wissen. Ethik und Aesthetik halten sich die Wage, nie aber werde ich zögern, in entscheidenden Fällen die Aesthetik der Ethik zu opfern.“ Ein kühnes Stück für einen jüdischen Geistlichen!

Aber man kann nicht sagen, daß es mißlungen sei. Der Dichter ist ein moderner Mensch, der mit leidenschaftlicher Glut, aber wenn es darauf ankommt, auch mit heiligem Ernst zu sagen und zu singen weiß, wie es ihm ums Herz ist, ohne nach dem Moralisten viel zu fragen, die allein die Stirn runzeln könnten. Sonst ist auf diesem Gebiete, außer den sinnigen Talmudsprüchen von Viktor Klemperer, die sehr hübsch sind, und in ihrer Knappheit sich manchmal wie Epigramme lesen, nicht viel nennenswertes erschienen. Und doch sollte man meinen, daß aus den Quellen der Begeisterung für die großen Gedanken, die unsere Jugend bewegen, mehr Poesie hervorströmen

müßte. Wir warten noch immer auf den großen Dichter, der die Gedanken und Ideale unserer Jugend und ihre Hoffnungen auf die Zukunft mit echt poetischer Kraft verkünden wird.

* *
*

Unsere Uebersicht ist zu Ende. Aber sie wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch die verschiedenen Richtungen, aber im Grunde genommen doch demselben Zweck dienenden Jahrbücher erwähnen wollten. Immer größer wird die Zahl dieser und immer reicher ihr Inhalt. Besonders zu nennen sind: The Jewish Literary Annual von Albert M. Hyamson, das Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft orthodoxer Richtung, das Jahrbuch der ungarisch-israelitischen Gesellschaft, das J. Banoczy seit Jahren sehr geschickt redigiert, das Jahrbuch der Zentralkonferenz der amerikanischen Rabbiner von J. Guttmacher und W. Rosenau ediert, den Palästina-Almanach von A. M. Luncz, das Palästina-Jahrbuch des evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem von G. Dalman, den Union-Kalender in Wien, das Jahrbuch der jüdischen Studentenverbindungen, herausgegeben von Bruno Weil, dann einige zionistische Kalender und Jahrbücher: der Kadimah-Kalender in Wien, ein italienisches Jahrbuch von E. Morpurgo und ein polnisches von Adolf Stand. Mit diesen Jahrbüchern mag auch unsere Jahresrevue für dieses Mal beschlossen sein. Möge ein günstiges Geschick der jüdischen Literatur im nächsten Jahre nicht nur viele Werke, sondern auch große und bedeutsame Schöpfungen bringen!

Buddhismus und Judentum.

Ein Vortrag

von

Elieser David.[*]

Der nachweislich älteste Baum der Welt ist nach Sir Emerson Tennent[**]) der zu den Feigenarten gehörige sogenannte Bobaum von Anuradhapura, auf der Insel Ceylon. Dieser Baum, der noch heute blüht und Früchte trägt, wurde nach beglaubigten Urkunden im J. 245[***]) v. u. Z. gepflanzt, ist jetzt also 2150 Jahre alt. Interessanter aber noch als durch sein Alter ist dieser merkwürdige Baum durch seine geschichtlichen Beziehungen. Er ist nämlich ein Sprößling jenes berühmten Baumes von Buddhagaya in Indien, unter welchem Buddha durch die Erkenntnis der Wahrheit erleuchtet ward, und wurde kurz nach Einführung des Buddhismus in Ceylon von Sanghamitta, der Tochter des großen Königs Assoka, dorthin gebracht. So ist dieser Baum gewißermaßen ein lebendiger Zeuge für das Alter der Lehre, die etwa 250 Jahre vor seiner Verpflanzung von dem großen indischen Weisen offenbart wurde,

---

*) Gehalten in Wien am 25. Januar 1906.

**) Ceylon II, Seite 613 ff.

***) Vgl. Rhys Davids, der Buddhismus, ed. Reclam, S. 238. Anm. 2.

und die heute in Central- und Ostasien ca. 4-500 Millionen, also mehr als ein Viertel, vielleicht sogar ein Dritteil aller Erdbewohner zu ihren Bekennern zählt. Was aber vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf den Buddhismus lenkt, das ist die Tatsache, daß auch moderne Philosophen wie Schopenhauer, Feuerbach u. A. gewissen buddhistischen Lehren zuneigten, und daß durch ihren Einfluß derselbe in gebildeten Kreisen Europas in dem Maße Eingang gefunden hat, daß sich in Leipzig im Jahre 1903 ein buddhistischer Missionsverein bilden und ein buddhistischer Verlag etablieren konnte, und seit April vorigen Jahres ebendort auch eine deutsche Monatsschrift für Buddhismus zu erscheinen begonnen hat. Unter solchen Umständen erscheint es durchaus nicht unglaublich, daß der Buddhismus auch unter jüdischen Freidenkern in Wien, wie mir gesagt wird, nicht wenige Anhänger zählen soll. Um so mehr ist daher der Versuch gerechtfertigt, die buddhistische Weltanschauung einmal vom Standpunkte des Judentums zu beleuchten, und eben das ist die Aufgabe, die ich mir für meinen heutigen Vortrag gestellt habe. Dabei brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, daß ich mich bei diesem Thema, dessen erschöpfende Behandlung für einen ganzen Zyklus von Vorträgen hinreichenden Stoff darböte, in den Grenzen einer kurzen Stunde nur auf die allerwichtigsten Punkte beschränken muß, zumal da ich ja auch unter Gebildeten eine nähere Kenntnis des Buddhismus nicht voraussetzen darf und deshalb eine wenn auch nur gedrängte Darstellung desselben voranzuschicken genötigt bin.

Um den Buddhismus zu verstehen, müssen wir uns zunächst mit dem Stifter desselben, mit Buddha, befassen. Siddhátta, mit dem Beinamen Gotama, der nach seiner Erleuchtung von seinen Gläubigen als ein Buddha, d. h. als der „Erkennende oder Erwachte" verehrt wurde, wurde etwa um das Jahr 560 im Lande der Sakya, im Nordosten von Indien, am Fuße des Himálaya, geboren.*) Ueber seine Jugend, die er in der Residenzstadt

*) cf. Oldenberg, Buddha. Sein Leben etc. 3. A. Berl. 1897; Subhadra Bhikschu, Buddhist. Katechismus. 7. Aufl. Leipzig.

Kapilavatthu zubrachte, haben wir keine zuverlässigen Ueberlieferungen. Nach der Legende war er ein Königssohn und wuchs in fürstlichem Glanze und Reichtum, dabei aber in solch glücklicher Abgeschlossenheit heran, daß er bereits zum Manne gereift war, ohne etwas vom Leid und Elend der Menschen erfahren zu haben. Eines Tages jedoch fuhr er im Parke spazieren, als er plötzlich einen gebrechlichen Greis bemerkte, der, gebeugt von der Bürde seiner Jahre und auf einen Stab gestützt, sich mühsam dahinschleppte Siddhátta konnte sich den beklagenswerten Zustand dieses Mannes nicht erklären und war nicht wenig betroffen, als er von seinem Wagenlenker hörte, daß dies das Schicksal aller Menschen sei, sofern sie nicht schon in jungen Jahren sterben.

Was Tod und Krankheit, deren Anblick ihm bis dahin ebenfalls ferngehalten wurde, für die Menschen bedeute, erfuhr er bald darauf, als er auf seinen weiteren Spazierfahrten zuerst einem Aussätzigen, dann einem Leichnam begegnete. Diese Erscheinungen erschütterten den jungen Prinzen aufs tiefste. „Wehe, rief er aus, wie unglücklich sind die Menschen! Was nützt uns alle Herrlichkeit und aller Reichtum, wenn sie uns nicht vor Krankheit, Greisenalter und Tod zu schützen vermögen?“

Und von dieser Stunde an, da ihm zum ersten Mal die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens aufgegangen war, war ihm jeder Genuß und jede Freude verleidet, und er sann unausgesetzt nur über Mittel nach, um diesem mit jeder Geburt sich wiederholenden Leide ein Ende zu machen. Und als er in solcher Gemütsverfassung eines Tages einen frommen Asketen in gelbem Gewande kennen lernte, dessen Antlitz den tiefen Frieden seiner Seele wiederspiegelte, reifte auch in ihm der Entschluß, die Welt zu verlassen und in der Einsamkeit den Weg des Heils zu suchen. Er war 29 Jahre alt, als er mitten in der Nacht aufstand und nach einem wehmutsvollen Abschiedsblick auf sein junges, ahnungslos schlummerndes Weib und den kleinen Sohn, der in ihren Armen ruhte, das Haus verließ und in die Fremde hinauszog.

und die heute in Central- und Ostasien ca. 4-500 Millionen, also mehr als ein Viertel, vielleicht sogar ein Dritteil aller Erdbewohner zu ihren Bekennern zählt. Was aber vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf den Buddhismus lenkt, das ist die Tatsache, daß auch moderne Philosophen wie Schopenhauer, Feuerbach u. A. gewissen buddhistischen Lehren zuneigten, und daß durch ihren Einfluß derselbe in gebildeten Kreisen Europas in dem Maße Eingang gefunden hat, daß sich in Leipzig im Jahre 1903 ein buddhistischer Missionsverein bilden und ein buddhistischer Verlag etablieren konnte, und seit April vorigen Jahres ebendort auch eine deutsche Monatsschrift für Buddhismus zu erscheinen begonnen hat. Unter solchen Umständen erscheint es durchaus nicht unglaublich, daß der Buddhismus auch unter jüdischen Freidenkern in Wien, wie mir gesagt wird, nicht wenige Anhänger zählen soll. Um so mehr ist daher der Versuch gerechtfertigt, die buddhistische Weltanschauung einmal vom Standpunkte des Judentums zu beleuchten, und eben das ist die Aufgabe, die ich mir für meinen heutigen Vortrag gestellt habe. Dabei brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, daß ich mich bei diesem Thema, dessen erschöpfende Behandlung für einen ganzen Zyklus von Vorträgen hinreichenden Stoff darböte, in den Grenzen einer kurzen Stunde nur auf die allerwichtigsten Punkte beschränken muß, zumal da ich ja auch unter Gebildeten eine nähere Kenntnis des Buddhismus nicht voraussetzen darf und deshalb eine wenn auch nur gedrängte Darstellung desselben voranzuschicken genötigt bin.

Um den Buddhismus zu verstehen, müssen wir uns zunächst mit dem Stifter desselben, mit Buddha, befassen. Siddhátta, mit dem Beinamen Gotama, der nach seiner Erleuchtung von seinen Gläubigen als ein Buddha, d. h. als der „Erkennende oder Erwachte“ verehrt wurde, wurde etwa um das Jahr 560 im Lande der Sakya[illegible] osten von Indien, am Fuße des Him[illegible] Ueber seine Jugend, die er in [illegible]

---

*) cf. Oldenberg, Buddha. Sein L[illegible] Subhadra Bhikschu, Buddhist. Katechis[illegible]

haben wir keine zuverlässigen
ier Legende war er ein Königs-
stlichem Glanze und Reichtum,
cklicher Abgeschlossenheit heran,
ie gereift war, ohne etwas vom
chen erfahren zu haben. Eines
Parke spazieren, als er plötzlich
eis bemerkte, der, gebeugt von
und auf einen Stab gestützt,
te Siddhâtta konnte sich den
dieses Mannes nicht erklären
offen, als er von seinem Wagen-
as Schicksal aller Menschen sei,
ungen Jahren sterben.
ankheit, deren Anblick ihm bis
n wurde, für die Menschen bedeute,
s er auf seinen weiteren Spazier-
ssätzigen, dann einem Leichnam
ungen erschütterten den jungen
Wehe, rief er aus, wie unglücklich
nützt uns alle Herrlichkeit und
uns nicht vor Krankheit, Greisen-
i vermögen?"
nde an, da ihm zum ersten Mal
glichkeit des menschlichen Lebens
im jeder Genuß und jede Freude
ausgesetzt nur über Mittel nach,
burt sich wiederholenden Leide
nd als er in solcher Gemüts-
nen fromm... Asketen in gelbem
dessen Ar... i tiefen Frieden
... i ihm der Ent-
Einsamkeit den
Jahre alt, als
nach einer wei-
ges, ...
ohn, ...
in ...

Sieben Jahre lang irrte er als Einsiedler umher und suchte vergebens durch harte Bußübungen und fortgesetzte Kasteiung Erlösung und inneren Frieden.

Da kam ihm endlich in einer Nacht (die heilige Nacht der buddhistischen Welt), als er unter dem bereits genannten Bodhi- oder Bo-Baum, d. h. Baum der Erkenntnis, saß und lange in gewaltigem Kampfe mit der lockenden Weltlust gerungen und gesiegt hatte, die ersehnte Erleuchtung. „Das reine Auge der Wahrheit tat sich ihm auf, und er erkannte die Ursache des Entstehens und Vergehens der Wesen, die Ursache des Leidens, des Todes und der Wiedergeburt, aber auch das Mittel, dem Dasein und allem Leiden zu entgehen und den Frieden des Nirvána zu erlangen.“ Er war ein Vollendeter, ein Buddha geworden.

Nachdem er die von ihm gefundene Wahrheit in Benares, im Wildparke Isipátana, zum ersten Mal verkündet hatte, befahl er den Jüngern, die sich um ihn geschart hatten, seine Lehre in die Welt hinauszutragen und den „reinen Wandel der Heiligkeit zu verkünden, aus Mitleid für die Welt, zum Heile und zum Segen für alle lebenden Wesen“.

Aber auch er selbst strebte mit regem Eifer seine Lehre zu verbreiten und gewann bald tausende von Anhängern. Im zweiten Jahre seiner Lehrtätigkeit kam Buddha auch nach seiner Heimatstadt wieder. Als ihn Jasódhara, sein Weib, im Gewande des Bettelmönchs vor sich sah, vermochte sie kein Wort hervorzubringen, sondern sank vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und weinte bitterlich. Buddha tröstete sie, doch riß er sich wieder von ihr los, und als sein Sohn auf den Rat der Mutter sein Erbe von ihm verlangte, sprach er zu ihm: „Mein Sohn, du begehrst von mir ein Erbe, das der Vergänglichkeit unterworfen ist und Leiden im Gefolge hat. Ein solches habe ich nicht mehr zu vergeben. Aber die Schätze, welche ich unter dem Baum der Erkenntnis gewonnen habe, seien dein. Dies ist das geistige Erbe, das ich dir vermache, dies kann dir niemand entreißen.“ Und

Râhula wurde darauf in die Bruderschaft der Erlesenen aufgenommen.

Aus der weitern Lebensgeschichte Buddhas sind uns keine besonders bemerkenswerten Ereignisse überliefert.

Von zahlreichem Gefolge begleitet, zieht er von Ort zu Ort, von Land zu Land und predigt überall in längeren und kürzeren Reden, bald in der Form von Sprüchen, bald in Gleichnissen und Parabeln seine Lehre. Nur während der jährlichen Regenperiode, der sogenannten Vas-Zeit, von Juni bis September, unterbrach Buddha seine Wanderungen, und zwar angeblich deshalb, weil sich um diese Zeit in Indien das pflanzliche und tierische Leben üppig entwickelt und er die Vernichtung des kleinsten Wesens für verwerflich hielt.

Sein Lieblingsaufenthalt war der Bambushain Veluvana (bei Rajagaha) und der Park Yetavana (bei Savatthi), das Geschenk eines reichen Kaufmannes, der als Kaufpreis angeblich die ganze Fläche des Parkes mit Gold belegen mußte. Reiche Leute betrachteten es auch als Auszeichnung, den verehrten Lehrer als Gast an ihrem Tische zu bewirten. Sonst machte Buddha nach Mönchesbrauch mit der Schale in der Hand seinen Bettelgang durch Dorf oder Stadt.

Nach 44jähriger Lehrtätigkeit starb Buddha im Alter von 80 Jahren etwa um das Jahr 480. Es war auf dem Wege nach Kusinara, als er infolge des Genusses giftiger Pilze von einer schweren Krankheit befallen wurde. Seinem Lieblingsschüler Ananda, der ihn begleitete, fiel an diesem Tage das leuchtende Antlitz des Meisters auf, vor dessen Strahlen der glänzende Goldstoff seines kostbaren Gewandes, das ihm ein Verehrer geschenkt hatte, zu erbleichen schien; doch dieser bedeutete ihm, daß er in der folgenden Nacht zum ewigen Frieden eingehen werde.

Sie kamen darauf in einen Hain, und hier bereitete Ananda dem verehrten Lehrer zwischen zwei Salbäumen ein Lager. Als sich aber der Erleuchtete auf demselben niederließ, da geschah ein Wunder. Die beiden Bäume bedeckten sich außerhalb der Zeit mit Blüten und streuten

dieselben gleich einem Regen über ihn aus, und in den Lüften ertönten himmlische Weisen.

Da sprach der Sterbende: „Himmel und Erde vereinigen sich, um den Erwachten zu ehren. Doch dies ist nicht die rechte Verherrlichung, die einem Buddha gebührt. Die rechte Ehre geben mir diejenigen, die immerdar im Geist und in der Wahrheit leben und getreulich die Vorschriften rechtschaffenen Wandels befolgen.“ (Katech. S. 28.)

„Die Lehre, die ich euch verkündet habe, soll, wenn ich nicht mehr unter euch weile, euer Führer und Meister sein. Seid stets eingedenk meiner Ermahnung: Vergänglich ist alles, was da geworden ist, ringet ohne Unterlaß!“

Mit diesen Worten verschied sein Geist. Sein Leib aber wurde von den Edeln der Mallas mit königlichen Ehren dem Feuer übergeben. (Oldenberg S. 231, Katech. S. 29.)

Nach dieser kurzen Darstellung der Lebensgeschichte Buddha's wenden wir uns nunmehr der Betrachtung seiner Lehre, des sogenannten Dharma oder Dhamma, zu.

Die wesentlichen Grundsätze dieser Lehre sind in den vier Wahrheiten ausgesprochen, die Buddha in der Predigt am Benares verkündet hat. Das sind die Wahrheiten vom Leiden, von der Ursache des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, vom Wege, der zur Aufhebung des Leidens führt.

„Dies“, so sprach Buddha, „ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt ist Leiden, kurz das ganze leiblich-geistige Dasein des Menschen ist Leiden“.

„Dies ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: Es ist der Durst nach Sein, d. h. der Wille zum Leben, das Trachten nach Genuß, das von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt und bald in dieser bald in jener Gestalt seine Befriedigung sucht“.

„Dies ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Die Aufhebung des Leidens wird bewirkt durch Aufhebung des Daseinsdurstes, durch Ueberwindung des Lebenstriebes, durch gänzliche Vernichtung alles Begehrens".

„Dies ist die heilige Wahrheit von dem Wege, der zur Aufhebung des Leidens führt: Es ist der achtteilige Pfad, der da heißt: Rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken". (Oldenb. S. 147 ff.)

Um diese Sätze ganz zu verstehen, muß man sich drei Grundbegriffe der buddhistischen Weltanschauung, die gewissermaßen ihre Glaubenslehre bilden, klar zu machen suchen: die Wiedergeburt, das Karma und das Nirwana.

Schon in der vorbuddhistischen Zeit war bei den alten Indern wie bei den Aegyptern der Glaube an die sogenannte Seelenwanderung verbreitet. Wenn ein Mensch stirbt, so zieht seine Seele in einen anderen menschlichen oder tierischen Körper ein und führt ihn durch eine neue Existenz, und so durchläuft sie bis zu ihrer endlichen Erlösung eine Reihe mannigfaltigster, höher oder niedrig organisierter Existenzen. Jeder Mensch und jedes Tier ist demnach schon vor seinem gegenwärtigen Dasein in der Vergangenheit in einem unaufhörlichen Wandlungsprozeß durch die verschiedensten Stufen der lebenden Wesen und innerhalb der menschlichen Gesellschaft durch die verschiedensten Klassen und Stände derselben hindurchgegangen. Der Mensch von heute kann z. B. früher einmal als Hase auf der Erde gelebt haben und in Zukunft als Kameel oder in anderer Tiergestalt wiedergeboren werden, und wer einst in einem anderen Dasein als mächtiger König gebot oder vielleicht auch ein Gott war, kann heute als Bettler unter uns wandeln.

Der Buddhismus leugnete nun merkwürdiger Weise die Existenz einer Seele, behielt aber dennoch die Lehre von der Wiedergeburt der lebenden Wesen bei und verband mit derselben die Lehre von der sittlichen

Vergeltung. Es ist kein Zufall, daß ein Wesen als Mensch, Tier oder auch in Gestalt eines Gottes ins Dasein tritt, und es ist auch kein Zufall, welche Schicksale dasselbe in dieser oder jener Daseinsform erleidet. Glück und Unglück, Lust und Elend, kurz alles, was dem lebenden Geschöpf gegenwärtig beschieden ist, ist sein eigenes Karma, d. h. die streng gesetzmäßige Wirkung seiner Schuld oder seines Verdienstes in einem früheren Dasein. Allein auch das glücklichste Leben ist, solange es an die vergängliche Welt geknüpft ist, — und alles, was da ist, ist vergänglich — voll Leid, voll Täuschung und Trübsal. Das wahre Glück und Heil besteht darum allein in der Befreiung von der Notwendigkeit der Wiedergeburt, in der Erlösung von allen Fesseln des Daseins, in dem sogenannten Nirwana, einem Zustand vollkommenen inneren Friedens, in dem aller Wille zum Leben, alles egoistische Trachten nach Dasein und Genuß und damit jede Leidenschaft, jede Begier, jede Furcht, jedes Uebelwollen und jeder Schmerz erloschen ist. (cf. Buddhist. Katech. S. 35.)

Um diesen Zustand zu erlangen, muß man „das Weltleben aufgeben, der Brüderschaft der Erlesenen beitreten und gleich Buddha alle seine Kräfte auf Erreichung des höchsten Zieles verwenden.“ Diejenigen, die dies tun, sind die eigentlichen Jünger Buddhas und werden die „Bhikschu“ genannt, und nur sie können schon in diesem Leben die Vollendung und Befreiung, das Nirwana, erreichen. Die sonstigen Anhänger der Lehre jedoch, die im Weltleben verharren, die sogenannten Upásakas, können im besten Falle nur eine günstige Wiedergeburt erlangen. —

Was die besondern sittlichen Forderungen der buddhistischen Lehre betrifft, so gelten für alle ihre Bekenner, ohne Unterschied, vor allem folgende fünf Kardinalverbote:

1. Kein lebendes Wesen zu töten, und zwar auch nicht das kleinste Tier. So darf z. B. ein Mönch Wasser, in dem animalisches Leben irgend welcher Art enthalten

ist, nicht trinken und ebensowenig auf Gras oder Lehm ausgießen;

2. sich nicht an fremdem Eigentum zu vergreifen;
3. nicht die Gattin eines andern zu berühren;
4. nicht die Unwahrheit zu reden;
5. nicht berauschende Getränke zu trinken.

Außerdem sind (in dem Sigalowâdasutta) Eltern und Kindern, Schülern und Lehrern, den Ehegatten, den Freunden, Herren und Dienern besondere Pflichten gegeneinander vorgeschrieben, die sich so ziemlich mit unseren ethischen Begriffen decken und auch für die Laien maßgebend sind.

Für die Ordensbrüder, die Mönche, gelten zehn Verbote, außer den fünf genannten fünf andre, darunter besonders das Gebot absoluter Keuschheit und freiwilliger Armut, und dann noch eine ganze Reihe weiterer Satzungen, die ihr tägliches Leben zu regeln bestimmt sind.

Für den Geist der buddhistischen Ethik sind noch folgende Lehren und Aussprüche charakteristisch:

„Wie ist ein Mönch der Rechtschaffenheit teilhaftig?“ so heißt es in einer Rede Buddha's. „Ein Mönch läßt davon ab, lebende Wesen zu töten. — Er ist mitleidig und barmherzig, freundlich trachtet er nach dem Wohl aller lebenden Wesen. Das ist ein Teil seiner Rechtschaffenheit. — Er enthält sich verleumderischen Wortes. Was er hier gehört hat, sagt er nicht dort wieder, um jene von diesen zu trennen. Was er dort gehört hat, sagt er nicht hier wieder, um diese von jenen zu trennen. Er ist der Getrennten Vereiner und der Vereinten Befestiger. Der Eintracht freut er sich, die Eintracht pflegt er, des eintrachtschaffenden Wortes Redner ist er. Auch dies ist ein Teil seiner Rechtschaffenheit“.

„Wer den Zorn, der sich in ihm erhebt, heißt es im Dhammapada, in der Gewalt hat wie einen rollenden Wagen, den nenne ich den wahren Wagenlenker, ein andrer ist nichts als ein Zügelhalter.“

„Durch Nichtzürnen überwinde man den Zorn, das Böse überwinde man mit Gutem, den Gei-

zigen überwinde man mit Gaben, durch Wahrheit überwinde man den Lügner."

„Wen böse Menschen schmähen, der soll sagen: Sie sind gut, sie sind sehr gut, daß sie mich nicht schlagen. Schlagen sie ihn, sagt er: Sie sind gut, daß sie mich nicht mit Erdklumpen werfen, töten sie ihn mit scharfer Waffe, sagt er: Es gibt Jünger des Erhabenen, denen Leib und Leben Qual und Ekel bereitet, und die gewaltsamen Tod aufsuchen. Solchen Tod habe ich, ohne ihn zu suchen, gefunden."

Um seinen Jüngern ein Beispiel von Großmut gegen den Feind zu geben, erzählt ihnen Buddha eines Tages die Geschichte vom König Leidelang, den sein mächtiger Nachbar Brahmadatta all seines Gutes beraubt und aus seinem Reiche vertrieben hatte. Als Bettelmönch verkleidet kommt Leidelang nach Benares, der Hauptstadt seines Feindes, und es gelingt ihm eine Zeit lang, sich mit seinem Weibe und ihrem Sohn Lebelang vor dem König zu verbergen. Eines Tages jedoch wird er erkannt und vom König mit seiner Gemahlin zu grausamem Tode verurteilt. Die beiden Unglücklichen werden durch die Straßen der Stadt zum Richtplatz geführt, und schon machen sich die Henker daran, die Strafe zu vollziehen, da wendet sich Leidelang noch einmal an seinen Sohn und richtet an ihn folgende Worte: „Mein Sohn Lebelang, sieh nicht zu weit und nicht zu nah; denn nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe, wohl aber durch Nichtfeindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe." Lebelang trauert lange Zeit in der Einsamkeit des Waldes um den qualvollen Tod seiner Eltern. Endlich rafft er sich wieder auf, kehrt in die Stadt zurück und findet nach Jahr und Tag unerkannt eine Anstellung in den königlichen Elefantenställen. Am Hofe erwirbt er sich bald durch seine geistige Begabung und ganz besonders durch seinen schönen Gesang die Gunst des Königs in solchem Maße, daß dieser ihn bald zu seinem vertrauten Freund macht. Eines Tages begleitet er den König auf der Jagd, und es traf sich, daß die beiden allein waren. Da wurde der König müde, legte sein Haupt in Lebelangs Schoß

und schlief alsbald ein. Da dachte Lebelang an all das Böse, das Brahmadatta seinem Hause zugefügt hatte. Er hatte ihnen Land und Heer und alle Schätze genommen und obendrein seinen Vater und seine Mutter getötet. Und von Rachgier übermannt zog er sein Schwert aus der Scheide. Aber in diesem Augenblick erinnerte er sich der letzten Worte seines Vaters und steckte sein Schwert wieder ein. Dreimal überkam ihn die Begier nach Rache, aber dreimal bezwang die Erinnerung an die letzten Worte seines Vaters den Haß. Inzwischen fuhr der König aus dem Schlaf auf; ein böser Traum hatte ihn geweckt. Er hatte geträumt, daß Lebelang ihm mit dem Schwerte nach dem Leben trachte. Da wollte Lebelang der ihm drohenden Gefahr zuvorkommen, faßte mit der Linken das Haupt des Königs, zog mit der Rechten sein Schwert und sprach zu ihm: Ich bin Lebelang, o König, der Sohn des Königs Leidelang von Kosala. Jetzt ist die Stunde gekommen, um für all' das Böse, das du uns getan hast, Rache zu nehmen. Als jedoch der König Brahmadatta dem Jüngling zu Füßen fiel und um Gnade flehte, ließ Lebelang gerührt von ihm ab, und versöhnt reichten sich beide die Hände und schwuren einander nichts Böses zu tun. Lebelang verriet nun dem König, daß er seine Rettung den letzten Worten des sterbenden Leidelang zu verdanken hätte, und gab ihm auf seine Frage nach der Bedeutung dieser Worte folgende Erklärung: Die erste Mahnung meines Vaters „Sieh nicht zu weit!“ bedeutet: „Laß die Feindschaft nicht lange währen!“ Das zweite Mahnwort „Sieh nicht zu nah!“ bedeutet: „Entzweie dich nicht voreilig mit deinem Freunde!“ Der Schlußsatz endlich: „Denn nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe, durch Nichtfeindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe“ hat folgenden Sinn: Du, o König, hast meinen Vater und meine Mutter getötet. Wollte ich dir jetzt das Leben nehmen, so würden die, welche dir anhängen, mir das Leben nehmen, und die, welche mir anhängen, würden jenen das Leben nehmen, und so würde Feindschaft durch Feindschaft nicht zur Ruhe kommen. Jetzt aber, da wir einander das Leben geschenkt haben, ist durch Nichtfeindschaft unsere Feindschaft zur

Ruhe gekommen.“ Diese kluge Deutung gefiel dem König so sehr, daß er Lebelang in das väterliche Erbe wieder einsetzte und ihm seine Tochter zur Gemahlin gab. (S. Oldenb. S. 237 ff.)

Noch tiefer und reiner gefaßt erscheint die Feindesliebe in der Erzählung von Kunala, dem Sohn des großen Königs Assoka. Eine der Frauen des Königs entbrannte in Liebe zu dem schönen Jüngling, doch dieser wies sie zurück. Um sich dafür zu rächen, erläßt die Verschmähte ohne Wissen des Königs einen mit seinem Siegel versehenen Befehl, dem Prinzen, der inzwischen in eine ferne Provinz gesandt war, beide Augen auszureißen.

Der edle Jüngling jedoch ertrug die grausame Strafe mit bewunderswürdiger Seelenruhe. „Das Auge von Fleisch, so sprach er, ist mir unwiederbringlich verloren; aber ich habe das vollkommene untadelige Auge der Weisheit erworben. Statt des Reiches, daran Schmerzen und Leiden haften, habe ich das Reich der Wahrheit gewonnen, das Schmerz und Leiden vernichtet. Mögen die, auf deren Veranlassung mir so hohes Heil wiederfahren ist, noch lange Glück, Leben und Macht genießen!“ Als aber der König nach einiger Zeit die Untat erfuhr und im Uebermaß des Schmerzes und von Zorn entbrannt die Schuldige unter Martern töten lassen wollte, bat Kunala selbst um Gnade für sie: „Wenn sie unedel gehandelt hat, so handle du edel, töte nicht ein Weib. Es gibt keinen höhern Lohn als den für das Wohlwollen; die Geduld, o Herr, wird von dem Vollendeten gepriesen. Darum hat auch mein Herz nur Wohlwollen für die, die mir mein Augenlicht geraubt hat. So gewiß diese Worte wahr sind, mögen meine Augen wieder werden wie zuvor.“ Und siehe da, seine Augen erglänzten wieder in alter Schönheit. (Oldenb. S. 341 ff.)

Zu den Kardinaltugenden des Buddhismus gehört auch die Wohltätigkeit, die, allerdings nur in erdichteten Beispielen, ohne Maß und Grenze bis zur Selbstaufopferung übertrieben erscheint. So wenn Buddha selbst von sich erzählt, daß er in einer seiner vergangenen

Existenzen ein Hase war und als solcher sich selbst dem Götterkönig Sakka hingegeben habe, indem er in's Feuer sprang, um sich gebraten von demselben verzehren zu lassen.

In seinem vorletzten Dasein war er der Prinz Vessantara. Ungerecht aus seinem Reiche vertrieben, gab er seine letzten Schätze, ja selbst den Wagen, auf dem er saß, mit dem Pferd Bittenden hin, sodaß er ohne alle Mittel nur noch sein Weib Maddi und seine beiden Kinder Jali und Kanhajina zurückbehielt, mit denen er sich in eine Einsiedelei zurückzog. „Maddi, so erzählt er weiter, sammelte Waldfrüchte und brachte uns dreien Nahrung. Da kam ein Bettler vorüber und sprach mich um meine beiden Kinder an. Ich lächelte, nahm meine beiden Kinder und gab sie dem Brahmanen. Und es erbebte die waldumkränzte Erde. Und wiederum geschah es, daß Gott Sakka in Gestalt eines Brahmanen vom Himmel herniederstieg, und er sprach mich an um Maddi, die tugendreiche und treue. Und freudigen Sinnes gab ich ihm Maddi hin. Da freuten sich im Himmel die Götter, und wieder erbebte die waldumkränzte Erde. Meine beiden Kinder und Maddi, mein treues Weib, gab ich hin und achtete es nicht, um die Buddhaschaft zu erlangen."

Diese Wohltätigkeitsmoral verliert jedoch an Wert, wenn man bedenkt, daß diejenigen, die sie predigten, selbst arme besitzlose Mönche, auf die Gaben der Reichen angewiesen waren, daß ihnen selbst also aus dieser Moral mehr Ansprüche als Pflichten, mehr Vorteile als Nachteile erwuchsen. (cf. Oldenb. S. 347, Anm.)

Wichtiger aber noch als die Pflichten gegen den Nächsten ist dem Buddhisten die Arbeit an der eigenen sittlichen Bildung, die Selbstzucht. „Schritt um Schritt, Stunde für Stunde, soll, wer weise ist, sein Ich von allem Unreinen läutern, wie ein Silberschmied das Silber läutert." (Dhammapada 239.)

„Das Auge und alle unsere Sinne sollen wir im Zaum halten, damit sie nicht an den Außendingen Freude finden und dem Ich Wahrnehmungen zuführen, welche dessen Frieden und Reinheit gefährden. Wir sollen jede unserer Bewegungen mit wachsamem Bewußtsein begleiten;

wenn wir gehen und stehen, wenn wir uns setzen und uns niederlegen, wenn wir reden und schweigen, sollen wir bedenken, was wir tun, und darauf achten, daß es geziemend geschehe. Wir sollen nichts bedürfen, als was wir an uns tragen, wie der Vogel in der Luft keine Schätze hat und nichts an sich trägt als seine Flügel, die ihn hinführen, wohin er will.“ (Oldenb. S. 351.)

„Wie ein Weib oder ein Jüngling, der an Schmuck Gefallen hat, in einem Spiegel oder in einer klaren Wasserfläche ihr Antlitz beschauen, um jede unreine Spur und jeden Fleck zu beseitigen, so soll der Mönch darnach trachten, von allen bösen Regungen (wie Lust, Begier, Haß, Verwirrung oder Zorn) frei zu werden und sich Tag und Nacht im Guten üben.“ (ib. S. 353)

Diese Mitteilungen werden genügen, um Ihnen einigermaßen ein Bild von dem Wesen des Buddhismus zu geben.

* *
*

Unterwerfen wir nun diese Lehre einer vergleichenden Prüfung vom Standpunkte des Judentums aus, so fällt uns vor allem die Tatsache auf, daß in derselben der Glaube an einen Gott keinen Raum hat. Nicht als ob der Buddhismus die alten brahmanischen Götter ganz aus der Welt geschafft hätte. Aber diese Götter, die wie die Menschen vergänglich und sterblich sind und auch den Gesetzen des Karma und der Wiedergeburt unterliegen, haben auf die Schicksale der Menschen keinerlei Einfluß, und deshalb hat auch ihre Verehrung und Anbetung für sie keinen Zweck und keine Bedeutung. Und in diesem Mangel des Gottesbegriffs liegt auch der Grund zu der finstern pessimistischen Vorstellung, die über die ganze buddhistische Weltanschauung ihre Schatten wirft, zu der Vorstellung, daß alles Leben Leiden ist, und daß darum das einzige Heil im Nichtsein bestehe. Diesen buddhistischen Pessimismus hat bekanntlich Schopenhauer ins Philosophische übersetzt, und derselbe hat bereits darauf hingewiesen, daß das Christen-

tum hierin eine geistesverwandte Richtung zeige, daß jedoch das Judentum im geraden Gegensatz dazu einen optimistischen Standpunkt vertrete. Und darin müssen wir ihm vollständig beipflichten. Nur sehen wir in diesem Optimismus nicht mit ihm eine Schwäche des Judentums, sondern vielmehr seine Stärke und einen seiner wesentlichsten Vorzüge. Denn das Judentum ist nicht etwa in dem Sinne optimistisch, daß es gegen die Schattenseiten des irdischen Daseins seine Augen verschließt.

Wo wäre wohl die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens in ergreifenderen Klängen besungen als in unseren Psalmen? Oder welcher moderne pessimistische Maler könnte das Elend der Welt in grelleren Bildern darstellen, als es uns im Buche Hiob vorgeführt wird? Das Buch Koheleth vollends ist nichts als ein fortlaufender Kommentar zu dem immer wiederkehrenden Refrain: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel!"

Das Judentum leugnet also keineswegs die Mängel und Unvollkommenheiten der Welt. Trotzdem aber ist es weit davon entfernt, aus denselben mit dem Buddhismus und den verwandten Richtungen im Christentum und Heidentum lebenverneinende Konsequenzen zu ziehen; vielmehr bejaht es nachdrücklich das Leben und lehrt und fordert von uns mit aller Entschiedenheit die Freude am Leben und die Wertschätzung desselben als eines hohen, kostbaren Gutes. Und wo haben wir die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch zu suchen? Das sagt uns der erste Satz, mit dem die Lehre des Judentums beginnt: „Im Anfang schuf ein allmächtiger Gott Himmel und Erde!" Was dieser Gott für die Welt, was er für uns und unser Leben bedeutet, das ist symbolisch in dem ersten Schöpferwort ausgesprochen. Gott sprach: „Es werde Licht, und es ward Licht!" Ja, ohne Gott ist diese Erde allerdings ein Tohuwabohu, eine öde, in Finsternis gehüllte Wüste, mit Gott und durch Gott ist sie eine Welt des Lichts, eine Stätte des Heils und der Freude.

Es ist aber sehr bemerkenswert, daß der Gottesgedanke im Judentum nicht Gegenstand eines bloßen Dogmas ist.

Nirgends wird, in der Thora wenigstens, der Satz aufgestellt: Du sollst an einen Gott glauben! Das Dasein eines Gottes ist dem Judentum etwas Selbstverständliches, etwas, dessen unmittelbare Gewißheit einen Zweifel garnicht aufkommen läßt, es ist geradezu der Lebensnerv des Judentums. Der bloße theoretische Glaube an Gott tut es aber auch nicht. Was das Judentum verlangt, ist vielmehr: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Vermögen! Und in diesem Grundgebote unserer Lehre ist auch schon ihre optimistische Weltanschauung gegeben. Nach der bekannten Definition Spinoza's wenigstens ist die Liebe ja nichts anderes als die Freude, begleitet von der Vorstellung einer äußeren Ursache derselben.*) Gott lieben heißt also darnach: sich des Daseins freuen im Bewußtsein, daß Gott der Urheber desselben ist. Und das ist auch der Gedanke des kleinen aber tiefempfundenen hundertsten Psalms, der in einer meisterhaften modernen Komposition eine solche treffliche Interpretation gefunden hat: „Jauchzet dem Herrn alle Lande! Dienet dem Herrn mit Freude, tretet hin vor Ihn mit Jubelsang! Wisset, daß Ad. (der Ewige) Gott ist. Er hat uns geschaffen, Ihm gehören wir an, wir sind Sein Volk, die Heerde Seiner Weide!"

Welch einziges, beseligendes Gut dem Frommen in dem Besitze Gottes gegeben ist, das kann nicht schöner ausgedrückt werden als in dem Worte des Psalmisten:

„Was hätt' ich neben Dir, o Gott, im Himmel? Hab' ich nur Dich, nichts wünsch' ich mehr auf Erden mir!" (Ps. 73, 25.)

Um wieviel freudiger, lebendiger und lichtvoller ist dieses Wort als das in diesen Tagen anläßlich der Enthüllung des Anzengruberdenkmals soviel besprochene Wort seines Dorfphilosophen, des Steinklopferhannes: „Es kann d'r nix gescheh'n", das doch im Grunde genommen nur

---

*) Amor est laetitia concomitante idea causae externae. Ethic. ed. Ginsberg P. III p. 206.

eine matte Variation des Psalmwortes ist: „Gott ist mit mir, ich fürchte nichts!“ (Ps. 118, 6).

Von einem solchen beseligenden Gottesgedanken weiß der Buddhismus nichts, und darum kennt er auch nicht den beglückenden Segen des Gebets, wie es in seiner aus aller Seelennot erlösenden Kraft in unseren Psalmen so unvergleichlich tief und schön alle Saiten des menschlichen Herzens erklingen läßt. Die modernen Anhänger des Buddhismus allerdings machen gerade aus diesem Mangel eine Tugend. Das eben, so meinen sie, ist das Große und Schöne an der buddhistischen Lehre, daß sie weder an den Gottesglauben, noch an irgendwelches Dogma geknüpft ist, daß sie uns sozusagen eine freie, voraussetzungslose Ethik darbietet. In Wahrheit hat aber, wie wir gleich sehen werden, der Buddhismus auch seine Dogmen; nur erscheinen dieselben erklärlicherweise gegenüber dem Christentum mit seiner mystischen Trinitätslehre und anderen gleich unbegreiflichen Dogmen weniger dunkel und unverständlich. Gegenüber dem Judentum jedoch kann in dieser Hinsicht von einem Vorzug des Buddhismus keine Rede sein. Streng genommen giebt es auch im Judentum, wie schon Mendelssohn erkannt hat, außer der Anerkennung eines Gottes überhaupt keine eigentlichen Dogmen. Unsere Thora stellt nie und nirgends an ihre Bekenner die Forderung, ihren Glauben an irgendwelche metaphysische Wahrheiten feierlich und ausdrücklich zu bekennen, wie dies im Christentum geboten ist. Wenn der Jude nur in Handel und Wandel den Geboten der Thora gemäß lebt, erfüllt er vollkommen seine religiöse Pflicht und wird im Uebrigen nicht danach gefragt, was und wie er über dieses und jenes denkt und glaubt. In dieser Beziehung läßt also das Judentum gleich dem Buddhismus seinen Bekennern ein großes Maß geistiger Freiheit. Gleichwohl setzt die jüdische Lehre gewisse Grundwahrheiten voraus, aber das tut auch der Buddhismus. Und auf welcher Seite hier die größere Klarheit und Wahrheit zu finden ist, das kann uns, wenn wir die bezüglichen Lehren nebeneinanderstellen, nicht zweifelhaft sein. Wenn wir das

Judentum auf seine wesentlichsten Elemente zurückführen, so lehrt dasselbe, wie schon der Religionsphilosoph Joseph Albo erkannt hat, drei Grundsätze: 1. Das Dasein eines Gottes; 2. das Gesetz der gerechten Vergeltung und 3. die geschichtliche Tatsache einer göttlichen Offenbarung, oder freier ausgedrükt, die Verbindlichkeit gewisser Gebote für unser Leben und Streben. Daß es eine gerechte Vergeltung gibt, lehrt auch der Buddhismus. Nur hat er an Stelle der einfachen, verständigen jüdischen Vorstellung die phantastische und mystische Lehre vom Karma, gegen welche sich von den verschiedensten Seiten die schwersten Einwände erheben lassen. So soll nach derselben jedes Mißgeschick, das uns trifft, ausnahmslos die Folge einer von uns begangenen Schuld sein. Haben wir uns nicht in unserem gegenwärtigen Dasein vergangen, so liegt die Schuld in einer unserer früheren Existenzen. Wie aber, so fragen wir, sollen wir es als gerecht empfinden, wenn wir in unserem gegenwärtigen Leben verantwortlich gemacht werden für Handlungen und Unterlassungen in einem Dasein, dessen wir uns garnicht mehr bewußt sind, ja dessen Zusammenhang mit unserem gegenwärtigen Dasein völlig imaginär ist? Denn der Buddhismus leugnet ja auch das Dasein einer Seele; es ist also garnicht abzusehen, worin der Zusammenhang und die Identität zwischen dem handelnden Subjekt einer vergangenen Existenz mit dem handelnden Subjekt der gegenwärtigen Existenz, die die Schuld büßen muß, besteht. Wenn es nicht dieselbe Seele ist, die heute wie ehemals in mir lebt und wirkt, wieso bin ich dann noch derselbe, der in einem früheren Dasein handelte und Gutes oder Böses tat?

Und wie grausam, wenn dem Unglücklichen, der sich keiner Schuld bewußt ist, auch noch das Einzige, was ihn zu trösten vermag, das Bewußtsein seiner Unschuld, entrissen wird durch die Voraussetzung angeblicher Verfehlungen, die ihm niemand nachweisen kann, von denen er sich aber auch zu reinigen nicht in der Lage ist?

Um wieviel gerechter und tröstlicher ist hier die jüdische Auffassung, daß es auch unverschuldete Leiden giebt,

Leiden für die uns oft jede Erklärung fehlt, die aber in jedem Falle von uns ergebungsvoll getragen werden müssen.

Wenn dem gegenüber die Wortführer des Buddhismus die alttestamentliche Lehre anfechten, daß sich in gewissen Fällen die Schuld der Väter auch an den Kindern rächt, so haben wir darauf nur die Antwort, daß dies eine unleugbare Tatsache der Erfahrung ist, die auch die moderne Naturwissenschaft in der Vererbungstheorie anerkennt. Der Buddhismus setzt sich also, wenn er diese Tatsache bestreitet, mit der Wissenschaft in Widerspruch, die er doch sonst, wo es ihm paßt, als maßgebende Instanz ins Treffen führt.

Was ferner den jüdischen Glauben an eine göttliche Offenbarung betrifft, so steht demselben auf Seiten des Buddhismus die Tradition von der Erleuchtung Buddhas gegenüber, die ja auch in einen gewissen überirdischen Nimbus gehüllt ist. Es bleibt also nur der Glaube an einen Gott, als den Schöpfer und Erhalter, Gesetzgeber und Richter der Welt, dem im Buddhismus ein entsprechendes Dogma nicht gegenübersteht. Das aber ist, wie bereits gezeigt, kein Vorzug, sondern eine klaffende Lücke in der Lehre Buddha's. Denn wenn es auch wahr ist, daß auch der Glaube an Gott nicht alle Erscheinungen zu erklären vermag und noch viele Fragen ungelöst läßt, so wird doch Zahl und Schwierigkeit dieser Probleme nicht geringer, sondern noch weit größer, wenn wir nicht an einen Gott glauben.

Vollends aber zeigt sich die Schwäche des Buddhismus, wenn wir die Konsequenzen betrachten, die sich aus der Lehre Buddha's für das praktische Leben ergeben. Was ist das Lebensideal des Buddhisten? Es ist Buddha's eigenes Leben, es ist das Leben eines Bhikschu, eines Mönches, der ohne Weib und Kind, ohne jede nützliche Arbeit und Tätigkeit bettelnd durch die Welt zieht und keine andere Aufgabe kennt, als die, alle lebenzeugenden Keime und Triebe in sich zu töten, alle Regungen der Lebensfreude zu unterdrücken, die Aufhebung aller Daseinsbedingungen anzustreben.

Das Einfachste schiene ja unter solchen Umständen der Selbstmord. In der Tat ist der Selbstmord nach buddhistischer Lehre kein eigentliches Unrecht. Aber, so sagt der buddhistische Katechismus, der Selbstmord ist eine törichte Handlung, weil er uns nicht vor der Wiedergeburt schützt. Immerhin ist es klar, daß die allgemeine Verwirklichung des buddhistischen Lebensideals alle Kulturarbeit unterbinden und zuletzt den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen müßte. Hierüber waren sich schon die zeitgenössischen Gegner Buddha's völlig klar. „Der Asket Gotama, so klagten sie, ist gekommen, Kinderlosigkeit zu bringen, der Asket Gotama ist gekommen, Witwentum zu bringen, der Asket Gotama ist gekommen, Untergang der Geschlechter zu bringen." (Oldenb. S. 156.) Glücklicherweise hat die Natur selbst dafür gesorgt, daß diese Gefahr von der Menschheit abgewendet wurde. Auch hier gilt das Schiller'sche Wort von der Natur gegenüber der Philosophie:

„Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

Der Verzicht auf das weltliche Leben, auf seine Freuden und Pflichten, ist nur auf den Orden der Priester beschränkt geblieben; die großen Massen sind, unbekümmert um die welt- und lebensfeindlichen Theorien, in ihrer Lebensführung nach wie vor dem Zuge der Natur gefolgt. Gleichwohl mußte Lehre und Beispiel der Priester auch auf das Familienleben und die bürgerlichen Verhältnisse der Laienwelt einen schädlichen Einfluß ausüben.

Daß die Lehre Buddha's die Ehe grundsätzlich verwirft, ist nur eine natürliche Folge ihrer Lebensverachtung Tatsächlich wurde dieselbe den Mönchen in aller Form verboten. Wir wundern uns deshalb nicht, wenn wir gelegentlich folgender Aeußerung über die Ehe begegnen: „Solange jemand diese Binde vor den Augen trägt, kann er Tugend und Einsicht nicht erreichen. Nur wenn die Binde, die man Heiratsgedanken nennt, von den Augen genommen ist, wird Tugend und Einsicht zur

Wahrheit werden." (Bertholet, der Buddhism. u. seine Bedeutg., S. 51.)

Eine solche Auffassung von der Ehe mußte aber auch eine Geringschätzung der Frauen zur Folge haben. „Unergründlich verborgen, wie im Wasser des Fisches Weg, so heißt es in einer buddhistischen Schrift, ist das Wesen der Weiber, der vielgewitzten Räuberinnen, bei denen Wahrheit schwer zu finden ist, denen die Lüge ist wie die Wahrheit, die Wahrheit wie die Lüge."

„Wie sollen wir, Herr", so wird Buddha von Ananda gefragt, „uns gegen ein Weib benehmen?" „Ihr sollt ihren Anblick vermeiden, Ananda." „Wenn wir sie aber doch sehen, Herr, was sollen wir dann tun?" „Nicht zu ihr reden, Ananda." „Wenn wir aber doch mit ihr reden, Herr, was dann?" „Dann müßt ihr über euch selbst wachsam sein, Ananda."

„Wenn", so äußerte sich Buddha ein andermal, „Weiber nicht in den Orden zugelassen wären, würde die reine Lehre tausend Jahre bestehen. So aber wird die Lehre der Wahrheit nur fünfhundert Jahre bestehen." (Oldenberg, S. 188.)

Ebenso mußte auch die Stellung der Kinder unter der Verkennung der sittlichen Bedeutung der Ehe leiden. Charakteristisch hierfür ist schon der Ausruf Buddha's selbst, als ihm die Geburt seines einzigen Sohnes Rahula gemeldet ward: „Rahula ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet!" (Oldenb., S. 122.)

Und der Gatte, der Buddha nachfolgen will, verläßt seine Gattin und spricht zu ihr: „Wenn du dieses Kind den Schakalen und Hunden vorwirfst, so wirst du mich doch nicht, du Elende, zur Rückkehr um des Kindes willen bewegen" (Oldenb., S. 172.)

Bekanntlich sind die ehefeindlichen Anschauungen des Buddhismus auch in das neue Testament eingedrungen und behaupten in dem Zölibat der katholischen Geistlichen auch heute noch eine gewisse Geltung.

In welchem Gegensatz zu dieser Geringschätzung des Familienlebens das Judentum steht, das brauche ich einem jüdisch denkenden und jüdisch fühlenden Publikum

nicht erst weitläufig auseinanderzusetzen. Jedermann weiß, daß in der Bibel die Ehe als eine von Gott selbst gestiftete Institution geheiligt ist. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehilfin zur Seite stellen.“ So sprach der Schöpfer, als er Eva, das erste Weib, schuf.

Darum gilt die Eheschließung für den Mann als eine heilige Pflicht, und selbst der Hohepriester durfte am Versöhnungstage nicht vor den Altar treten, wenn er nicht mit einem Weibe vermählt war.*)

„Wer ohne Weib lebt, so heißt es im Talmud, der lebt ohne Schutz, ohne Frieden, ohne Glück, ohne Segen.“ (Jebamoth 62b.) Ja, die Ehe, ein glückliches Familienleben, ist ein wesentliches Stück im jüdischen Lebensideal: „Heil dir, wenn du Gott fürchtest, wenn du in seinen Wegen wandelst. Wenn du die Arbeit deiner Hände genießest, heil dir und wohl dir! Dein Weib, einer blühenden Rebe gleich, im Innern deines Hauses, deine Kinder gleich Olivensprossen rings um deinen Tisch. Siehe fürwahr, so fühlt sich gesegnet der gottesfürchtige Mann.“ (Ps. 128.)

Wie Sie sehen, preist dieser schöne Psalm neben dem Familienglück auch den Segen der Arbeit, und auch das bildet einen großen Vorzug des Judentums gegenüber dem Buddhismus, welcher die sittliche Bedeutung der Arbeit völlig verkannt hat.

„Ein Mönch, welcher die Erde gräbt oder graben läßt, ist der Buße schuldig. Blumen, Gräser, Sträucher oder Bäume anzupflanzen, liegt dem Mönch fern.“ Das ist buddhistische Beichtformel und Ordensregel. (cf. Berthol. l. l. S. 50.)

Wie dagegen unsere Schriften die Arbeit in allen Tonarten preisen, das habe ich erst kürzlich an anderer Stelle ausgeführt. Hier möchte ich besonders auf einen

---

*) Mischna, Joma I, 1. Vgl. auch Pesikta, ed. Buber, p. 172b: „Nadab und Abihu starben, weil sie unverehelicht den Priesterdienst verrichteten.“

Ausspruch hinweisen, der dartut, daß selbst die Beschäftigung mit dem Gottesworte uns nicht von der Arbeit entbindet. Es heißt in Josua: „Dieses Buch der Lehre soll nicht aus deinem Munde weichen, und du sollst darin sinnen Tag und Nacht. Ist dieses Gebot etwa wörtlich aufzufassen? Nein, so sagt R. Ismael. Sagt doch die Thora ausdrücklich: Ich werde den Regen eures Landes zur rechten Zeit spenden, und du sollst einsammeln dein Getreide, deinen Most und dein Oel! Du sollst also Thorastudium und Arbeit verbinden und jedes zu seiner Zeit betreiben." Und diese Auffassung fand allgemeinen Beifall (cf. Berachoth 35b.) Ja, nach der Deutung unserer Weisen ist in den Worten der Thora: „Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten Tag soll ein Ruhetag sein dem Herrn, deinem Gotte" zugleich mit dem Gebote der Sabbatruhe auch das Gebot der Arbeit ausdrücklich ausgesprochen. (Aboth d. R. Nathan c. 11.) Wenn daher Berthold Auerbach in einer seiner Schriften (Auf der Höh') die Frage aufwirft, warum keine Religion vor allem das Gebot der Arbeit hat, so beruht dieser Vorwurf in Bezug auf das Judentum auf falscher Voraussetzung. —

Soweit sich nun auch in diesen und manchen anderen fundamentalen Punkten der Buddhismus vom Judentum entfernt, so sehr begegnet er sich mit demselben — und das sei unumwunden zugestanden — in seinen Lehren über die Selbstheiligung sowie über die Pflichten des Wohlwollens, der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit gegen andere. Ob der Begriff der Nächstenliebe in gleicher Tiefe und Lauterkeit wie im Judentum erfaßt ist, bleibe dahingestellt, jedenfalls finden wir hier Lehren und Aussprüche, die oft an die schönsten und erhabensten Stellen unseres heiligen Schrifttums erinnern und uns mit Ehrfurcht und Bewunderung vor der sittlichen Größe des Weisen erfüllen, der diese erhabene Moral verkündet und gelebt hat. Allein das beste und vollkommenste Moralsystem kann ein Volk für die Dauer nicht vor geistiger und sittlicher Verirrung schützen, wenn es nicht von dem rechten Gottesgedanken

getragen wird. Dafür liefert gerade die Geschichte des Buddhismus eine außerordentlich lehrreiche Illustration.*)

„Es ist eine der großen Ironien der Geschichte der Religion," sagt Bertholet, „daß im Laufe der Zeit der Stifter einer Religion ohne Gott der Gott seiner Anhänger geworden ist, weil sie diese große Einsamkeit ohne Gott nicht ertragen haben."

Der Buddhismus hat sich schon frühzeitig, etwa um den Beginn unsrer Zeitrechnung, in zwei Richtungen gespalten, von denen die eine, das sogenannte Hinayana (d. h. kleine Fahrzeug), in Ceylon und den anderen südlichen Ländern, die andere, das Mahayana (d. h. das große Fahrzeug), in den nördlichen Gebieten vorherrscht. Der bei weitem größte Teil aller Buddhisten der Gegenwart (etwa $^{9}/_{10}$?) gehört der letzteren Richtung an, die besonders in Tibet in dem hierarchischen Lamaismus zu krassester Menschenvergötterung und zum oberflächlichsten religiösen Mechanismus entartet ist. An der Spitze eines das ganze Land beherrschenden Heeres arbeitsscheuer, sittenloser und vielfach der Trunk- und Opiumsucht fröhnender Priester, die als Zauberer, Charlatans und Kurpfuscher das Volk ausbeuten und in Unwissenheit und Unmündigkeit erhalten, steht hier der buddhistische Papst, der sogenante Dalai-Lama (oder Talli-lama), der als die Verkörperung Buddha's (oder einer Emanation desselben) verehrt wird. Nach seinem Tode erscheint er in einem Kinde wieder, dessen abgöttische Verehrung sich selbst auf seine Sekrete erstreckt. Und ganz besonders interessant und lehrreich ist es, und auch das ist eine Ironie der Geschichte, daß das in dem ursprünglichen (atheistischen) Buddhismus völlig ausgeschaltete Gebet in der lamaistischen Kirche zu größerer Geltung als in irgend einem andern Kultus gelangt ist. Das Universalgebet, gleichsam das Ave-Maria der lamaistischen Kirche, besteht aus den vier Wörtern „Om mani padme hom!" Dieses Gebet, dessen eigentlicher Sinn nicht recht aufgeklärt ist, wird täglich mittelst eines Rosenkranzes von 108 Kugeln so oft als

*) cf. Falke, Buddha, Mohamed, Christus, I S. 183 ff.)

möglich hergeleiert. Außerdem findet man dasselbe in vieltausendfacher Wiederholung auf Monumenten und Giebeln, auf unzähligen Guirlanden und Flaggen, die zwischen Bäumen hängen, oder Flüsse, Schluchten und weite Täler von einem Berggipfel bis zum andern überspannen. Am merkwürdigsten aber ist der Gebrauch von Gebetmühlen, deren Räder ebenfalls mit jenen Worten beschrieben sind, und die entweder in kleinerer Form mit den Händen gedreht werden, oder in größerem Maßstabe vom Winde, vom Wasser, oder auch vom Rauch auf dem Herde bewegt werden.

Wer ein solches Rad dreht oder seinen Bewegungen zusieht, hat nach der herrschenden Meinung das gleiche Verdienst, als wenn er das Gebet ebenso oft selbst gesprochen hätte, als es auf dem Rade abgerollt wird. Bei Betrachtung dieses Mechanismus, der ein Hohn auf alle wahre Andacht ist, will es uns scheinen, als ob das Gebet dafür, daß es anfangs im Buddhismus völlig zurückgesetzt war, sich gleichsam dadurch rächen wollte, daß es die nachfolgenden Geschlechter zwingt, alle Gebete, die die vorangegangenen Geschlechter versäumt haben, in unzähliger Vervielfachung nachzuholen, und daß es so an denen, die einst den Segen seiner wahren Bedeutung verkannt haben, in einer zur Karrikatur verwandelten Form seines echten und ursprünglichen Wesens zum Fluch wurde.

Zu welch rohem Fetischdienst und Götzenkult übrigens der Lamaismus herabgesunken ist, das hat erst kürzlich der Ethnologe Hans Lederer (aus Troppau), der lange Zeit unter den Mongolen lebte, in einem fesselnden Vortrag unter Vorführung zahlreicher Kultusgegenstände in der hiesigen geographischen Gesellschaft geschildert. Nach der Mitteilung dieses Gelehrten wird in dem lamaistischen Pantheon von den Bekennern der Religion, deren Stolz es ehemals war, keinen einzigen Gott anzubeten, heute eine geradezu unabsehbare Anzahl von Göttern verehrt. Unter andern z. B auch ein Götzenbild mit Stierkopf und Flammenhaar und nicht weniger als 16 Beinen und 34 Armen. Sehr charakteristisch ist auch, daß menschliche Schädelschalen nicht nur als Trink-

gefäße für Wein und Schnaps benutzt werden, sondern daß sogar eine aus solchen Schalen hergestellte Trommel zu den Attributen jedes Lamas gehört, der dieselbe besonders auch zur Beschwörung von Krankheiten verwendet.

Wir können uns daher nicht weiter darüber wundern, daß unter dem verderblichen Einfluß einer solchen Unreligion in dem wahnbetörten Volke ein fortschreitender sittlicher Verfall sich vollzieht, und daß Unzucht aller Art, Vielweiberei und Vielmännerei, Diebstahl und Trunksucht sich immer mehr ausbreiten. Daß aber der Kulturstand des südlichen Buddhismus auf Ceylon, in Siam und Birma nicht viel höher ist, beweist wohl unter vielen andern Blüten des Wunder- und Reliquienglaubens die Tatsache, daß dort gegenwärtig der vermeintliche linke Augenzahn Buddha's als die heiligste Reliquie verehrt wird.

Wenn trotz dieses beredt genug sprechenden Urteils, das die Geschichte selbst über den Buddhismus fällt, seine europäischen Apostel ihn dennoch in begeisterten Dithyramben gewissermaßen als die Religion der Zukunft anpreisen, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß das, was sie als Buddhismus ausgeben, bei Licht betrachtet, gar nicht der geschichtliche Buddhismus ist. Vielmehr haben wir es hier mit einer Weltanschauung zu tun, die aus modern philosophischen und altbuddhistischen Elementen gemischt ist, deren wesentlichster Bestandteil aber eine Ethik ist, die, soweit sie auf allgemeine Anerkennung Anspruch machen darf, bereits 1000 Jahre vor Buddha viel klarer und schöner von Mose ist verkündet worden.

Allein, wie schon gesagt: Auch die vollendetste Ethik ohne Gott kann das Menschengeschlecht nicht aus geistigem Wahn befreien und noch weniger über irdische Trübsal erheben. Darum wird die Religion der Zukunft nur die Religion sein, die Jesaja vor seinem leuchtenden Geistesauge sah, als er das Wort sprach: „Einst wird die Erde voll sein von der Erkenntnis Gottes, wie Wasser den Meeresgrund bedecken.“ (Jes. 11, 9.)

Parallelen zwischen jüdischem und deutschem Recht.

Von

Bernhard Breslauer.

Alle Rechtsinstitutionen unterliegen beständiger Entwicklung. Die Anschauungen der Menschen ändern sich, Zeit und Ort, Klima und Umgebung, soziale Verhältnisse eines Landes, Aufstieg der Völker zur Macht und ihr Niedergang beeinflussen das Recht und wirken auf die Rechtsinstitutionen ein. So war es mit dem jüdischen Recht und so ist es auch mit dem deutschen Recht.

Vom biblischen Recht an bis zum bisherigen Abschluß des talmudischen Rechts ist durch alle Jahrhunderte eine Fortentwicklung, eine Umwandlung festzustellen. Nur wenige Beispiele hierfür:

Die vier Todesstrafen der Steinigung, Verbrennung, Hinrichtung mit dem Schwert und Erdrosselung wurden nach und nach durch größere Kautelen, die für den Angeklagten gefordert wurden, ausgeschaltet, ja unmöglich gemacht.

Das Recht, die Ehescheidung zu fordern, stand in gewissen Fällen nur dem Ehemann zu, und ist ganz allmählig, zunächst unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln

und schließlich ohne solche auch der Ehefrau eingeräumt worden.

Ja, selbst eine so bedeutsame Einrichtung wie die des Jobeljahres, in welchem jede Schuld erlosch, Geschenke, ja sogar verkaufte Grundstücke dem früheren Eigentümer zurückgegeben werden mußten, wurde durch spätere Vorschriften, insbesondere eine von Hillel getroffene Einrichtung, unwirksam gemacht.

Und betrachtet man das deutsche Recht, dann bedarf es gar nicht der Anführung von Beispielen, denn die neueste Zeit hat eine derartige Umwandlung des Rechts auf allen Gebieten sich vollziehen sehen, wie selten zuvor.

Trotz dieser Wandelbarkeit und Wandlungsfähigkeit der Rechtsinstitutionen aber sind gewisse wesentliche Grundlagen stets bestehen geblieben. Und so sind auch im jüdischen Recht diejenigen wesentlichsten Rechtsbegriffe und Rechtsgeschäfte vorhanden, welche sich im gegenwärtig geltenden Rechte vorfinden, selbstverständlich mit Ausnahme aller jener Rechtsgeschäfte, die auf den Erfindungen und Entdeckungen, den Verkehrs- und Betriebsverhältnissen der neueren Zeit beruhen.

Will man sich in einer kurzen Abhandlung hierüber einige Anschauungen verschaffen, so muß man das ganze Rechtsgebiet durcheilen. Zivilrecht und Strafrecht, Zivil- und Strafprozeß können nur überflogen, die soziale Gesetzgebung der alten und neuen Zeit kann nur gelegentlich gestreift werden; Einzelheiten können nur hervorgehoben werden, wenn sie ein besonderes Schlaglicht auf die in Frage kommenden Verhältnisse werfen. Denn es ist unmöglich, den ganzen Umfang und Inhalt der bezeichneten Rechtsgebiete zu behandeln, abgesehen davon, daß hierzu Kenntnisse gehörten, die zur Zeit nur wenige besitzen werden. Aus der Gegenüberstellung der einzelnen Rechtsmaterien und ihrer Behandlung im jüdischen und deutschen Rechte wird man zu den merkwürdigsten Resultaten kommen.

Wendet man sich zunächst zum Strafrecht, so muß man allerdings an dasselbe nicht den Maßstab der heutigen Zeit anlegen. Es entstand und entwickelte sich unter

ganz anderen Anschauungen. Man kannte die Todesstrafe in ihrer vierfachen Art, aber man gelangte wohl nur in ganz wenigen Ausnahmefällen zur Anwendung dieser Strafen. Denn man verlangte nicht nur, daß die Tat als solche in umständlichem Verfahren erwiesen wurde, sondern daß auch der Täter vor Begehung der Tat durch einen Zeugen verwarnt worden sei, d. h. nicht blos ermahnt worden sei, die Tat nicht zu begehen, sondern auch auf die für die Begehung der Tat vorgeschriebene Bestrafung hingewiesen worden sei. „Im Augenblicke der Tat muß der Täter sich des durch ihn gefährdeten Gesetzes, der auf dessen Uebertretung gesetzten Strafe und sogar der Möglichkeit der Beweisführung seiner Schuld bewußt sein." Man kannte die Leibesstrafe der Geißelung und man kannte bei leichter Körperverletzung, Verleumdung, Beschimpfung und Ehrverletzung auch Geldstrafen, doch waren die Geldstrafen mehr zivilrechtlicher Natur, indem sie mehrfachen Ersatz des angerichteten Schadens darstellten. Freiheitsstrafen gab es nur subsidiär, man kannte nur die Internierung an einen bestimmten Ort, und die vielumstrittene Kippahstrafe, von der behauptet wird, es sei gar keine Freiheitsstrafe, sondern eine rohe Tötungsart gewesen, bei der der Delinquent solange mit Gerstenkörnern gefüttert wurde, bis sein Leib barst; in Wirklichkeit war diese Strafe Gefängnis bei Wasser und Brot für Fälle, in denen die Todesstrafe nicht anwendbar gewesen ist. Zugleich enthielt sie eine Art bedingter Verurteilung, denn der Verurteilte mußte nach wirklicher Besserung wieder in Freiheit gesetzt werden; die Strafe beruhte sonach schon auf demjenigen gesetzgeberischen Gedanken, welchen erst die heutige Zeit in mühsamen Kämpfen zu verwirklichen bestrebt ist. Daß man daneben auch Kirchenstrafen kannte, den kleinen und den großen Bann, den Bann ohne und mit Verwünschung, ist nicht wunderbar; diese Strafen entsprachen dem Zuge der Zeit.

Die einzelnen strafbaren Handlungen, Verbrechen und Vergehen, sind jede besonders behandelt; für jede aber muß böser Vorsatz erwiesen werden. Beihilfe und Versuch

werden geringer bestraft. Es sind Strafausschließungsgründe bekannt, wie Unmündigkeit und Irrsinn; auch Notwehr innerhalb gewisser Grenzen macht straffrei. Daß die Religionsverbrechen einen großen Umfang haben, ist nicht wunderbar. Dagegen wird mancher erstaunt sein, zu erfahren, daß auf Majestätsbeleidigung Todesstrafe stand. Daß die Sittlichkeitsverbrechen umfangreichere Behandlung finden, wird keinen Kenner des Judentums wunder nehmen, aber auch mancher dieser Kenner wird nicht wissen, daß das Duell und seine Strafbarkeit im jüdischen Recht behandelt wird. Mord, Totschlag, Körperverletzung werden sorgfältig unterschieden, und bei der Körperverletzung richtet sich die Strafe nach der Gefährlichkeit des Werkzeugs und dem Schaden, den der Verletzte davongetragen. Raub, Brandstiftung, Diebstahl, Betrug, Untreue, Münzverbrechen, Widerstand gegen die Staatsgewalt — es, ist als ob wir unser deutsches Strafgesetzbuch besprechen, — Sachbeschädigung, Beleidigung und Verleumdung, alle diese Vergehen werden in ihren Abstufungen berührt, Kurpfuscherei, d. h. die Verabreichung von Heilmitteln, ohne ärztliches Wissen zu besitzen, wird je nach dem Mißerfolge bestraft. Bei der Mißhandlung werden die der Eltern, der Lehrer und der Dienstherrschaften besonders hervorgehoben, was so mancher heutzutage kaum glauben wird; für den Dienstherrn, der den Dienstboten züchtigt, ist die Strafe verdoppelt. Gewerbsmäßiges Spiel und Tierquälerei wurden geahndet, kurz keine verbrecherische Handlung, auf die nicht im jüdischen Recht eine Strafe gesetzt ist.

Die Gerichtsbarkeit wurde — und hierbei kann Straf- und Zivilprozeß zusammen besprochen werden — durch erwählte Richter ausgeübt. Man kannte ein Kollegium von 3, ein solches von 23 und ein oberstes Gericht von 71 Richtern; man kannte bei diesem Gericht Schüler, unsere heutigen Referendarien. Das Gericht hatte Gerichtsschreiber und Gerichtsdiener.

Ebenso wie im heutigen Recht gab es Vorschriften über die Befähigung zum Richteramt und zum Ausschluß des Richters von der Mitwirkung in bestimmten Fällen.

Das Gericht saß täglich oder an bestimmten Gerichtstagen, wie z. B. Montag und Donnerstag für gewisse Orte als Gerichtstage bezeichnet wurden. Ein Unterschied bestand darin, — vielleicht ein weiser Unterschied, — daß Strafprozesse nicht des Nachts verhandelt und Zivilprozesse nicht des Abends beginnen durften. Waren die Strafprozesse bei Anbruch des Abends noch nicht beendigt, so mußten sie abgebrochen und am nächsten Tage fortgesetzt werden.

Der Prozeß begann mit der Anklage bezw. mit der Klage, sie mußte vom Beschädigten erhoben werden. In Zivilsachen konnte ein Mandatar auftreten, in Strafsachen erschien für den Getöteten der „Bluträcher."

Das Verfahren war mündlich. Beide Teile mußten sich mündlich erklären. Das Beweisverfahren war mündlich, alles wie in heutigem Rechte. Und genau wie im heutigen Rechte gibt es ganz umständliche Bestimmungen über das Verfahren, über Zeugen- und Urkundenbeweis. Ausführlich wird bestimmt, wer nicht als Zeuge vernommen werden kann. Verwandte und Verschwägerte dürfen nicht als Zeugen auftreten, doch hebt — im Gegensatz zu unserem Rechte — der Tod der Ehegattin mit der Schwägerschaft die Unfähigkeit als Zeuge vernommen zu werden, wieder auf. Weitergehend als in unserem Rechte wird aber bestimmt: Verbrecher, wie Diebe, Räuber, Wucherer, Meineidige und dergl. dürfen nicht gehört werden; Würfelspieler und professionsmäßige Wetter bei Taubenflug und Tierkämpfen (also etwa unsere Buchmacher beim Pferde- und Radrennen) sollen nicht als Zeugen in Frage kommen, während bei uns alle diese Personen zwar vernommen werden können, der im Strafverfahren für eidesunfähig Erklärte aber nicht vereidigt werden darf.

Kinder unter 13 Jahren (bei uns beginnt die Eidesmündigkeit mit dem vollendeten 16. Lebensjahre) Irrsinnige, Unzurechnungsfähige, Taubstumme, Blinde, Unfreie und Sklaven können nicht als Zeugen auftreten, Frauen nur im Zivilprozeß, während alle diese Personen bei uns zwar gehört werden können, aber diejenigen von ihnen

unbeeidigt zu vernehmen sind, welche wegen mangelnder Verstandsreife oder wegen Verstandsschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben.

Im Strafprozeß macht nur zweier Zeugen Mund die Wahrheit kund, im Zivilprozeß genügt ein Zeuge mit darauffolgendem Eid der Partei. Uebrigens muß im Strafprozeß alles durch Zeugen erwiesen werden, Indizienbeweis gibt es nicht. Die Zeugen werden wie bei uns in Gegenwart der Parteien und einzeln vernommen. Sie werden wie in unserem Rechte zunächst verwarnt die Wahrheit zu sagen, aber sie auch nicht zu verschweigen. Im Strafverfahren werden ihnen sodann Haupt- und Nebenfragen vorgelegt, erstere über die Hauptumstände, Zeit, Ort und wesentliche Bestandteile der Tat, Nebenfragen über Nebenumstände. Kann der Zeuge auch nur über einen Hauptumstand nicht Auskunft geben, so ist sein Zeugnis ungiltig, ebenso wenn seine Bekundung über die Hauptumstände mit der über die Nebenumstände in Widerspruch steht.

Der Richter hat das Verhör mit großer Vorsicht anzustellen und darf keine Frage stellen, die eine Falle enthalte, keine Suggestivfrage stellen. Die Parteien werden über die Aussagen der Zeugen gehört.

Nach Beendigung des Beweisverfahrens erfolgt in Abwesenheit der Parteien (also wie bei uns im Beratungszimmer) die Beschlußfassung des Gerichts. Der jüngste Richter stimmt zuerst, der älteste zuletzt. Die Mehrheit entscheidet; im Strafverfahren der größeren Gerichte aber waren zu Gunsten der Angeklagten (ähnlich wie bei uns) Schutzvorschriften angeordnet; erklärte sich das Gericht nur mit einer Stimme Majorität gegen die Angeklagten, so mußte er trotzdem freigesprochen werden, ja es mußte auch dann im Strafverfahren höchster Instanz die Freisprechung erfolgen, wenn die Richter einstimmig für die Verurteilung waren.

Unsere jungen Juristen wird es hierbei interessieren, daß im Strafverfahren derjenige Referendarius (Schüler), der etwas zu Gunsten des Angeklagten vorbringen konnte,

sich als Jüngster auf die Richterbank setzen und mit abstimmen durfte, nicht aber derjenige, der sich gegen den Angeklagten aussprach.

Es kann nicht weiter auf die Einzelheiten des Verfahrens und die Zwangsvollstreckung eingegangen werden. Hervorgehoben mag nur werden, daß die Zwangsvollstreckung unter größter Schonung des Verurteilten vor sich ging, — wie sie heute auch den Gerichtsvollziehern besonders anempfohlen ist, — und daß im Strafverfahren der zum Tode Verurteilte zwei Mal auf dem Wege zu dem weit hinausgelegten Richtplatze Revision an das Gericht einlegen und abermalige Verhandlung des Falles auf Grund von neuen Einwendungen verlangen konnte. Zu diesem Zwecke wurden Fahnenträger aufgestellt und ein Reiter dem Delinquenten auf den Weg mitgegeben, damit der Gerichtshof, welcher sich während dieser Zeit permanent am Sitzungsort aufhielt, rechtzeitig die Fortsetzung der Exekution untersagen konnte.

Was das Zivilrecht anbetrifft, so sind auch nach jüdischem Recht darunter alle diejenigen Rechtsmaterien zu verstehen, welche nach deutschem Recht darunter verstanden werden, sowohl Obligationen =, wie Sachen =, und Familienrecht. Ein großer Teil dieses Zivilrechts dreht sich natürlich um Mein und Dein, um Schuldverbindlichkeiten. Diese konnte man nach jüdischem und kann man nach deutschem Recht mündlich oder schriftlich eingehen. Daß schriftliche Erklärungen, mögen sie nun als Verpflichtungsscheine oder als Beweismittel in Frage kommen, von größerer Bedeutung sind und bessere Wirkung erzielen, liegt klar auf der Hand. Und diese schriftlichen Erklärungen haben im wesentlichen die gleiche Bedeutung behalten, so sehr sie auch im einzelnen Aenderungen erfahren haben mögen.

Unter schriftlichen Erklärungen, unter Urkunden, versteht man natürlich nicht blos Schriftstücke auf Papier. Zuerst gab es solche auf Ton. Man nimmt an, daß die Tontafeln in Babylon erfunden worden sind. Jedenfalls waren sie auch bei Juden in Gebrauch. Sie waren aus weichem Ton hergestellt, der nach dem Einkratzen der

Schrift gebrannt wurde. Später war es gleichgültig, auf welchem Stoff die Schuldurkunde geschrieben war, nur mußte der Stoff von der Art sein, daß jedes Verlöschen und Auskratzen von Buchstaben darauf bemerkt werden konnte. In Holz und Stein konnte die Urkunde eingraviert sein. Und heute? Holz und Stein sind Urkunden, z. B. als Grenzzeichen. Jeder Stoff, Tontafeln, Schiefertafeln, Pergament, Papier, alles kann für Urkunden verwendet werden. Verlöschen und Auskratzen macht die Urkunde ebenso minderwertig, wie nach jüdischem Recht. Für unsere Notariatsurkunden ist das Auskratzen direkt verboten, bisher waren Notariatsurkunden, die Rasuren enthielten, sogar nichtig. Das jüdische Recht ist wohl zu dem gleichen Resultat gekommen, wenn es auch im einzelnen unterscheidet, wo sich die Rasur befindet und wo die Urkunde glatt geblieben ist.

Ob die Verpflichtung in die Urkunde eingraviert oder auf sie aufgeschrieben, war — wie bereits gesagt — gleichgültig. Ist dies nicht dasselbe wie heute, wenn die Schreibmaschine zur Herstellung der Urkunde gestattet ist?

Und wenn die leichte Verlöschbarkeit der Schrift verboten war, ist das nicht dasselbe wie die Verordnung des preußischen Justizministers, der nur bestimmte Farbbänder für die Herstellung von Urkunden mit der Schreibmaschine den preußischen Notaren gestattet?

Das jüdische Recht kennt wie das heutige Duplikate und Kopien der Urkunden (als die Urkunden noch auf Tontafeln gefertigt wurden, verband man zwei Tafeln am Rande miteinander und schrieb auf beide Tafeln vor dem Brennen den gleichen Inhalt). — Damals wie heute berücksichtigte man Widersprüche in den Duplikaten und entschied sich für oder wider die Wirksamkeit der Urkunde oder des Duplikats.

Ja, man kannte sogar, wenn auch in beschränktem Umfange und in anderer Form das gerichtliche Aufgebot verloren gegangener Urkunden, für welche heute ganz bestimmte Formen in den verschiedensten Gesetzen vorgeschrieben sind.

Wer Geld schuldet, muß Zinsen zahlen, das weiß jedermann. Nicht alle aber wissen, woher die Zinsen kommen.

Man nimmt an, daß ursprünglich (vielleicht in Babylon) ein Anteil am Handelsgewinn ausbedungen war, zuerst für das überseeische, später für das Landgeschäft. Aus dem Gewinnanteil entstand der Zins, als das Geld den Wert einer Ware erhielt. Bei den Juden war das Zinsnehmen bis zu einer gewissen Zeit verboten (nur von Fremden war Zins zu nehmen gestattet), vielleicht deshalb, weil damals die Juden ein ackerbauendes, kein handeltreibendes Volk waren. Jedenfalls wurde das Verbot später beseitigt, und der Zinsfuß änderte sich mit den Verhältnissen der Zeit, der sozialen Lage, dem Wert der Erzeugnisse und des Geldes. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten einzugehen, zu zeigen, wieviel Zinsen im Mittelalter den Juden erlaubt waren (die Erlaubnis war ja zunächst sehr oft nur eine scheinbare, denn der Erlaubende nahm später den Juden wieder die Zinsen und das Kapital dazu fort). Genug, auch im deutschen Rechte änderte sich der Zinsfuß infolge der geschilderten Einflüsse, nur daß man zu keiner Zeit den Zins ganz untersagt hat.

Auch auf dem großen Gebiet des Kauf- und Verkaufgeschäfts ist wiederum die Entwicklung des biblischen im talmudischen Rechte von Erheblichkeit. Die alte Zeit mit ihren einfachen Verhältnissen kannte nur wenige, engbegrenzte, sich stets wiederholende Formen, die Fortentwicklung der Verhältnisse brachte die Ausbildung des Rechts mit sich. Zur Abrede des Kaufgeschäfts mußte zwecks Uebertragung des Eigentums an der Kaufsache die Uebergabe hinzukommen und die Formen der Uebergabe waren verschieden, je nachdem es sich um bewegliche oder um unbewegliche Gegenstände handelte. Für Grundstücke wurden erfordert: Kaufvertrag, Zahlung des Kaufpreises und Besitzergreifung (also Uebergabe), für bewegliche Sachen genügte jede Art der körperlichen Besitzergreifung, man kannte auch symbolische Uebergabe (Mantelgriff statt Schuhausziehen). Alle diese Arten der

Besitzübertragung kennt man auch heute noch beim Kauf, und wenn noch eine neue Form hinzugekommen ist, die sogenannte Auflassung bei dem Erwerb von Grundstücken, und einige besondere Arten der Besitzergreifung für bewegliche Sachen, so finden sich auch hierfür Anklänge im jüdischen Recht, und liegt andrerseits wieder gerade hierin ein Zeichen für die unaufhörliche, den Verhältnissen des Lebens und seiner jeweiligen Bedürfnisse angepaßten Entwicklung des Rechts. Es darf hervorgehoben werden, daß im jüdischen Recht schon der Erwerb und die Uebergabe einer Sachgesamtheit ebenso bekannt war, wie sie jetzt gewöhnlich ist. Damals beschäftigte man sich damit, ob zur Uebergabe einer Viehherde die Besitzergreifung eines jeden Stückes erforderlich ist, oder ob die Ergreifung eines Stückes z. B. des Leithammels genügt; heute wird der Rechtskandidat im Examen befragt, wie eine Bibliothek oder ein Bienenschwarm übergeben werden, im Kernpunkt ein und dasselbe. Daß übrigens für Grundstücke im späteren Mittelalter Grundbücher für Juden nicht unbekannt waren, geht aus der Veröffentlichung des Judenschreinsbuches der Laurenzpfarre zu Köln hervor, in welches Grundbuch ebenso wie heute, damals allerdings nur für die in Frage kommenden Juden, Grundeigentum (Rechte an solchen, Hypotheken), eingetragen worden sind. Aus der Art der Eintragung in das Schuldbuch durch die Staats- (bezw. kirchliche) Behörde, welche neben dem Abschluß des Geschäfts vor dem jüdischen Gericht erfolgte, ergibt sich ungefähr dasselbe, wie unsere heutige Auflassung der Grundstücke vor Gericht neben dem notariellen Vertrage.

Auf eine merkwürdige Uebereinstimmung kann schließlich hingewiesen werden. Im jüdischen Recht ist genau festgesetzt, wann der Käufer einer beweglichen Sache wegen zu geringen Wertes des gekauften Gegenstandes von dem Kaufgeschäfte wieder abgehen könne; man setzte das Minimum für bewegliche Sachen auf $^1/_6$ fest. Im späteren Rechte nannte man das, vom Einwand der Verletzung über die Hälfte Gebrauch machen, weil der Rücktritt vom Kaufvertrage zulässig war, wenn die

Sache weniger als die Hälfte wert war, und noch im Preußischen Landrecht, das erst 1900 zu gelten aufgehört hat, findet sich dieser Einwand der Verletzung über die Hälfte.

Ebenso wie über den Kauf ist über alle anderen einzelnen Arten von Rechtsgeschäften im jüdischen Recht ausführlich abgehandelt. Man braucht nur die einzelnen Titel des entsprechenden Teils des Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich durchzusehen, um sofort festzustellen, daß alle die hier behandelten Rechtsgeschäfte im jüdischen Rechte bekannt und, wenn man so sagen darf, geregelt sind.

Neben dem Kauf ist der Tausch besprochen und da ist es merkwürdig, daß diesem Rechtsgeschäft, ebenso wie wie im deutschen Recht, ein viel geringerer Platz eingeräumt ist wie dem Kauf, obwohl in der älteren Zeit Tauschgeschäfte wohl häufiger abgeschlossen worden sein werden als Kaufgeschäfte. Beide Rechte behandeln in gleicher Weise den Tausch als zwei Kaufgeschäfte, die von beiden Seiten zugleich abgeschlossen werden.

An den Tausch reiht sich die Schenkung. Aber auch die Bestimmungen des jüdischen Rechts über Schenkungen unterscheiden sich nicht sehr wesentlich von den jetzigen Anordnungen. In beiden Rechten wird ein Unterschied zwischen Schenkungen unter Lebenden und von Todeswegen gemacht, wenn allerdings heute auch Schenkungen der letzteren Art in gesunden Tagen zugelassen werden, während nach jüdischem Recht nur Vermächtnisse eines tödtlich Kranken oder sonst in Lebensgefahr Befindlichen darunter verstanden werden. In beiden Rechten muß das Schenkungsversprechen schriftlich, durch Urkunden, welche der Schenker auszustellen hat, bei uns jetzt notarielle Urkunden, erfolgen, oder es wird sofortige Besitzübertragung gefordert, doch läßt das jüdische Recht auch symbolische Besitzübertragung zu. Nach beiden Rechten kann der Schenkung eine Bedingung beigefügt werden; wird sie nicht erfüllt, so ist die Schenkung aufgehoben. Wir kennen daneben noch die Beifügung einer Auflage,

die erzwungen, oder bei deren Nichtausführung auch der Wert dieser Auflage zurückgefordert werden kann.

Interessant ist dabei, daß das jüdische Recht heimliche Geschenke nicht zuließ: war die Geheimhaltung ausdrücklich verlangt, so war die Schenkung ungiltig.

Der Schenkung folgt Miete und Pacht. Das jüdische Recht kennt ebenso wie das deutsche die Miete von beweglichen und unbeweglichen Sachen. Es kennt sogar schon die Miete einer Sommerwohnung, denn es setzt die Kündigungsfrist, die sonst eine 12monatliche ist, für Dörfer und Landstädte im Sommer auf 30 Tage herab. Es kennt die Pacht eines Landgutes, es kennt auch den gesetzlichen Erlaß des Pachtzinses wenigstens für den Fall allgemeiner Mißernte, während dieser gesetzliche Erlaß, welcher in den bisherigen deutschen Gesetzen in einer ziemlich großen Zahl von Fällen vorgesehen war, nach dem B. G. B. nicht mehr besteht.

Auch besondere Grundsätze über den Leihvertrag, die dem deutschen ähneln, finden sich im jüdischen Recht vor; Dienstmiete und Werkvertrag wurden abgehandelt. Bei der Dienstmiete wird hier wie dort ein Unterschied zwischen niederen und höheren Diensten gemacht und als höhere Dienste im jüdischen Recht die des Lehrers, Vorbeters und Schreibers von Gesetzesrollen erwähnt, während das deutsche Recht als Beispiel noch die Gesellschafterinnen hinzufügt.

Uebrigens wird man annehmen müssen, daß in beiden Rechten die Schreiber von Urkunden (heute nennt man sie Notare), der Bestimmung über höhere Dienstleistungen unterstehen, während im heutigen Rechte für Rechtsanwälte, Aerzte, Prediger das Gleiche bestimmt ist.

Aber auch der soziale Inhalt des Arbeitsvertrages ist dem jüdischen Recht bekannt. Was heute als christlich-sozial bezeichnet wird, kennt das talmudische Recht schon lange. So kann der Arbeiter jederzeit von der Arbeit einseitig zurücktreten; er hat also das Strikerecht. So finden sich Bestimmungen über die Bezahlung des Zeitverlustes für Hin- und Rückweg zu und von der Arbeitsstelle, den Hinweg bezahlt der Arbeitgeber, den Rückweg

der Arbeitnehmer; das deutsche Reichs-Versicherungsamt hat in einem Schadensfalle ähnlich erkannt. So ist bestimmt, daß der „Peterflicken“ des Schneiders nicht diesem, sondern dem Arbeitgeber gehört. Der Arbeitslohn ist sofort nach Beendigung der Arbeit zu zahlen, und der Anspruch wegen Arbeitslohns verjährt nie. Dabei werden alle gegenseitigen Ansprüche nach der Landessitte geregelt. Es ist als ob die neue soziale Gesetzgebung nur aus dem Talmud abgeschrieben worden wäre.

Beim Werkvertrage, also z. B. dem Vertrage mit einem Baumeister und einem Bildhauer, unterscheidet schon das jüdische Recht, ob der Werkmeister das Material zum Werk, also z. B. den Marmor, selbst anschafft, oder ob der Besteller ihn liefert. Geht das Werk, für das der Unternehmer den Stoff geliefert hat, durch Zufall zu Grunde, bevor es abgenommen ist, so trifft nach deutschem Recht der Schaden den Unternehmer; wenn aber der Werkmeister den Besteller zur Abnahme aufgefordert hat, dann trifft der Schaden den Besteller. Ganz ebenso nach jüdischem Rechte, falls der Werkmeister den Stoff angeschafft hatte.

Das jüdische Recht kennt — es können nicht alle einzelnen Geschäfte genauer durchgesprochen werden — den Makler und den Boten, es kennt das Depot und den Treuhänder, es kennt Pfand und Hypothek, es behandelt den Fund, es kennt Gesellschaften aller Art und rechnet dazu alle Gemeinschaften, so z. B. die Gemeinschaft der Erben; es kennt natürlich auch das Darlehn und beim Darlehn hat es bereits eine Bestimmung, die im B. G. B. ganz neu geregelt ist, und die im Gebiete des preußischen Rechts bisher nur mühsam zusammenkonstruiert werden mußte, nämlich die Bestimmung, daß jede Schuld von Geld und Sachen durch die Parteien in eine Darlehnsschuld umgewandelt werden kann. Natürlich kennt das jüdische Recht auch den Auftrag und die Vollmacht, es verlangt auch für letztere, wie das deutsche Recht z. B. für die Prozeßvollmacht, die schriftliche Erteilung derselben. Allerdings gestaltet das jüdische Recht die Vollmacht in eigentümlicher Weise; es verlangt, daß

die Urkunde die Klausel enthält: „Gehe, führe den Prozeß, erwirb dir das Streitobjekt und übernimm es", es faßt daher die Vollmacht mehr in der Art unserer heutigen Kommission auf, denn der Kommissionär handelt auch im eigenen Namen für fremde Rechnung.

So könnte man noch eine ganze Weile fortfahren, man könnte darstellen, daß das jüdische Recht die kaufmännische Anweisung, etwa unseren Check, die Schuldverschreibung auf den Inhaber, die Bürgschaft und zwar mit dem gleichen Unterschiede wie das deutsche Recht zwischen dem gewöhnlichen und dem selbstschuldnerischen Bürgen, usw. usw. gekannt hat! Es müßte auch auf die hochinteressante Behandlung des Schadenersatzes näher hingewiesen werden, auf welchem Gebiete die merkwürdigsten Fragen unter Aufwendung eines erstaunlichen Scharfsinnes behandelt sind; es wäre insbesondere hervorzuheben, daß der Tierhalter genau wie im B. G. B. für den Schaden einzustehen hat, den das Tier anrichtet. Nur noch zwei Punkte aber sollen aus dem unerschöpflichen Gebiete des bürgerlichen Rechts herausgegriffen werden, welche ein merkwürdiges Schlaglicht auf die Anschauungen derer werfen, die sich mit der Ausbildung des jüdischen Rechts beschäftigt haben.

Es finden sich nämlich nur wenig Andeutungen über Spiel und Wette, soweit dabei das Zivilrecht in Frage kommt. Ein großer (christlicher) Gelehrter hat in neuester Zeit ausgesprochen, der Arier sei ein Spieler, dem Semiten sei die Spielleidenschaft fremd; man möchte annehmen, daß die Juden prozentualiter sich nur in sehr geringem Maße bei der Staatslotterie beteiligen. Ob dies den Erfahrungen des täglichen Lebens entspricht, kann dahingestellt bleiben, für die Vergangenheit scheint es nicht ganz zu stimmen; denn daß auch unter Juden mehr gespielt und gewettet wurde, als nötig war, ergibt sich daraus, daß in der Zeit vom 10. bis 15. Jahrhundert wiederholt von Rabbinern und durch Gemeindebeschlüsse, Spiel (und Wette) verboten wurden. Im Großen und Ganzen aber war das Spiel verpönt und wurde das Gewinngeld als Raub betrachtet. Ja, ein Spieler (Würfel-

spieler) wurde, wie schon erwähnt, nicht einmal vor Gericht als Zeuge zugelassen. Daraus muß denn für den Juristen folgen, daß es keiner Bestimmung über Spiel und Wette bedurfte, sie waren eben nichtige Geschäfte.

Endlich aber ist hervorzuheben, daß das jüdische Recht nicht gestattete, seinen Nachbarn zu behelligen und daß es infolgedessen das sogenannte Nachbarrecht bereits in einer Weise ausgebildet hatte, wie es erst in allerneuester Zeit nach mühsamer jahrzehntelanger Arbeit der Theoretiker und Praktiker in einzelnen Bestimmungen des B. G. B. zum Ausdruck gelangt ist. Zwar daß man in unmittelbarer Nähe des Nachbars nicht graben, daß man seine Dachtraufe nicht auf sein Grundstück leiten, daß man auf dieses Grundstück nichts ausgießen dürfe, daß man dem Nachbar nicht Luft und Licht verbauen dürfe, das kannte ebenso wie das jüdische auch das römische und das deutsche Recht. Daß man aber den Nachbar nicht durch ungewöhnliche Geräusche, durch ekelhafte Gerüche, Dünste, Staub und Rauch in seiner Ruhe und seinem Wohlbehagen stören dürfe, sprach zuerst das jüdische Recht aus, und das B. G. B. verbietet mit fast gleichen Worten die Zuführung von Gasen, Dämpfen, Gerüchen, Rauch, Ruß, Wärme, Geräusch, Erschütterungen und ähnlichen Einwirkungen, wenn es auch dieses Verbot nicht aus dem Nachbarrecht, sondern dem Eigentum von Grund und Boden herleitet. Das jüdische Recht aber geht sogar noch weiter, indem es untersagt, eine Tür oder ein Fenster zu durchbrechen, wodurch des Nachbars Tun und Lassen dem Auge fremder Personen ausgesetzt wäre und alle seine Worte und Bewegungen zu seinem Nachteil mißbraucht werden könnten.

Das Familienrecht muß allerdings mit etwas anderem Maß gemessen werden als das Obligationen- und Sachenrecht. Die Rechtsverhältnisse der Ehe, der Eheschließung und -scheidung und das Erbrecht beruhen zum Teil auf ganz anderen Anschauungen, insbesondere ist dies bei der Ehe und dem Verhältnis zwischen Mann und Frau der Fall. Die heutige Zeit strebt danach, die Frau immer selbstständiger hinzustellen, sie zur völlig gleichberechtigten

Gefährtin des Mannes zu machen, nach jüdischer Anschauung, wie sie in den Gesetzen zum Ausdruck kam, war man weniger hierzu geneigt. Zwar sagte man: „die Frau steigt mit ihrem Mann hinauf, aber nicht mit ihm herunter" und erklärte diesen Spruch dahin, daß sie die Vorzüge seines Standes annimmt, ohne die Vorzüge des ihrigen durch ihn zu verlieren; immerhin aber ergeben doch gewisse Bestimmungen, daß eine völlige Gleichstellung beider nicht bestand, wenn auch auf diesem Gebiete eine weitere Fortentwicklung im Laufe der Zeit zu bemerken ist.

Die Bedingungen und Formen der Eheschließung waren natürlich andere wie heutzutage. Das B. G. B. hat ja bekanntermaßen auf Andrängen des Zentrums seine Bestimmungen hinsichtlich der Ehe mit der Ueberschrift: „Bürgerliche Ehe" versehen und in einem besonderen Titel mit der Aufschrift „Kirchliche Verpflichtungen" ausgesprochen, daß diese kirchlichen Verpflichtungen in Ansehung der Ehe durch seine Vorschriften nicht berührt werden. Ein großer Teil der Vorschriften für die Eingehung der jüdischen Ehe ist aber durch die deutschen zwingenden Gesetze beseitigt. Der Mann konnte früher mit 13 Jahren heiraten, die Frau galt bis 12 Jahre als ein Kind, von 12 Jahren und einem Tage an als Mädchen, mit 12 Jahren 6 Monaten und einem Tage als Erwachsene. Der Vater konnte als Stellvertreter seiner Tochter die Verlobung schließen, wie es im Mittelalter auch bei adligen Christen eine Heirat durch Stellvertreter gab. Alle diese Vorschriften und was sonst damit noch näher zusammenhängt, sind natürlich nicht mehr giltig. Knaben und Mädchen von 12 und 13 Jahren sind für uns eben noch Kinder. Die jüdischen Vorschriften aber, welche den bürgerlichen Gesetzen nicht widersprechen, sind heute für die Eheschließung noch anwendbar; so kann der Verlobungsvertrag, der Ehevertrag und die Trauung unter dem Trauhimmel vollzogen werden, nur gilt die nach bürgerlichen Gesetzen geschlossene Ehe, auch wenn diese früheren gesetzlichen, jetzt religiösen Vorschriften nicht erfüllt sind. Uebrigens genügte es, wie bekannt, auch früher, wenn der Mann

der Frau mit deren Vorwissen und Willen in Gegenwart zweier Zeugen ein Geldstück übergab und die bekannten Trauungsworte hierbei aussprach, oder ihr mit diesen Worten einen Brief aushändigte und sie Geld oder Brief annahm; hierzu mußte allerdings kommen, daß — wie das Mittelalter sich auch sonst in seinen Ehegesetzen aussprach — das Ehebett beschritten wurde.

War aber oder ist die Ehe geschlossen, dann hatten Mann und Frau gegeneinander Pflichten, die die einzelnen Gesetze mehr oder weniger genau fixierten. Im großen und ganzen ist in dieser Beziehung ein gewisser Fortschritt in den neueren Gesetzen zu bemerken. Es wird heute nicht mehr besonders hervorgehoben, daß der Mann die Frau kurieren lassen muß, wenn sie krank ist; es bedarf nicht mehr der Bestimmung, daß er sie auslösen muß, wenn sie in Sklaverei gerät; es bedarf keiner besonderen Bestimmungen, daß die Frau mit dem Mann an einem Tische speisen darf (wenn sie sich nicht ein Anderes ausbedungen hat), daß aber der Mann nur am Sabbath-Abend mit ihr zusammen zu essen braucht, und während der Woche an einem anderen Tische speisen darf; daß er ihr anständige, „auch zierliche" Kleidung, Wohnung, Feuerung, Betten, Hausrat und Taschen- oder Nadelgeld zu geben hat; andrerseits, daß die Frau verpflichtet ist, diejenigen Handarbeiten zu verrichten, die Frauen ihres Standes und Vermögens zu verrichten pflegen, auch wirtschaftliche Verrichtungen wie: malen, backen, kochen, Vieh füttern, und ihm auch sonst Liebesdienste zu erweisen hat, d. i. ihm sowohl bei Tische als auch sonst Handreichungen zu tun und für seine Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu sorgen; endlich, daß sie je nach ihrem Vermögen berechtigt ist, Mägde zu halten.

Die Ehegatten sind vielmehr heute einander zur vollständigen ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet, und wenn auch dem Ehemann die Entscheidung in allen, das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zusteht, so hat doch der Mann der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung Unterhalt zu gewähren, auch wenn sie dessen nicht bedarf, und die Frau hat die

Schlüsselgewalt im Haushalt. Uebrigens verordnet auch das preußische A. L. R., ebenso wie das jüdische Recht, daß eine gesunde Mutter verpflichtet ist, ihr Kind selbst zu säugen.

Auch in vermögensrechtlicher Beziehung steht die Frau jetzt zum Teil besser als früher. Der Mann hatte früher einen Anspruch auf Alles, was sie durch Arbeit erwarb; jetzt ist dagegen alles, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbgeschäfts erwirbt, Vorbehaltsgut der Frau, woran der Mann weder Verwaltung noch Nießbrauch hat.

Früher war der Mann Universalerbe der Frau, jetzt erbt er in der Regel nur einen Teil ihres Nachlasses. Früher erwarb er alles, was der Frau durch Glück zufiel, jetzt steht der Erwerb durch Glücksfall allen anderen Erwerbsarten gleich. Früher hatte der Mann sogar den Nießbrauch am vorbehaltenen Vermögen und an dem, was ihr durch Erbschaft, Schenkung und Vermächtnis zufiel, jetzt hat er am vorbehaltenen Vermögen überhaupt kein Nießbrauchrecht und alles was ihr durch Erbschaft oder Schenkung zufällt, kann vom Schenker oder Erblasser als vorbehaltenes Vermögen bestimmt werden.

Im übrigen unterschied man früher zwischen den sogenannten Gütern des „eisernen Viehs“, d. h. des dauernden Bestandes, die der Mann in dem Zustande zurückgeben mußte, in dem er sie erhielt, und den Nutzungsgütern, an denen der Mann Nutzung hatte. Es ist aber unmöglich, die vielverschlungenen Pfade zu wandeln, die durch das Güterrecht der Ehegatten führen. Hier sei nur noch auf eine besondere Eigentümlichkeit des älteren Rechts hingewiesen: Es wird ganz ausführlich der Fall abgehandelt, in dem es der Frau gelungen ist, dem Mann Vermögen zu verheimlichen; es muß doch also schon damals vorgekommen sein, daß schlaue Frauen hinsichtlich ihres Vermögens nicht ganz dem Manne trauten und ihr Vermögen verbargen, übrigens ein Fall, der auch heute nicht selten ist, wenn er auch im Gesetz nicht be-
geregelt ist und geregelt zu werden braucht.

Die Scheidung der Ehe und ihre Gründe zu besprechen erübrigt sich. Daß früher die Ehe geschieden wurde, und daß dies leider heute vielfach der Fall ist, wird Jedermann bekannt sein. Es mag aber darauf hingewiesen werden, daß die jüdischen Ehescheidungsgründe noch bis zum Jahre 1900 in einem größeren Teile Deutschlands galten, und daß der am meisten umstrittene Grund, der der unüberwindlichen Abneigung im jüdischen Rechte galt, im deutschen Rechte seit 1900 fehlt, bei einer Revision des deutschen Rechts aber voraussichtlich wieder eingeführt werden wird.

Mit dem jüdischen Scheidebrief und seiner Wirkung hat sich unser deutsches Reichsgericht erst in neuester Zeit beschäftigt und es hat hierbei festgestellt, daß er nur noch religiöse, nicht mehr rechtliche Bedeutung habe. Wenn er diesen Charakter auch früher gehabt habe, jetzt hat er ihn vollständig verloren.

Ueber die Rechte der Eltern zu den Kindern, namentlich des Vaters und der Kinder, über die Rechte der Verwandten unter einander und alle damit zusammenhängenden Fragen sind früher und jetzt ausführliche Vorschriften gegeben.

Erwähnt ist ja schon, daß der Vater die Tochter, ohne sie zu fragen, verheiraten konnte, während jetzt umgekehrt die großjährige, ja mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts auch die minderjährige Tochter sich gegen den Willen der Eltern verheiraten darf. Bekannt ist, daß Geschwister früher einander unterstützen mußten, und daß diese Unterhaltspflicht im B. G. B. beseitigt ist.

Ueber das Erbrecht, das im jüdischen Recht ebenso ausführlich behandelt wird, wie im deutschen mögen folgende Einzelheiten genügen, um wenigstens besonders charakteristische Punkte hervorzuheben. Die Juden waren Agrarier, deshalb galt bei ihnen die Majoratserbfolge des deutschen Adels. Das Vermögen des Vaters fiel an die Söhne oder an die männlichen Abkömmlinge dieser Söhne. Der erstgeborene Sohn erbte deshalb soviel wie die übrigen Söhne zusammen. Töchter erbten erst, wenn

gar keine Söhne oder Abkömmlinge von solchen vorhanden waren. Töchtersöhne gingen den Töchtern der Töchter vor. Hinterließ ein Jude keine Abkömmlinge, so erbte sein Vater, und wenn dieser nicht mehr am Leben war, die Brüder, also wieder der Mannesstamm; erst wenn keine Brüder und Abkömmlinge von solchen vorhanden waren, hatten die Schwestern Aussicht auf die Erbfolge. Starb die Frau zuerst, so wurde, wie schon erwähnt, der Mann ihr Universalerbe; wenn die Frau nach dem Manne starb, wurde sie von ihren Kindern beerbt und dann gingen auch wieder die Söhne den Töchtern vor.

Daß heute aber die Söhne den Töchtern gleichgestellt sind, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung, ebenso daß die wenigen zulässigen Ausnahmen nur die Regel bestätigen.

Die gesetzliche Erbfolge konnte wie heute durch Testamente abgeändert werden. In beiden Rechten ist genau bestimmt, in welcher Form das Testament errichtet werden müsse, die heutige Form ist etwas strenger geworden.

Eine beiden Rechten gemeinsame Form der letztwilligen Verordnung, die in gewissem Umfange noch bis 1900 galt, ist jetzt vollständig beseitigt, nämlich die mündliche Anweisung des Erblassers an den anwesenden Erben, der letzterer nicht sofort widersprach. In beiden Rechten ist genau bestimmt, welchen Inhalt Testamente haben dürfen, in beiden gibt es Regeln, wie der Inhalt auszulegen ist, was unter den einzelnen Worten im Testament zu verstehen ist; in beiden ist verordnet, daß erst die Nachlaßschulden bezahlt werden müssen und dann erst die Vermächtnisse, und daß, wenn der Nachlaß nach Tilgung der Schulden nicht ausreicht, um die Vermächtnisse voll zu bezahlen, die Vermächtnisnehmer sich entsprechende Abzüge gefallen lassen müssen. Eine Nacherbfolge ist im jüdischen Rechte wenigstens für Vermächtnisse, wie im deutschen Rechte zugelassen.

Was endlich das Vormundschaftsrecht anbetrifft, so konnte man nicht nur die Vormundschaft für Minder-

jährige, sondern auch die für Großjährige (Irrsinnige, und Taubstumme) und die für Abwesende (Gefangene und Flüchtlinge). Man kannte ebenso wie heute vom Gericht und vom Vater ernannte Vormünder; den ersteren traute man weniger, wie den letzteren, die vom Vater ernannten Vormünder standen den jetzt von der Aufsicht des Gerichts befreiten Vormündern gleich. Ein gerichtlich bestellter Vormund, der größeren Aufwand machte als vor Uebernahme der Vormundschaft, konnte wegen Verdachts der Untreue seines Amtes entsetzt werden, ein vom Vater ernannter (testamentarischer) Vormund auf so vagen Verdacht hin nicht. Bei Beendigung der Vormundschaft muß der Vormund seinen Mündeln Rechnung legen. In Berlin wurden schon früher unter Juden nach dem Zeugnis Moses Mendelssohns stets mehrere Vormünder bestellt, von denen einer nichts ohne die Einwilligung der übrigen vornehmen konnte.

Fragt man nun, ob und inwieweit etwa noch jüdisches Recht heute zur Anwendung kommen kann, so wird die Antwort darauf lauten, daß diese Anwendbarkeit nur eine ganz geringe sein kann. Ausgeschlossen ist ja nicht, daß sich insoweit die Entstehung von Gewohnheitsrecht neben dem geschriebenen Gesetze zulässig ist, auch aus dem jüdischen Rechte her Gewohnheiten bilden könnten, die schließlich zum Gewohnheitsrecht werden.

Soweit auch die jüdischen Rechtsvorschriften zugleich religiöse Anordnungen enthielten und für religiöse Bestimmung im B. G. B. und den Landesgesetzen Raum gelassen ist, könnten auch vielleicht noch Vorschriften des jüdischen Rechts anwendbar werden oder bleiben. Dann aber sind im deutschen Rechte Verträge so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern; und die Verkehrssitte beruht auf der Anschauung eines jeweilig bestimmten Bevölkerungskreises, sodaß es nicht ausgeschlossen ist, daß sich auf Grund älterer jüdischer Rechtsbestimmungen eine Verkehrssitte ausbilden könnte, die dann im gegebenen Falle Berücksichtigung finden müßte. In gewissem Sinne ist dies auch schon von einem Berliner Gerichte an-

erkannt worden. Schenkungen dürfen nämlich in gewissen Fällen nur gemacht werden, wenn durch sie einer sittlichen Pflicht oder einer auf den Anstand zu nehmenden Rücksicht entsprochen wird, wie z. B. der Vater oder Vormund aus dem Vermögen der Kinder oder Mündel, der Vorerbe und Testamentsvollstrecker aus dem Nachlaß, den er dem Nacherben herausgeben muß, nur solche Gelegenheitsgeschenke machen darf. Beim Tode eines Berliner Gemeindemitgliedes hatten nun die Testamentsvollstrecker solche Schenkungen, die Sitte und Anstand zu erfordern schien, an wohltätige Institute gelangen lassen wollen und ein Berliner Landgericht hat ausgesprochen, es sei gerichtskundig, daß in jüdischen Familien Sitte und Anstand es erfordern, daß beim Ableben des Familienoberhauptes wohltätige Schenkungen gemacht werden.

Wenn dies nun auch nicht ganz die oben gestellte Frage trifft, so wird doch immerhin gezeigt, daß Anschauungen, die sich auf Grund früherer jüdischrechtlicher Bestimmungen in bestimmten Kreisen bilden, bis zu einem gewissen Umfange auch jetzt noch von rechtlicher Bedeutung sein können.

Von weit größerer Bedeutung aber als die Anwendung kann das Studium des jüdischen Rechts sein. Es ist gezeigt worden, wie im jüdischen Rechte fast alle einzelnen Gebiete des bürgerlichen Rechts abgehandelt sind. Die Art wie dies geschehen, entfernt sich nicht gar zu sehr von derjenigen, welche bei den großen römischen Gesetzen angewendet worden ist.

Der Inhalt des jüdischen Rechts deckt sich, wie gezeigt, mit demjenigen der späteren und der heutigen Zeit, ja es hat dargetan werden können, daß gewisse Anordnungen und Vorschriften schon im jüdischen Recht vorhanden waren, deren Aufnahme in das heutige Recht erst nach mühsamen und jahrelangen Anstrengungen von Wissenschaft und Praxis gelungen ist. Wenn sonach durch gemeinverständliche Uebersetzungen, besser aber noch durch sachverständige Bearbeitung das jüdische Recht dem [illegible]erenden der Jurisprudenz zugängig gemacht sein

wird, dann kann das Studium dieses Rechts von großem Wert werden.

Das Corpus juris der Römer ist in seiner Bedeutung als Gesetzbuch wohl ebenso beseitigt, wie das jüdische Recht; Grundlage für das Studium wird es aber stets bleiben, und wenn ihm dann für dieses Studium das jüdische Recht an die Seite tritt, was es ebenso verdient, wie das römische Recht, dann wird den jungen Juristen eine bisher fast unbekannte Quelle eröffnet, von der er mit Erstaunen wahrnehmen wird, daß sie der römischen fast gleichwertig ist.

Hierzu bedarf es nur einer modernen Bearbeitung der alten Quellen. Es verlohnte sich wahrlich, die umfangreiche und nicht leichte Arbeit in die Hand zu nehmen. Denn ist erst „das System des jüdischen Rechts," wie es für die heutige Zeit erforderlich wäre, geschrieben, dann würde es mithelfen, so manches Vorurteil zu beseitigen, das von Alters her bis auf die heutigen Tage gegen Juden und jüdische Anschauungen herrscht.

Religion und Sittlichkeit.*

Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphilosophie

von

Hermann Cohen.

Wer heutzutage über Religion schreibt, der pflegt mit der Betrachtung anzufangen, daß es kein Zeitalter gegeben haben möchte, in welchem zugleich mit der Bestreitung der Religion ein so tiefes Streben nach ihr sich erkennen lasse. Charakteristiken solcher Art, in denen nach irgend einer Kulturrichtung die Tendenz eines Zeitalters zu bestimmen gesucht wird, lassen sich indessen schwer kontrolieren, und man sollte sie daher auch nur mit großer Vorsicht wagen. Schon darin liegt die Gefahr der Desorientierung, daß man Bestreitung und Behauptung der Religion einfach gegenüber stellt, und in zwei schlecht-

*) Verschieden sind die Wege, die die Religion und Philosophie gehen; aber am Ziele treffen sie sich doch, wie wir auch aus dieser tiefgründigen und geistvollen Studie des berühmten Marburger Philosophen, ja besonders aus ihr, mit großer Genugtuung ersehen. Wir und sehr viele Leser des Jahrbuches mit uns denken ja über viele einschlägige Fragen, vor allem über den Ursprung und das Wesen der Religion, über den Monotheismus, über die Messiasidee ja sogar über die Einheit von Religion und Ethik im Wesentlichen anders. Aber gerade deshalb muß es für uns von besonderem Interesse sein, dem Wege zu folgen, den die philosophische Forschung einschlägt, um schließlich zu dem gleichen Ziele zu gelangen. Das ist, zumal in der Auffassung und Darstellung Cohens, ein wahrer Kiddusch Haschem und eine Verherrlichung des Judentums, die jeden ...ner desselben mit inniger Befriedigung erfüllen muß. Die Red.

hin entgegenstehende Lager und Parteien verteilt. Zwar soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die historischen Mächte der Religion, insbesondere also die Kirche oder die Gemeindeverfassung, ihren verdienstlichen Anteil an deren lebendiger Erhaltung und Förderung haben; aber sie haben mit dem Vorteil auch die Ungunst der historischen Macht gegen sich. Nicht immer ist da das Recht, wo die Macht ist. Das Recht aber darf niemals selbst und an sich als eine Macht gelten wollen, die in ihrer Vergangenheit den genugsamen Grund ihres Fortbestandes behauptet; sondern die Zukunft muß der Mutterboden des Rechts bleiben: die Sorge, die Vorsorge für die künftige Gestaltung der sittlichen Kultur. So muß auch die Religion, sofern sie eine bestehende Macht der Kultur ist, durch immer neue Begründung ihres Rechtes sich behaupten, sich verjüngen, sich gleichsam stets von neuem wieder erzeugen. Dieser Kampf, den sie selbst innerhalb ihrer eigenen Kreise unaufhörlich zu kämpfen hat, tritt jedoch weniger deutlich in den Vordergrund, während ihre Beharrung und ihr Pochen auf dieselbe den Schein des Stillstands und daher bisweilen auch sogar der Erstarrung und der Verwesung erregt.

Dahingegen arbeitet die Opposition gegen das Hergebrachte in der Religion immer mit dem günstigen Winde, der überall den fortschreitenden Zug der Geschichte begleitet. Hier tritt sogleich der Schein des Rechts gegen die Macht hervor. Daher ist es einseitig, und von der historischen Fährte ablenkend, in der religiösen Opposition ausschließlich nur eine Verneinung der Religion erkennen zu wollen. Vielmehr bestätigt sich in der radikalsten Bestreitung selbst der alte eingewurzelte Trieb nach ihren Urquellen und Urrechten. Es ist daher auch falsch, das Verhältnis so zu bilden, daß im positiven Lager um so kräftiger die Religion gepflegt werde, je gründlicher sie auf negativer Seite bekämpft wird. Die kräftigere Behauptung ist keineswegs immer eine wahrhaft lebendige Pflege; denn zu dieser gehört einmal unvermeidlich und unweigerlich die S e l b s t k r i t i k, also die N u t z u n g dessen, was das andere Lager anstrebt. Auf die positiven

Gefährtin des Mannes zu machen, nach jüdischer Anschauung, wie sie in den Gesetzen zum Ausdruck kam, war man weniger hierzu geneigt. Zwar sagte man: „die Frau steigt mit ihrem Mann hinauf, aber nicht mit ihm herunter" und erklärte diesen Spruch dahin, daß sie die Vorzüge seines Standes annimmt, ohne die Vorzüge des ihrigen durch ihn zu verlieren; immerhin aber ergeben doch gewisse Bestimmungen, daß eine völlige Gleichstellung beider nicht bestand, wenn auch auf diesem Gebiete eine weitere Fortentwicklung im Laufe der Zeit zu bemerken ist.

Die Bedingungen und Formen der Eheschließung waren natürlich andere wie heutzutage. Das B. G. B. hat ja bekanntermaßen auf Andrängen des Zentrums seine Bestimmungen hinsichtlich der Ehe mit der Ueberschrift: „Bürgerliche Ehe" versehen und in einem besonderen Titel mit der Aufschrift „Kirchliche Verpflichtungen" ausgesprochen, daß diese kirchlichen Verpflichtungen in Ansehung der Ehe durch seine Vorschriften nicht berührt werden. Ein großer Teil der Vorschriften für die Eingehung der jüdischen Ehe ist aber durch die deutschen zwingenden Gesetze beseitigt. Der Mann konnte früher mit 13 Jahren heiraten, die Frau galt bis 12 Jahre als ein Kind, von 12 Jahren und einem Tage an als Mädchen, mit 12 Jahren 6 Monaten und einem Tage als Erwachsene. Der Vater konnte als Stellvertreter seiner Tochter die Verlobung schließen, wie es im Mittelalter auch bei adligen Christen eine Heirat durch Stellvertreter gab. Alle diese Vorschriften und was sonst damit noch näher zusammenhängt, sind natürlich nicht mehr giltig. Knaben und Mädchen von 12 und 13 Jahren sind für uns eben noch Kinder. Die jüdischen Vorschriften aber, welche den bürgerlichen Gesetzen nicht widersprechen, sind heute für die Eheschließung noch anwendbar; so kann der Verlobungsvertrag, der Ehevertrag und die Trauung unter dem Trauhimmel vollzogen werden, nur gilt die nach bürgerlichen Gesetzen geschlossene Ehe, auch wenn diese früheren gesetzlichen, jetzt religiösen Vorschriften nicht erfüllt sind. Uebrigens genügte es, wie bekannt, auch früher, wenn der Mann

der Frau mit deren Vorwissen und Willen in Gegenwart zweier Zeugen ein Geldstück übergab und die bekannten Trauungsworte hierbei aussprach, oder ihr mit diesen Worten einen Brief aushändigte und sie Geld oder Brief annahm; hierzu mußte allerdings kommen, daß — wie das Mittelalter sich auch sonst in seinen Ehegesetzen aussprach — das Ehebett beschritten wurde.

War aber oder ist die Ehe geschlossen, dann hatten Mann und Frau gegeneinander Pflichten, die die einzelnen Gesetze mehr oder weniger genau fixierten. Im großen und ganzen ist in dieser Beziehung ein gewisser Fortschritt in den neueren Gesetzen zu bemerken. Es wird heute nicht mehr besonders hervorgehoben, daß der Mann die Frau kurieren lassen muß, wenn sie krank ist; es bedarf nicht mehr der Bestimmung, daß er sie auslösen muß, wenn sie in Sklaverei gerät; es bedarf keiner besonderen Bestimmungen, daß die Frau mit dem Mann an einem Tische speisen darf (wenn sie sich nicht ein Anderes ausbedungen hat), daß aber der Mann nur am Sabbath-Abend mit ihr zusammen zu essen braucht, und während der Woche an einem anderen Tische speisen darf; daß er ihr anständige, „auch zierliche" Kleidung, Wohnung, Feuerung, Betten, Hausrat und Taschen- oder Nadelgeld zu geben hat; andrerseits, daß die Frau verpflichtet ist, diejenigen Handarbeiten zu verrichten, die Frauen ihres Standes und Vermögens zu verrichten pflegen, auch wirtschaftliche Verrichtungen wie: malen, backen, kochen, Vieh füttern, und ihm auch sonst Liebesdienste zu erweisen hat, d. i. ihm sowohl bei Tische als auch sonst Handreichungen zu tun und für seine Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu sorgen; endlich, daß sie je nach ihrem Vermögen berechtigt ist, Mägde zu halten.

Die Ehegatten sind vielmehr heute einander zur vollständigen ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet, und wenn auch dem Ehemann die Entscheidung in allen, das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zusteht, so hat doch der Mann der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung Unterhalt zu gewähren, auch wenn sie dessen nicht bedarf, und die Frau hat die



Schlüsselgewalt im Haushalt. Uebrigens verordnet auch das preußische A. L. R., ebenso wie das jüdische Recht, daß eine gesunde Mutter verpflichtet ist, ihr Kind selbst zu säugen.

Auch in vermögensrechtlicher Beziehung steht die Frau jetzt zum Teil besser als früher. Der Mann hatte früher einen Anspruch auf Alles, was sie durch Arbeit erwarb; jetzt ist dagegen alles, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbgeschäfts erwirbt, Vorbehaltsgut der Frau, woran der Mann weder Verwaltung noch Nießbrauch hat.

Früher war der Mann Universalerbe der Frau, jetzt erbt er in der Regel nur einen Teil ihres Nachlasses. Früher erwarb er alles, was der Frau durch Glück zufiel, jetzt steht der Erwerb durch Glücksfall allen anderen Erwerbsarten gleich. Früher hatte der Mann sogar den Nießbrauch am vorbehaltenen Vermögen und an dem, was ihr durch Erbschaft, Schenkung und Vermächtnis zufiel, jetzt hat er am vorbehaltenen Vermögen überhaupt kein Nießbrauchrecht und alles was ihr durch Erbschaft oder Schenkung zufällt, kann vom Schenker oder Erblasser als vorbehaltenes Vermögen bestimmt werden.

Im übrigen unterschied man früher zwischen den sogenannten Gütern des „eisernen Viehs", d. h. des dauernden Bestandes, die der Mann in dem Zustande zurückgeben mußte, in dem er sie erhielt, und den Nutzungsgütern, an denen der Mann Nutzung hatte. Es ist aber unmöglich, die vielverschlungenen Pfade zu wandeln, die durch das Güterrecht der Ehegatten führen. Hier sei nur noch auf eine besondere Eigentümlichkeit des älteren Rechts hingewiesen: Es wird ganz ausführlich der Fall abgehandelt, in dem es der Frau gelungen ist, dem Mann Vermögen zu verheimlichen; es muß doch also schon damals vorgekommen sein, daß schlaue Frauen hinsichtlich ihres Vermögens nicht ganz dem Manne trauten und ihr Vermögen verbargen, übrigens ein Fall, der auch heute nicht selten ist, wenn er auch im Gesetz nicht besonders geregelt ist und geregelt zu werden braucht.

Die Scheidung der Ehe und ihre Gründe zu besprechen erübrigt sich. Daß früher die Ehe geschieden wurde, und daß dies leider heute vielfach der Fall ist, wird Jedermann bekannt sein. Es mag aber darauf hingewiesen werden, daß die jüdischen Ehescheidungsgründe noch bis zum Jahre 1900 in einem größeren Teile Deutschlands galten, und daß der am meisten umstrittene Grund, der der unüberwindlichen Abneigung im jüdischen Rechte galt, im deutschen Rechte seit 1900 fehlt, bei einer Revision des deutschen Rechts aber voraussichtlich wieder eingeführt werden wird.

Mit dem jüdischen Scheidebrief und seiner Wirkung hat sich unser deutsches Reichsgericht erst in neuester Zeit beschäftigt und es hat hierbei festgestellt, daß er nur noch religiöse, nicht mehr rechtliche Bedeutung habe. Wenn er diesen Charakter auch früher gehabt habe, jetzt hat er ihn vollständig verloren.

Ueber die Rechte der Eltern zu den Kindern, namentlich des Vaters und der Kinder, über die Rechte der Verwandten unter einander und alle damit zusammenhängenden Fragen sind früher und jetzt ausführliche Vorschriften gegeben.

Erwähnt ist ja schon, daß der Vater die Tochter, ohne sie zu fragen, verheiraten konnte, während jetzt umgekehrt die großjährige, ja mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts auch die minderjährige Tochter sich gegen den Willen der Eltern verheiraten darf. Bekannt ist, daß Geschwister früher einander unterstützen mußten, und daß diese Unterhaltspflicht im B. G. B. beseitigt ist.

Ueber das Erbrecht, das im jüdischen Recht ebenso ausführlich behandelt wird, wie im deutschen mögen folgende Einzelheiten genügen, um wenigstens besonders charakteristische Punkte hervorzuheben. Die Juden waren Agrarier, deshalb galt bei ihnen die Majoratserbfolge des deutschen Adels. Das Vermögen des Vaters fiel an die Söhne oder an die männlichen Abkömmlinge dieser Söhne. Der erstgeborene Sohn erbte deshalb soviel wie die übrigen Söhne zusammen. Töchter erbten erst, wenn

gar keine Söhne oder Abkömmlinge von solchen vorhanden waren. Töchtersöhne gingen den Töchtern der Töchter vor. Hinterließ ein Jude keine Abkömmlinge, so erbte sein Vater, und wenn dieser nicht mehr am Leben war, die Brüder, also wieder der Mannesstamm; erst wenn keine Brüder und Abkömmlinge von solchen vorhanden waren, hatten die Schwestern Aussicht auf die Erbfolge. Starb die Frau zuerst, so wurde, wie schon erwähnt, der Mann ihr Universalerbe; wenn die Frau nach dem Manne starb, wurde sie von ihren Kindern beerbt und dann gingen auch wieder die Söhne den Töchtern vor.

Daß heute aber die Söhne den Töchtern gleichgestellt sind, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung, ebenso daß die wenigen zulässigen Ausnahmen nur die Regel bestätigen.

Die gesetzliche Erbfolge konnte wie heute durch Testamente abgeändert werden. In beiden Rechten ist genau bestimmt, in welcher Form das Testament errichtet werden müsse, die heutige Form ist etwas strenger geworden.

Eine beiden Rechten gemeinsame Form der letztwilligen Verordnung, die in gewissem Umfange noch bis 1900 galt, ist jetzt vollständig beseitigt, nämlich die mündliche Anweisung des Erblassers an den anwesenden Erben, der letzterer nicht sofort widersprach. In beiden Rechten ist genau bestimmt, welchen Inhalt Testamente haben dürfen, in beiden gibt es Regeln, wie der Inhalt auszulegen ist, was unter den einzelnen Worten im Testament zu verstehen ist; in beiden ist verordnet, daß erst die Nachlaßschulden bezahlt werden müssen und dann erst die Vermächtnisse, und daß, wenn der Nachlaß nach Tilgung der Schulden nicht ausreicht, um die Vermächtnisse voll zu bezahlen, die Vermächtnisnehmer sich entsprechende Abzüge gefallen lassen müssen. Eine Nacherbfolge ist im jüdischen Rechte wenigstens für Vermächtnisse, wie im deutschen Rechte zugelassen.

Was endlich das Vormundschaftsrecht anbetrifft, so kannte man nicht nur die Vormundschaft für Minder-

jährige, sondern auch die für Großjährige (Irrsinnige, und Taubstumme) und die für Abwesende (Gefangene und Flüchtlinge). Man kannte ebenso wie heute vom Gericht und vom Vater ernannte Vormünder; den ersteren traute man weniger, wie den letzteren, die vom Vater ernannten Vormünder standen den jetzt von der Aufsicht des Gerichts befreiten Vormündern gleich. Ein gerichtlich bestellter Vormund, der größeren Aufwand machte als vor Uebernahme der Vormundschaft, konnte wegen Verdachts der Untreue seines Amtes entsetzt werden, ein vom Vater ernannter (testamentarischer) Vormund auf so vagen Verdacht hin nicht. Bei Beendigung der Vormundschaft muß der Vormund seinen Mündeln Rechnung legen. In Berlin wurden schon früher unter Juden nach dem Zeugnis Moses Mendelssohns stets mehrere Vormünder bestellt, von denen einer nichts ohne die Einwilligung der übrigen vornehmen konnte.

Fragt man nun, ob und inwieweit etwa noch jüdisches Recht heute zur Anwendung kommen kann, so wird die Antwort darauf lauten, daß diese Anwendbarkeit nur eine ganz geringe sein kann. Ausgeschlossen ist ja nicht, daß sich insoweit die Entstehung von Gewohnheitsrecht neben dem geschriebenen Gesetze zulässig ist, auch aus dem jüdischen Rechte her Gewohnheiten bilden könnten, die schließlich zum Gewohnheitsrecht werden.

Soweit auch die jüdischen Rechtsvorschriften zugleich religiöse Anordnungen enthielten und für religiöse Bestimmung im B. G. B. und den Landesgesetzen Raum gelassen ist, könnten auch vielleicht noch Vorschriften des jüdischen Rechts anwendbar werden oder bleiben. Dann aber sind im deutschen Rechte Verträge so auszulegen, wie Treu und Glauben mit R ü c k s i c h t a u f d i e V e r k e h r s s i t t e es erfordern; und die Verkehrssitte beruht auf der Anschauung eines jeweilig bestimmten Bevölkerungskreises, sodaß es nicht ausgeschlossen ist, daß sich auf Grund älterer jüdischer Rechtsbestimmungen eine Verkehrssitte ausbilden könnte, die dann im gegebenen Falle Berücksichtigung finden müßte. In gewissem Sinne ist dies auch schon von einem Berliner Gerichte an-

erkannt worden. Schenkungen dürfen nämlich in gewissen Fällen nur gemacht werden, wenn durch sie einer sittlichen Pflicht oder einer auf den Anstand zu nehmenden Rücksicht entsprochen wird, wie z. B. der Vater oder Vormund aus dem Vermögen der Kinder oder Mündel, der Vorerbe und Testamentsvollstrecker aus dem Nachlaß, den er dem Nacherben herausgeben muß, nur solche Gelegenheitsgeschenke machen darf. Beim Tode eines Berliner Gemeindemitgliedes hatten nun die Testamentsvollstrecker solche Schenkungen, die Sitte und Anstand zu erfordern schien, an wohltätige Institute gelangen lassen wollen und ein Berliner Landgericht hat ausgesprochen, es sei gerichtskundig, daß in jüdischen Familien Sitte und Anstand es erfordern, daß beim Ableben des Familienoberhauptes wohltätige Schenkungen gemacht werden.

Wenn dies nun auch nicht ganz die oben gestellte Frage trifft, so wird doch immerhin gezeigt, daß Anschauungen, die sich auf Grund früherer jüdischrechtlicher Bestimmungen in bestimmten Kreisen bilden, bis zu einem gewissen Umfange auch jetzt noch von rechtlicher Bedeutung sein können.

Von weit größerer Bedeutung aber als die Anwendung kann das Studium des jüdischen Rechts sein. Es ist gezeigt worden, wie im jüdischen Rechte fast alle einzelnen Gebiete des bürgerlichen Rechts abgehandelt sind. Die Art wie dies geschehen, entfernt sich nicht gar zu sehr von derjenigen, welche bei den großen römischen Gesetzen angewendet worden ist.

Der Inhalt des jüdischen Rechts deckt sich, wie gezeigt, mit demjenigen der späteren und der heutigen Zeit, ja es hat dargetan werden können, daß gewisse Anordnungen und Vorschriften schon im jüdischen Recht vorhanden waren, deren Aufnahme in das heutige Recht erst nach mühsamen und jahrelangen Anstrengungen von Wissenschaft und Praxis gelungen ist. Wenn sonach durch gemeinverständliche Uebersetzungen, besser aber noch durch sachverständige Bearbeitung das jüdische Recht dem Studierenden der Jurisprudenz zugängig gemacht sein

wird, dann kann das Studium dieses Rechts von großem Wert werden.

Das Corpus juris der Römer ist in seiner Bedeutung als Gesetzbuch wohl ebenso beseitigt, wie das jüdische Recht; Grundlage für das Studium wird es aber stets bleiben, und wenn ihm dann für dieses Studium das jüdische Recht an die Seite tritt, was es ebenso verdient, wie das römische Recht, dann wird den jungen Juristen eine bisher fast unbekannte Quelle eröffnet, von der er mit Erstaunen wahrnehmen wird, daß sie der römischen fast gleichwertig ist.

Hierzu bedarf es nur einer modernen Bearbeitung der alten Quellen. Es verlohnte sich wahrlich, die umfangreiche und nicht leichte Arbeit in die Hand zu nehmen. Denn ist erst „das System des jüdischen Rechts," wie es für die heutige Zeit erforderlich wäre, geschrieben, dann würde es mithelfen, so manches Vorurteil zu beseitigen, das von Alters her bis auf die heutigen Tage gegen Juden und jüdische Anschauungen herrscht.

Religion und Sittlichkeit.*

Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphilosophie

von

Hermann Cohen.

Wer heutzutage über Religion schreibt, der pflegt mit der Betrachtung anzufangen, daß es kein Zeitalter gegeben haben möchte, in welchem zugleich mit der Bestreitung der Religion ein so tiefes Streben nach ihr sich erkennen lasse. Charakteristiken solcher Art, in denen nach irgend einer Kulturrichtung die Tendenz eines Zeitalters zu bestimmen gesucht wird, lassen sich indessen schwer kontrolieren, und man sollte sie daher auch nur mit großer Vorsicht wagen. Schon darin liegt die Gefahr der Desorientierung, daß man Bestreitung und Behauptung der Religion einfach gegenüber stellt, und in zwei schlecht-

*) Verschieden sind die Wege, die die Religion und Philosophie gehen; aber am Ziele treffen sie sich doch, wie wir auch aus dieser tiefgründigen und geistvollen Studie des berühmten Marburger Philosophen, ja besonders aus ihr, mit großer Genugtuung ersehen. Wir und sehr viele Leser des Jahrbuches mit uns denken ja über viele einschlägige Fragen, vor allem über den Ursprung und das Wesen der Religion, über den Monotheismus, über die Messiasidee ja sogar über die Einheit von Religion und Ethik im Wesentlichen anders. Aber gerade deshalb muß es für uns von besonderem Interesse sein, dem Wege zu folgen, den die philosophische Forschung einschlägt, um schließlich zu dem gleichen Ziele zu gelangen. Das ist, zumal in der Auffassung und Darstellung Cohens, ein wahrer Kiddusch Haschem und eine Verherrlichung des Judentums, die jeden Bekenner desselben mit inniger Befriedigung erfüllen muß. Die Red.

hin entgegenstehende Lager und Parteien verteilt. Zwar soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die historischen Mächte der Religion, insbesondere also die Kirche oder die Gemeindeverfassung, ihren verdienstlichen Anteil an deren lebendiger Erhaltung und Förderung haben; aber sie haben mit dem Vorteil auch die Ungunst der historischen Macht gegen sich. Nicht immer ist da das Recht, wo die Macht ist. Das Recht aber darf niemals selbst und an sich als eine Macht gelten wollen, die in ihrer Vergangenheit den genugsamen Grund ihres Fortbestandes behauptet; sondern die Zukunft muß der Mutterboden des Rechts bleiben: die Sorge, die Vorsorge für die künftige Gestaltung der sittlichen Kultur. So muß auch die Religion, sofern sie eine bestehende Macht der Kultur ist, durch immer neue Begründung ihres Rechtes sich behaupten, sich verjüngen, sich gleichsam stets von neuem wieder erzeugen. Dieser Kampf, den sie selbst innerhalb ihrer eigenen Kreise unaufhörlich zu kämpfen hat, tritt jedoch weniger deutlich in den Vordergrund, während ihre Beharrung und ihr Pochen auf dieselbe den Schein des Stillstands und daher bisweilen auch sogar der Erstarrung und der Verwesung erregt.

Dahingegen arbeitet die Opposition gegen das Hergebrachte in der Religion immer mit dem günstigen Winde, der überall den fortschreitenden Zug der Geschichte begleitet. Hier tritt sogleich der Schein des Rechts gegen die Macht hervor. Daher ist es einseitig, und von der historischen Fährte ablenkend, in der religiösen Opposition ausschließlich nur eine Verneinung der Religion erkennen zu wollen. Vielmehr bestätigt sich in der radikalsten Bestreitung selbst der alte eingewurzelte Trieb nach ihren Urquellen und Urrechten. Es ist daher auch falsch, das Verhältnis so zu bilden, daß im positiven Lager um so kräftiger die Religion gepflegt werde, je gründlicher sie auf negativer Seite bekämpft wird. Die kräftigere Behauptung ist keineswegs immer eine wahrhaft lebendige Pflege; denn zu dieser gehört einmal unvermeidlich und unweigerlich die Selbstkritik, also die Nutzung dessen, was das andere Lager anstrebt. Auf die positiven

Motive ist vielmehr zu achten, welche innerhalb der Kritik sich fruchtbar erweisen, und somit auf die Momente des innerlichsten eigenen Wachstums, die auf dem feindlichen Boden genährt werden. Und für diese Prüfung genügt es keineswegs, vielmehr zieht es von ihr ab, wenn man nur vergleicht und mustert, was auf Seiten der Negation doch noch von den alten Gedanken und Schutzmitteln festgehalten wird; denn darin würde immer nur das Gesetz der Trägheit obwalten, nicht aber das Eigentümliche, was als Kritik und Rechtfertigung und Fortbildung und Neubildung in der feindlichen Richtung zu erkennen ist, sich wirksam erweisen. Auf das Durchschauen und bereitwillige Anerkennen desjenigen vielmehr kommt es an, was der traditionellen Religiosität in der Tat widerspricht und widerstreitet; wiefern darin gerade der Keim und der wurzelhafte Trieb fruchtbar sei, von dem das Leben der Religion abhängt. Zu solcher Musterung gehört wahrhafte Unbefangenheit, nicht nur den anderen Religionen gegenüber, sondern auch geradezu wenigstens die wissenschaftliche Tendenz zur Unabhängigkeit von der eigenen.

Hier entsteht nun aber sogleich die Frage, ob es erstlich überhaupt möglich, dann aber auch, ob es zulässig sei, der eigenen Religion gegenüber sich Unabhängigkeit zu wahren. Freilich dem Nebensächlichen, Ueberkommenen gegenüber ist es unzweifelhaft geboten, und wird beinah allgemein zugestanden. Aber das Wesen, wie man zu sagen pflegt, der Religion, welche jeder ja in der eigenen erkennen will und erkennen darf, wenn anders die Religion das innerste Wesen des Menschen selbst ausmacht, wie kann man dem gegenüber Unabhängigkeit haben und haben sollen? Dennoch ist die Frage nicht abzuweisen; die Selbständigkeit des Kulturbewußtseins hängt davon ab. Es müßte sonst eingeräumt werden, daß die Religion das *ganze* Wesen des Menschen ausmache; daß sie den Schwerpunkt seiner gesamten Energie bilde; daß ihr die Leitung und die Steuerung aller seiner Richtungen zustehe. Sofern man diese zentrale Stellung innerhalb der gesamten Kultur im modernen Bewußtsein der Religion nicht zugesteht, insoweit muß man daher auch

im Wesen des modernen Menschen dem Wesen der Religion gegenüber Unabhängigkeit anerkennen.

Und gerade um nichts Anderes handelt es sich im modernen Bewußtsein als um das *Wesen* der Religion. Alle Außenwerke gibt man preis, auf allen Seiten; wenngleich nicht *auf allen* ausdrücklich zugestandener Weise; aber das Wesen soll bleiben; soll das ewige Recht der Religion bilden. Wenn aber das Wesen durchaus eben von der historischen Macht abgelöst, und auf das Recht gegründet wird, so wird damit die Unabhängigkeit des das Recht suchenden Geistes anerkannt. Und somit entsteht die Frage: auf welchem *Rechtsgrunde des Menschenwesens*, des modernen Menschengeistes, beruht diese Unabhängigkeit der Religion gegenüber, kraft dessen die Macht der Religion in ihrem Rechte begründet werden soll? In dem Wortlaut der Frage schon ist es enthalten, daß dieser Rechtsgrund nicht schlechterdings der Religion selbst entlegen sein müsse; nur in ihren Machtverhältnissen darf er nicht gesucht, noch als unmittelbar gegeben angenommen werden; in ihren Urrechten dagegen kann er wohl enthalten sein. *Diese Urrechte also gilt es zu ergründen und zu enthüllen.*

Diese Enthüllung ist der tiefste Sinn dessen, was das innerlich gläubige Gemüt stets als *Offenbarung* gehütet hat: die Enthüllung des Ewigen, das in der Geschichte, oder wie der alte ehrwürdige Ausdruck lautet, in der *Erziehung des Menschengeschlechts*, sich entwickelt, sich fortpflanzt und sich neugebiert. In welcher Wurzel der Kultur ist die Kraft gelegen, aus welcher der Kulturmensch das Recht der Freiheit seiner Religion gegenüber zu schöpfen vermag; nicht etwa die Freiheit, mit der er von der Religion sich ablöst, sondern diejenige, welche aus der inneren Harmonie der lebendigen Kulturkräfte erwächst, so daß er aus der Harmonie des Ganzen der Kultur heraus über diesen einen, wie immer innerlichen Teil derselben den freien Blick der Ueberschau und der unbefangenen Abschätzung ihres Anteils an diesem Ganzen zu gewinnen und zu behaupten vermag?

Mit einem Worte: welches ist die kontrolierende Instanz für das Naturrecht der Religion?

Wir müssen vor allem der Antwort nachgehen, welche auf diese Frage durch den Hinweis auf die Wissenschaft gegeben wird. Es liegt eine große, schwere Zweideutigkeit in dieser Antwort. In ihr wird keine Lösung im Sinne einer Schlichtung und Befriedigung einander widerstreitender Richtungen und Interessen des Geistes gegeben; sondern eine Erledigung und Ersetzung. Die Religion wird abgelöst durch die Wissenschaft. Sie hat nicht weiter fortzubestehen; an ihre Stelle tritt die Wissenschaft. Nur eines ist dabei von vornherein fraglich: ob nicht schon immer in aller Vergangenheit die Wissenschaft anstatt der Religion ihres Amtes gewaltet habe; oder ob etwa erst unsere Zeit es so weit gebracht habe, diese Stellvertretung zu übernehmen? Sollte dies aber der Fall sein, so würde es erst recht fraglich, worin der bisherige Mangel der Wissenschaft bestanden habe, daß sie bisher die Religion neben sich, oder gar über sich habe dulden müssen. Was hat ihr in der neueren Zeit — und von wann ab datiert man diese? — die Richtung sowohl, wie die Befugnisse gegeben, die Religion auszuschalten, um deren Interessen selbst zu verwalten?

Mit der biographischen Geschichte der Wissenschaften ist dabei nicht auszukommen; nicht einmal anzufangen. Denn man weiß, wie tief die schöpferischen Geister der Wissenschaft mit den innersten Problemen der Religion verbunden und verwachsen blieben, und wahrlich nicht allein etwa die Engländer von Newton bis Faraday. An den Begriff und an die eigentlichen Probleme der Wissenschaft selbst muß man herangehen, wenn man über diese populäre Fragestellung sich richtig orientieren will. Der Ausdruck der Wissenschaft oder in der Mehrheit der Wissenschaften, mit dem man im populären Gebrauche haushält, ist eben ungenau; er macht alle populäre Bildung grundsätzlich zweideutig, und läßt sie nicht zu einer ernsten Gründlichkeit und einer lichten Klarheit kommen. Was für eine Wissenschaft ist es denn, auf die man sich hierbei beruft? Und welche Einheit setzt man denn in

der Mehrheit von Wissenschaften und für dieselbe voraus, von deren Vorhandensein man ausgeht?

Angenommen und bekannt ist der Unterschied, der zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften gemacht wird. Aber wenn man auch über die Unklarheit hinwegsehen mag, welche über dem letzteren Ausdruck lagert, so ist es vor allem der Ausdruck der Naturwissenschaften, der, so einleuchtend er zu sein scheint, den Grund aller Verwirrung und der eigentlichen Differenz zwischen logischer Einsicht und aller Halbbildung, die sich leider auch über weite Schichten der wissenschaftlichen Kreise erstreckt, ausmacht und forterhält.

Man sollte nicht absolut von den Naturwissenschaften oder der Naturwissenschaft reden, sondern vielmehr nur von der mathematischen Naturwissenschaft, von der auf Mathematik begründeten Naturwissenschaft, von welcher im letzten Grunde auch die beschreibende, biologische Naturwissenschaft abhängig ist, und zu der sie in der Grundtendenz ihrer Methoden hinstrebt. Wenn die Naturwissenschaft in diesem ihrem prinzipiellen Zusammenhange mit der Mathematik lebendig erkannt, und allgemein verstanden wird, so ist damit zugleich ihr Zusammenhang mit der Logik offengelegt, der eben auch für die Mathematik besteht. Damit ist aber der Zusammenhang dieser Zweige der Wissenschaften mit der Philosophie, als ihrer Wurzel, bloßgelegt. Die philosophische Wurzel des Gesamtgebietes der auf Mathematik begründeten Naturwissenschaft ist die Logik.

Nunmehr ist auch der Begriff der Geisteswissenschaften aus dem ihnen zugehörigen Wurzelgebiet der Philosophie zu ermitteln. Der französische Name dafür ist Weg weisend: die sciences morales werden hier von den sciences physiques unterschieden; damit aber ist der Hinweis auf die Moral gegeben; der Hinweis darauf, daß alle diese Wissenschaften, welche zum mindesten dem Umfange nach sich auf die Geschichte beziehen, ihre Einheit in der Moral zu suchen haben. Man müßte nun aber diese Einheit selbst wiederum in die Mannigfaltigkeit zurückstoßen, deren Vereinigung sie zu vollziehen

hat, wenn man die Moral selbst auch nur als eine der historischen Disziplinen auffassen, und nicht vielmehr ihre Selbständigkeit und Eigenart ausschließlich innerhalb der Philosophie, innerhalb des Gesamtgebietes derselben, innerhalb des Systems der Philosophie allein suchen wollte.

Wenn nun aber so für das Gesamtgebiet der Geistes- oder Geschichtswissenschaften die methodische Einheit innerhalb der systematischen Philosophie zu suchen ist, so muß demgemäß die Ethik als das Analogon zur Logik anerkannt werden. Wie die Logik das Zentrum der auf Mathematik begründeten Naturwissenschaft ist, so ist die Ethik das Zentrum der Geschichtswissenschaft.

Damit aber erst klärt sich die Frage auf; ob die Wissenschaft der Religion gegenüber Richtung gebend und kontrolierend sein kann. Nicht die Wissenschaft schlechthin. Diese gibt es nicht. Und auch nicht eine der beiden Gattungen der Wissenschaft, geschweige eine der Arten unter den beiden Gattungen; sondern das philosophische Zentrum allein kann unter der Wissenschaft gemeint sein, welche der Religion entgegengestellt wird.

Wir gebrauchen daher besser zuvörderst anstatt des zweideutigen Ausdrucks der Wissenschaft den der Erkenntnis, der wenigstens unmittelbar von dem Inhalt auf die Methode zurückgeht. Und da die methodische Erkenntnis nach den beiden Richtungen des Zentrums der Logik und der Ethik hinlenkt, so haben wir mit der Ethik die Korrelation zur Religion aufzustellen. Um die Ethik handelt es sich, wenn die Unabhängigkeit der Religion gegenüber in Frage kommt. Und somit handelt es sich, wo immer in diesem methodischen Sinne des modernen Bewußtseins das Wesen der Religion zur Frage erhoben wird, eigentlich und ernsthaft nur um das Doppelwesen von Religion und Ethik, also um das Problem, welches das Verhältnis der Religion zur Ethik bildet.

Bevor wir demnach an den Versuch herantreten können, den Begriff der Religion zu bestimmen —

aus ihm allein kann sich auch das sogenannte Wesen der Religion oder einer Religion nur ableiten lassen — müssen wir erst noch bei diesem Begriffe der Ethik verweilen. Wir haben ihn auch als den methodisch einzigen Grund der Sittlichkeit zu erkennen.

Wir kommen hierbei auf eine andere Gegnerschaft zur Religion. Abgesehen von der Opposition, welche von der unklaren Vorstellung der Wissenschaft ausgeht, auf die wir noch genauer einzugehen haben werden, ist es auch die über die allgemeinen Kreise der Bildung hinaus herrschende Vorstellung vom Sittlichen, welche einen Gegensatz gegen die Religion bildet. Unverkennbar ist die gute Tendenz in diesem Widerstreit. Achten wir nur auf das positive Moment, welches der Zug zum Sittlichen dem religiösen Hange entgegenstellt, ohne noch weiter auf den eigenen Inhalt der Religion einzugehen. Das Sittliche betrifft die unmittelbaren Verhältnisse der Menschen untereinander, und damit auch des Menschen zu sich selbst.

Es will scheinen, daß diese beiden Verhältnisse das Problem des Sittlichen erschöpfen, und damit das Problem des Menschen. Denn diese beiden Begriffe decken sich: der Mensch und das Sittliche. Die Religion aber hat noch andere Interessen. Darauf allein wollen wir jetzt sehen; nicht aber darauf, welchen Inhalt diese Interessen betreffen, geschweige welchen Wert sie haben. Gerade das lebendige, mächtige, ausschließliche Interesse für den Menschen und für die Menschen zeichnet die Sittlichkeit aus; und darin besteht das überragende Interesse, mit dem sie das moderne Bewußtsein beherrscht. Sittlich wollen die Menschen sein, aber nicht religiös. Dem Begriffe des Menschen und der Menschen wollen sie gerecht werden; darüber hinaus gibt es keine Sittlichkeit, mithin kein menschliches Interesse. So orientiert sich die moderne Ablehnung der Religion.

Bis dahin sind Alle einig, welche von Religion nichts wissen wollen; bald aber muß eine Differenz entstehen. Der gebildete Mensch par excellence freilich bleibt bei diesem Punkte stehen; für ihn gibt es keinen andern

Wegweiser noch Ratgeber als die Bildung, die ihm in breiten Strömen zufließt. Und gemäß dieser Bildung steigt kein Zweifel daran in ihm auf, ob der Begriff des Menschen und der Menschen ihm klar sei, und ob er ein zuverlässiges Wissen und Erkennen vom Sittlichen besitze.

Immer aber muß man bedenken, daß die Bildung sich nicht etwa mit der Ungelehrsamkeit deckt. Innerhalb der Fachgelehrsamkeit vielmehr nimmt man bis zu hohen Stufen der Intelligenz hinauf an den Vorurteilen der Bildung teil. Wo es sich um Philosophie handelt, da ist in den breitesten Schichten der gelehrten Forschung auf allen Gebieten derselben gleichsam eine Verschwörung vorhanden. Man muß es so ausdrücken, um die Gefahr erkennbar zu machen, welche darin für die wahre Kultur besteht. Wie der Mathematiker und der Naturforscher eine schädliche, zum mindesten eine entbehrliche Mitbewerbung in der Philosophie, insbesondere in der Logik argwöhnt, so der Historiker, der Jurist, der Politiker in der Philosophie, als Ethik. Sie unterstützen alle die Ansicht der Halbbildung, daß das Sittliche etwas Selbstverständliches sei, für dessen Verständnis und zumal bei dessen Behandlung daher die Philosophie nur vom Uebel sei. Sie wird in diesem Sinne als Metaphysik gekennzeichnet. Damit weicht man der unliebsamen Konsequenz aus, die Philosophie überhaupt verabschieden zu müssen, die doch immer noch den Schimmer eines rationellen Ansehens hat. Nur die Metaphysik, die ja seit Kant gerichtet ist, trifft das Verdict, mit welchem die Bildung sich der Schulphilosophie gegenüber selbständig und vorurteilsfrei macht.

So wird der Name und der Titel der Sittlichkeit in der allgemeinen Bildung des Zeitalters festgehalten; wie denn sogar eine Gesellschaft für ethische Kultur sich gebildet hat, über Europa und Amerika verbreitet, in dem ausgesprochenen Gegensatze, ebenso zur Philosophie, als der wissenschaftlichen Ethik, wie zur Religion. Wir haben daher hier nicht weiter über diese interessante Abart des Gegensatzes zur Religion zu urteilen, da sie

durch ihren Gegensatz zur systematischen Ethik im Zusammenhange unserer Gedanken abgeurteilt ist. Wer die philosophische Ethik verachtet, der tritt unrettbar unter den Spruch: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft.“ Die wissenschaftliche Vernunft allein kann für das Problem des Sittlichen einstehen; und nur die Ethik, die philosophische Ethik, vertritt in methodischer Rechtmäßigkeit für die Sittlichkeit die wissenschaftliche Vernunft.

Die Differenzen, auf die wir hinwiesen, konnten nicht ausbleiben; sie prägen sich jetzt mit erschreckender Deutlichkeit in der politischen Physiognomie des Zeitalters aus. Gegenüber der schöngeistigen Redseligkeit von der Einfachheit und Evidenz des Sittlichen, für die es nur der gegenseitigen Aussprache in Versammlungen, oder richtiger des hingebenden Anhörens von begeisterten Ansprachen bedarf, um alle Schwierigkeiten unter den Menschen auszugleichen, arbeitet die Politik unserer Tage mit offenem Visir, um das Geheimnis im Wesen des Menschen zu enthüllen, welches Hobbes durch den biblischen Ausdruck des Leviathan formuliert. Der Krieg aller gegen alle, das sei der Sinn des Menschentums. Diesen Krieg soll der Staat nicht etwa schlichten und endigen; es gibt keinen Frieden für das Menschengeschlecht nach dieser Weltansicht; nur bändigen kann und soll der Staat das Ungetüm des politischen Menschen. Und dazu soll die Religion dem Staate Beistand leisten; den Beistand des Schergen zur Zähmung allenfalls der Menschenbestie. So verbinden sich bei Hobbes der Absolutismus des Staatsbegriffs mit dem der Religion. Der Materialismus ist hier das einheitliche, einigende Band, welches diese Weltansicht für die Natur und für die Sittlichkeit verbindet.

Wer hätte denken können, daß die große politische Partei, welche das soziale Problem in seiner Konsequenz innerhalb der jetzigen Weltlage durchkämpft, auf denselben Materialismus verfallen könnte? Aus dem Idealismus der deutschen Philosophie war dieses Programm und diese Partei entsprossen, aus Kant und Fichte; und

selbst Hegel konnte dabei vermöge seiner Staatsidee den Nährvater bilden. Und dennoch ist heutzutage das Wort Sittlichkeit und der philosophische Begriff der Ethik in jenen Kreisen ebenso zum Spott geworden, wie jede Anspielung auf Religion. Es dürfte kein Symptom geben, welches die Verworrenheit des Zeitalters und seine Verlassenheit von ewigen historischen Leitbegriffen anschaulicher bloßstellte als diese beklagenswerte Tatsache. Der Materialismus der Geschichtsansicht ist der schroffste Widerspruch zu dem ethischen Idealismus, in welchem der Sozialismus ebenso begrifflich, wie historisch, seine Wurzel hat.

Wir betrachten jetzt aber diese traurige Verirrung nicht aus dem Gesichtspunkte der Politik, sondern allein aus dem unseres Themas, und da zeigt sich unwidersprechlich, daß das Sittliche keineswegs so selbstverständlich ist, wie es dafür von der Bildung nebst der sogenannten ethischen Kulturbildung ausgegeben wird. Es wird geleugnet; es wird für eine heuchlerische Illusion erklärt, mit der man nur die bestehenden Verhältnisse beschönigen wolle. Daher entsagt man dem Problem der Sittlichkeit, und will sich allein auf das der materiellen Natur verlassen, das allein sich auch in der geschichtlichen Menschenwelt durchsetze, und durchzuführen habe. Auch hier soll die Macht allein das Recht ausmachen.

Als Trotzdevise hat es sich Jahrzehnte lang verstehen lassen; allmählich aber ist die Parole allzu gefährlich und selbstverräterisch geworden. Kann etwa der Bildungsbegriff des Sittlichen dagegen aufkommen? Hat nicht etwa vielmehr er gerade an seinem Teile dazu mitgewirkt, daß eine solche Dreistigkeit der Kampfparole sich auftun und festlegen konnte? Der Materialismus der Geschichtsansicht stellt es für jedes politische Urteil außer Frage, daß der Begriff des Sittlichen der philosophischen Ethik angehört, und daß seine Geltung, sein Wert und sein Sinn in die äußerste Gefahr gerät, zu verschwinden, wenn die philosophische Ethik nicht als seine Hüterin, wenn sie nicht als die wissenschaftliche Instanz anerkannt wird, welche

das Problem des Sittlichen für die menschliche Kultur zu verwalten und zu verantworten hat.

Es muß in das Sprachgefühl des gebildeten Menschen kommen, daß das Wort sittlich unsittlich gebraucht wird, wenn es nicht auf Grund seiner ethischen Bedeutung gedacht wird. Die Zweideutigkeiten liegen jetzt ja zu Tage, welche mit diesem Grundworte der menschlichen Kultur getrieben werden; es bedarf dazu nicht einmal der ästhetischen Nutzanwendung. Und es ist daher auch der Mißbrauch nicht nebensächlich, der in der Aneignung des griechischen Wortes zu erkennen ist, während bisher das lateinische Wort im Gebrauche war. Der Unterschied ist durchsichtig: das Moralische galt nicht nur als relativ, sondern auch ebenso sehr als zufällig, wie als dehnsam. Man wollte sich den Anschein geben, daß man etwas Allgemeines und Ursprüngliches anerkenne; man wollte somit dem Apriorismus der Philosophie es gleichtun, und dennoch in schlichter Evidenz ihn übertreffen und entwerten. Der Verrat aber, der dabei begangen wurde, nämlich an der Wissenschaft, an der wissenschaftlichen Erkenntnis, an der Philosophie, über den war man sich nicht klar; wollte man sich nicht klar werden. Und doch mahnte das griechische Wort deutlich genug an Sokrates und Platon, an die methodischen Entdecker der Ethik, an die Begründer der Sittlichkeit. Sie haben in dem Begriffe des Menschen den Begriff der Sittlichkeit zur Entdeckung und zur Bestimmung gebracht. Das Wesen der Sittlichkeit, das ist das Wesen des Menschen. Das Wesen des Menschen, das ist das Wesen der Sittlichkeit. Aber diese Identität konnten sie nur dadurch errichten, daß die Erkenntnis, die wissenschaftliche Erkenntnis das Bindeglied der Vernunft bildet für den Menschen und für die Sittlichkeit.

Ohne Erkenntnis kein Begriff des Menschen und kein Begriff der Sittlichkeit. Nicht Erleuchtung, nicht Phantasie, nicht Aufnahme und bloßes Lernen von anderen Quellen oder Geistern ist für die Erkenntnis möglich, und also auch nicht für die Sittlich-

keit, und also auch nicht für den Begriff des Menschen. Erkenntnis ist Erkenntnis aus Voraussetzungen und Grundlagen, vor denen und an denen der Erkennende selbst Rechenschaft abzulegen hat für jeden Schritt seiner Erkenntnis.

Rechenschaft muß daher auch das oberste Anliegen derjenigen Erkenntnis sein, welche das Sittliche, welche den Begriff des Menschen betrifft. Ich habe es empfangen; es ist mir überliefert worden, das sind keine Mittel und Vermittelungen des Sittlichen. Nicht einmal darf ich sagen: ich habe es erkannt; sondern allein: ich habe es zu erkennen; denn es bleibt unaufhörlich mein größtes, nächstes und allezeit schwerstes Problem. Und wie die Erkenntnis kein Ende hat, und auch nicht einmal einen unablösbaren Anfang, so muß die Rechenschaft stets von neuem anfangen, und immer tiefere Grundlagen erspähen und versuchen, um neue Fundamente und neue Befestigungen für den Begriff des Sittlichen, für den Begriff des Menschen zu gewinnen. So fordert es der Begriff der Erkenntnis.

Haben wir nun so den Begriff der Sittlichkeit in dem der systematischen Ethik begründet, auf sie beschränkt, und in ihr beschlossen, so wenden wir uns nunmehr dem Problem der Religion zu. Eine große Strecke geht sie mit dem Sittlichen zusammen, und es könnte scheinen, als ob ihr Weg derselbe wäre, wie der der Sittlichkeit. Es könnte so scheinen, wenn nicht die Sittlichkeit als die ethische, als die philosophische Sittlichkeit jetzt streng und genau bestimmt wäre. Aeußerlich, wenngleich mittelst eines wichtigen Begriffes, läßt sich der Unterschied dahin bestimmen, daß die Religion auch von Gott handelt.

Man könnte nun zwar sagen, daß auch die Sittlichkeit dem Verhältnis zu Gott nicht entrückt sei; indessen, ohne noch auf genauere Unterschiede zu achten, wäre doch die Eigentümlichkeit der Religion in dem Begriffe Gottes schon dadurch begründet, daß die Religion die Urheberschaft für den Begriff Gottes beansprucht. Und

wenngleich auch die natürliche Vernunft im Altertum schon den Begriff Gottes sich zusprach, so behauptet doch die Religion, das Wesen Gottes nicht auf den Begriff beschränken zu können, welche die natürliche Religion von ihm darbietet, wie sehr die Religion andererseits es als einen Triumph anerkennt, daß selbst die natürliche Vernunft auf den Gottesbegriff geführt werde. Wie es nun aber in dem biblischen Worte heißt, daß die Wege Gottes nicht die Wege der Menschen sind, so dürfte es auch mit dem Gottesbegriffe bewandt sein, insofern er den Inhalt der Religion oder den der Sittlichkeit bildet; und es könnte sonach nicht nur äußerlich in diesem Begriffe der Unterschied zwischen Religion und Sittlichkeit bestimmbar scheinen. Die Innerlichkeit, als die Eigentlichkeit dieses Unterschiedes, werden wir später zu erwägen haben.

Jetzt gilt es wieder, des Unterschiedes eingedenk zu bleiben, und seiner immer mehr innezuwerden. Keine These ist so gefährlich, so verhängnisvoll für die Wahrhaftigkeit der sittlichen Kultur, wie die Parole, die heute Lärm schlägt: daß es ohne Religion keine wahre Sittlichkeit gebe; daß der Gegensatz ein Wortstreit, ein Mißverständnis sei. Die wahre Religion suche und gewährleiste die wahre Sittlichkeit, und die wahre Sittlichkeit finde ihren natürlichen und notwendigen Abschluß und ihre eigene Lösung in der wahren Religion.

Indessen schon in dem A b s c h l u ß liegt ein Versteck: also nur den Schluß, das Ende, nicht aber den Anfang soll die Ethik in der Religion zu suchen haben. Wie kann sie aber einen Schluß finden auf einem Gebiete, das nicht ihr eigenes ist, auf dem eingestandener Weise nicht ihr Anfang entstanden ist? Müssen nicht Schluß und Anfang danach ungleichartig sein? Muß nicht daher umgekehrt geschlossen werden: wenn es richtig sein sollte, daß die Ethik Gott zu suchen habe, muß sie ihn dann nicht selbst finden können, und nicht von der Religion zu empfangen haben, w e n n a n d e r s die Religion ein methodisch anderes Gebiet ist als die philosophische Ethik?

Es zeigt sich also in jener Parole, welche auf Grund des Gottesbegriffes — denn ein anderer Inhalt kann doch nicht den Anlaß bilden — die Abhängigkeit der Ethik von der Religion behauptet, oder minder anstößig ausgedrückt, den innerlichen Zusammenhang beider hervorhebt, derselbe grundsätzliche und grundstürzende Irrtum, den wir bisher erwogen hatten: daß die Ethik als philosophische Ethik nicht zulänglich, und nicht eigenartig sei. Es ist und bleibt die Verkennung des methodischen Eigenwertes der Philosophie, in welcher diese Illusion von der Abhängigkeit oder auch nur von dem Zusammenhange von Ethik und Religion beruht. Man kann daher bei dieser Parole von dem Verdacht einer instinktiven Feindschaft gegen die wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt Abstand nehmen; es genügt die Einsichtslosigkeit gegenüber den methodischen Eigentümlichkeiten und den darin beruhenden Gerechtsamen der Philosophie zu erwägen.

Wenn sonach nicht einmal im Begriffe Gottes die Ethik von der Religion abhängig sein darf, um wieviel weniger dann in allen unzweifelhaft philosophischen Begriffen. In neuerer Zeit ist von einer populären Richtung innerhalb der philosophischen Literatur, welche mit allen den gefährlichen Zweideutigkeiten eines auf den Massengeist spekulierenden Journalismus behaftet ist, der kaum noch versteckte Vorstoß gegen die Selbständigkeit der Philosophie in der Parole gewagt worden, daß die Religion die Weltanschauung darzubieten habe. In unserem Zusammenhang ist eine sachlich eingehende Prüfung dieses Stichwortes nicht erforderlich; die Frage liegt tief unter unserem Niveau. Wenn mit einem Worte die Aufgabe der Philosophie bezeichnet werden soll, so müßte es das Wort Weltanschauung sein. Welt bedeutet nach altem, insbesondere auch deutschen Sprachgebrauche aus dem Zeitalter unserer Leibnizischen Aufklärung: die Doppelwelt der Natur und des Geistes. Und die Anschauung dieser Doppelwelt vollzieht das System des philosophischen Idealismus.

Es gibt keinen gröbern Frevel gegen die systematische

Philosophie, als die Weltanschauung ihren Befugnissen entziehen zu wollen. Es gibt aber auch, wenn man nur in logisch-wissenschaftlicher Hinsicht das Stichwort betrachtet, kein stärkeres Symptom der Oberflächlichkeit und des dreisten Eingeständnisses wissenschaftlicher Gewissenlosigkeit, als sie in dieser Offenheit sich in heutiger Zeit an das Tageslicht wagt. Denn in erster Linie ist doch hoffentlich die Welt die Natur, und die Anschauung die der Wissenschaft der Natur. Es darf aber keine Ethik ohne Logik geben, also ohne die Logik der mathematischen Naturwissenschaft. Jetzt soll es nun sogar der Religion überlassen werden, die Anschauung von der Naturwelt zu offenbaren. Oder könnte es andererseits in irgend einem methodischen Sinne einen Weltbegriff der Geisteswelt geben, der sittlichen Welt, zu dessen Gestaltung und Bewährung nicht die volle Gewissenhaftigkeit der Naturerkenntnis die unbedingte Voraussetzung wäre?

So weit ist man heutzutage in Deutschland innerlichst von Kant abgefallen, daß die Unterscheidung der theoretischen und der praktischen Vernunft, und die unumgängliche Voraussetzung der ersteren für die letztere aus dem Herzen und Gewissen der Philosophierenden entschwinden konnte. Sie denken sich etwa dabei eine zeitliche Abfolge der Bücher, wie ja der Begriff der Metaphysik nach der Bücherreihe des Aristoteles auf diese äußerliche Weise entstanden ist: nach der Physik die Metaphysik. Nur kehren sie lieber ihrerseits die Ordnung um. Damit aber ist der tiefste Kultursinn des Protestantismus verleugnet; und all jenes Gerede von Kant, als Protestanten, ist in den Wind der Tagesmeinung zu deren Beifall gestreut.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Protestantismus besteht in der Ablösung der Religion von der Wissenschaft, der Wissenschaft von der Religion. Und der philosophische Ausdruck dieses Grundgedankens der Reformation, in welchem Kant mit Luther zusammenhängt, ist die Nachsetzung der Ethik nach der Logik, als die Logik der mathematischen Naturwissenschaft. Das ist keine Hintansetzung der Ethik; sondern dadurch

erst gewinnt die Ethik ihr Privilegium, als Primat der praktischen Vernunft. Denn erst wenn die Logik das Feld der wissenschaftlichen Erfahrung durchmessen hat, dann erst kann die Ethik ihr Gebäude der sittlichen Ideen nicht als Luftschloß zusammendichten, sondern auf und über und nichtsdestoweniger in der Natur die Geschichtswelt der Menschen fest und sicher errichten.

Jetzt konnte es nicht mehr Regel bleiben, daß ein Galilei vor der Kirche wegen seines astronomischen Weltgebäudes sich zu verantworten habe. Bei aller Anhänglichkeit der Engländer an den überkommenen Glauben kommt eine Abhängigkeit seines Weltsystems von einem biblischen Buchstaben Newton nicht in den Sinn. Die neue Weltanschauung hat diese Art von Religiosität hinweggefegt. Und so ist der gesamte Rationalismus der protestantischen Engländer bis zu der Mystik eines Berkeley hin gänzlich frei und erhaben über jenes Gefühl der Abhängigkeit, von welcher seine größere Tiefe und wissenschaftliche Schärfe einen Descartes dennoch nicht freizumachen vermochte. Auf dieser protestantischen Geistesgemeinschaft beruht die Sympathie Kants für die Engländer bis zu der Skepsis Humes hin.

Andere, tiefer gelegene Auffassungen wären zu berücksichtigen, wenn eine eingehende Charakteristik des geschichtlichen Verhältnisses zwischen Philosophie und Religion hier unsere Aufgabe werden dürfte. Uns soll es vielmehr nur um die systematische Orientierung zu tun sein, und nur soweit die geschichtliche dazu erforderlich, oder dienlich ist, muß sie insbesondere auch für unsere Zeitgeschichte berücksichtigt werden.

Zwei Ausdrücke treten dabei hervor, in deren Betrachtung wir die zureichende Kritik versuchen können: die Ausdrücke des Absoluten und des Universalen der Religion. Es kommt uns hier zuvörderst nicht darauf an, daß beide Ausdrücke auf das Christentum bezogen und beschränkt werden, wobei übrigens nur der Katholizismus ehrlich ist, der in beiderlei Hinsicht den Protestantismus vom Christentum ausschließt. Das Wort Christentum hat dagegen für den Protestanten nach der

geschichtlichen Bedeutung des Protestantismus nur dann einen ehrlichen Sinn, wenn es den Katholizismus begrifflich ausschließt; wie derselbe denn auch oft und offen genug als Heidentum bezeichnet und fallengelassen wird. Sucht man dagegen, wie es aus politisch-nationalen Rücksichten an Wendepunkten der Verirrung zu geschehen pflegt, eine Einheitlichkeit des Glaubens für die beiden feindlichen Bruderschaften festzuhalten, so verliert der Protestantismus seine weltgeschichtliche Bedeutung. Schon aus solcher Rücksicht haben wir die Behauptung eines absoluten Christentums nicht ernsthaft zu nehmen, und hier nicht eingehend zu würdigen.

Dagegen genügt es, beide Ausdrücke für den Begriff der Religion schlechthin genauer zu betrachten. Hierbei dürfte es sich empfehlen, an den Ausdruck des Universalen anzuknüpfen. Es handelt sich dabei keineswegs um den Universalismus der Weltreligion, der dem Christentum zugesprochen, in neuerer Zeit übrigens auch dem Prophetismus des Judentums zuerkannt wird. Nicht um die Herrschaft einer bestimmten Religion und deren Umfang soll es sich für uns dabei handeln; auch das Absolute soll eigentlich nicht die Alleinherrschaft bedeuten, sondern vielmehr die erschöpfende Erfüllung aller Bedingungen des Religionsbegriffes.

Beim Universalen nun aber handelt es sich nicht um die erschöpfende Definition des Religionsbegriffes, sondern vielmehr um die Zusammenfassung aller Anliegen und Richtungen des menschlichen Geistes. In diesem souveränen Sinne nimmt die universale Religion den ganzen Menschen in Anspruch, indem sie allein in der Umfassung und Zusammenschließung aller Bestrebungen des Geistes Einheit demselben zu geben habe. Welche hohe Aufgabe und Bedeutung wird damit der Religion zugewiesen! Wenn sie nur auch erfaßt werden kann; wenn sie vor allem an der rechten Stelle angebracht ist! Man sieht indessen sogleich, daß der Irrtum der Weltanschauung in minder anstößiger Form hier doch nur wiederholt wird. Zwar bleibt die wissenschaftliche Erkenntnis unangetastet, als Befugnis letztlich etwa der

Logik; und es könnte auf jenem Standpunkt auch noch die Selbständigkeit einer philosophischen Ethik zugestanden werden. Aber der Menschengeist strebt dennoch über die Einseitigkeiten dieser Richtungen, ihrer Rätsel und Lösungen offenbar, so meint man, hinaus.

Es genügt ferner nun auch nicht, dagegen auf die Kunst hinzuweisen, in der der Menschengeist über Wissenschaft und Sittlichkeit hinaus seine Herrschaft ausbreitet. Seit Schleiermacher pflegt man auf die intimsten und die engsten Regungen des menschlichen Gefühls sich für die Religion zu berufen, als hätten diese in jenen großen Gebieten des Kulturbewußtseins keine Heimstätte; der Subjektivismus des Gefühls, als des intimsten Zentrums des Menschenwesens, muß herhalten, um einen Mittelpunkt abzugeben für jene universale Richtung, die der Religion vorbehalten bleiben soll.

Im Grunde freilich lauert auf allen diesen Umwegen die alte Sphinx des Absoluten. Mit der Gefühlsenge des Subjektivismus verbindet sich hinterrücks die metaphysische Weite des Unendlichen. In der Logik findet man kein Genügen für dieses Absolute und Unendliche, und auch die Ethik bietet keine ausreichende Bürgschaft dafür. Das Absolute, als Substanz gedacht, bleibt für den modernen Menschen tunlichst im Hintergrunde. Soviel hat man den Worten nach doch von Kant gelernt, daß die absolute Substanz in die Rumpelkammer der alten Metaphysik gehört. Und wenn sie in der Romantik wieder auflebte, so vollzog sich dies unter dem Zwielicht der geschichtlichen Bewegung, welche die Substanz des Geistes, als logische Idee, als die Idee in der dialektischen Bewegung Hegels, in der Weltgeschichte des Geistes darstellt.

Es bleibt immerhin noch gefährlich genug, sich auf diese Art von Universalität und Absolutheit für die Religion zu verbürgen; denn es hängt ihr so der Schein des Pantheismus an, der nicht immer ein Glorienschein ist, und nicht durchaus ein Schein für diejenige Beglaubigung, welche wenn auch nicht in kirchlichem Sinne heutzutage, desto mehr aber in einem mehr oder

weniger unbewußten national-kirchlichen Sinne angestrebt wird. Auf diese Universalität des Weltbewußtseins also, welche den innersten Gehalt der philosophischen Romantik bildet, ist man heute in rationalistischen Kreisen nicht erpicht.

Man sucht etwas Anderes, etwas Engeres, um nicht zu sagen Flacheres; nicht das Universum will man dabei umspannen, sondern nur das Individium. Der Anspruch aber geht darauf, daß durch die Religion und erst durch sie der Mensch zu einem Universum werde. Wenn nun dies nicht als pantheistische Zweideutigkeit gedacht wird, so kommt es darauf hinaus, daß ohne die Religion alle Bestrebungen des menschlichen Geistes zersplittert, also ziellos blieben, und daß erst die Religion sie zu vereinigen, einen Schwerpunkt ihnen zu geben, und somit dem sonst geteilten und gebrochenen Menschenwesen Universalität und Einheit und innerliche Zweckhaftigkeit zu stiften vermöge.

So wird eine neue Art von Selbständigkeit für die Religion zu begründen gesucht; nicht im Gegensatze zur Philosophie, doch aber immer so, daß dadurch erst die Philosophie ihre Harmonie erlange. Die Selbständigkeit der Philosophie wird damit verleugnet; und das ist es hauptsächlich, was alle kirchliche Theologie nur hören will, und womit sie sich zufrieden gibt: Selbständigkeit der Religion gegenüber der Wissenschaft und der Philosophie. Nicht Kampfstellung gegen beide, das ist nicht nach dem Geschmacke unserer Zeit, sondern Frieden; wenngleich nur scheinbarer, auf der Grundlage des Verlangens der Philosophie nach Religion; wie eingeschränkt und zugemessen immerhin dieses Verlangen formuliert werden mag; nur Anerkennung der Ebenbürtigkeit der Religion im Haushalt der menschlichen Erkenntnis, und im ewigen, geschichtlichen Fortbetriebe derselben, das ist es allein, worauf es der heutigen theologischen Religiosität ankommt. Darauf geht ihr Anspruch der Universalität und der Absolutheit, welche sie allein dem Menschengeiste zu verleihen haben will.

Man darf daher nicht fragen, wie sich dieser Absolutismus der Religion mit dem geschichtlichen Sinne und der geschichtlichen Schulung vereinbaren lasse, welche der heutige Mensch und insbesondere der Forscher als innersten Grundzug seines Wesens walten läßt. Denn es handelt sich nicht sowohl um eine geschichtliche Ansicht von dem Abschluß des religiösen Prozesses in einer positiven Religion bei diesem Anspruche, als vielmehr um eine psychologische Ansicht, welche sich den Anschein einer systematischen gibt. Bevor wir aber und anstatt daß wir in eine Prüfung dieser psychologischen Ansicht von der Einheit des Menschen und dieser systematischen Ansicht von der Universalität seiner Bestrebungen und seiner Gefühle eintreten, wird es einfacher sein, die geschichtliche Betrachtung aufzunehmen und unbefangen zu fragen, wie die Religion entstanden sei.

Darauf gibt es nur eine Antwort, welche in allen religiösen Lagern, sofern sie wissenschaftlich in Betracht kommen, zugestanden wird: die Religion ist in ihren elementaren Motiven aus dem Mythos entstanden. Der Mythos aber bezieht sich zunächst zwar auf die Natur und auf die Veränderungen, die in der Natur vor sich gehen, auf ihr Verständnis und schon auf ihre Auffassung; aber das Interesse des mythischen Menschen geht über die Natur hinaus; wenigstens über die Natur, welche wir jetzt noch auch nur im allgemeinen Sinne als solche denken. Zu seiner Natur gehört die Seele, und zwar die der Tiere, der Bäume, der Himmelskörper nicht minder als die des Menschen. Und wie die Himmelskörper eine Seele haben, so sind diese Seelen noch unmittelbarer als die der Menschen, und sie kommen dem Werte der Seele noch näher als was sonst der Mensch ist.

Der Mythos hat es daher, weil mit der Seele in aller Natur, auch vorzugsweise mit den Göttern zu tun. Sie sind überall die Seelen, im Menschen, auf der Erde und über der Erde, in der Unterwelt und im Himmel. Seele und Gott gehören im Urbewußtsein des Menschen zusammen. Der Inhalt des

Mythos ist daher im letzten Grunde die Gottheit und die Götterwelt. In ihr sind die Seelen einbegriffen.

Aus dem Mythos ist alle Kultur herausgewachsen: die Wissenschaft, die Sittlichkeit, die Poesie und alle Kunst. Die Kultur hat sich in allen ihren Urrichtungen aus dem Mythos heraus entwickelt; ist nun aber ihre Wurzel, der Mythos, erstorben, oder aber hat er sich in diesen Entwickelungen selbst dennoch forterhalten?

Unmittelbarer und augenscheinlicher ist das Element des Mythos bei der Religion als bei allen den anderen Richtungen der Kultur; denn hauptsächlich und vornehmlich will sie es ja mit der Gottheit zu tun haben. Ursprünglich ist es gar nicht ein Unterschied, geschweige ein Gegensatz zwischen Mensch und Gott, kaum ein Verhältnis überhaupt zwischen Beiden, das den Anlaß und den Inhalt des Mythos bildete; denn der Mensch ist selbst ein Gott, wie der Gott nur eine Art von Mensch ist. Die Seele, die erste Abstraktion des Urmenschen, die Lebenseinheit, die sich seiner Phantasie enthüllt, läßt beide Arten von Wesen entstehen, und hält sie in einer lebendigen Einheit zusammen. Ursprünglich ist es ebenso der Mensch, wie der Gott, der in der Seele gedacht wird.

Allmählich aber entstehen eigene Richtungen, welche auf den Menschen allein gehen, und in welchen der Mensch als alleiniger Ausgangspunkt gilt; es entsteht die Kunst, welche die Gestalt des Menschen bildet, welche seine Gefühle entfaltet, ausspricht und darstellt; es entsteht der Trieb, für das Zusammenleben der Menschen in Staaten und Gemeinden zu sorgen, wobei die Kunst mithilft. Endlich wächst unter allen diesen Erweiterungen des persönlichen Gefühls auch der geistige Horizont und es entsteht das Interesse an der Erkenntnis, an der Wissenschaft, und zwar ebenso wie an der Natur, so auch insbesondere an der des Menschen und zwar nach allem Umfang seiner Interessen. Es entsteht sonach mit einem Worte die Kultur in allen ihren Richtungen. Was bleibt nun für den Mythos übrig, wenn anders er sich nicht in die Kultur einfügt, als ein fortwachsendes Moment

in deren eigenartigen Richtungen; sondern immer nur die Wurzel derselben bedeuten, als diese Wurzel aber fortbestehen und fortwirken soll?

Die geschichtliche Antwort kann nur die sein: daß der Mythos, als solche selbständige Wurzel, nicht als ein Zweig und ein Motiv gedacht, in der Religion fortlebt.

Gegen die Sicherheit dieser Antwort kann nicht eingewendet werden, daß die Religion ja auch an allem Fortschritt der Kultur ihren eigenen Anteil habe, und einen unverächtlichen. Denn das ist eben die Frage, ob dieser Anteil, wie bedeutsam er sein mag, ein eigentümlicher ist, oder ob er nicht vielmehr auf der Aneignung derjenigen eigentlichen Kulturmotive beruht, welche von der Religion sich unterscheiden und sich abscheiden.

Dem Bewußtsein des Mythos fehlt vor allem die Natur, insofern sie ein genaues Problem der wissenschaftlichen Erkenntnis ist. Dieser Begriff der Natur beginnt erst mit der Wissenschaft, in Griechenland zugleich mit der Philosophie, seinen geschichtlichen Lauf.

Dem Bewußtsein des Mythos fehlt demgemäß auch der Begriff der Sittlichkeit, sofern diese es mit den Menschen, als unterschieden von der Natur, zu tun hat, haben will und haben muß. Wie sehr auch die Sittlichkeit sich bestreben, oder sich anstellen mag, den Menschen in Einheit mit der Natur zu denken, so ist für den Kulturmenschen diese Einheit immer nur eine Abstraktion; sie tritt erst nachträglich ein, nachdem die Unterscheidung und der Gegensatz sich fühlbar gemacht. Mithin denkt auch die Sittlichkeit den Menschen auf sein Wesen isoliert, abgetrennt von der Natur und von den Seelen und Geistern, welche die Natur beleben und beseelen, also auch von den Göttern.

Sofern der Mythos in der Kultur fortzuleben vermag, ist es es also das Wesen und Walten der Götter, das seinen eigenen, eigentümlich bleibenden Inhalt bildet.

Es kann nun die Frage entstehen: wie dennoch innerhalb der Kultur der Mythos sich zu erhalten

vermochte? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus dem Verhältnis zwischen den Menschen und den Göttern, welches durch den Seelenbegriff lebendig erhalten wurde. Es ist das Ideal der Kultur, dieses Verhältnis zur Lösung zu bringen. Hat die Kultur aber ihr Ideal schon erreicht? Die Kultur ist entstanden, und hat eine große Entwicklung bereits vollzogen; aber sie hat bisher das Göttermotiv ebensowenig in dem Menschenwesen zur Auflösung gebracht, wie in dem Naturproblem. So möchte es zu verstehen sein, daß dieses Problem der Gottheit innerhalb der Kultur ein eigenes Arbeitsgebiet gewinnen und behaupten konnte. So möchte es aber auch zu verstehen sein, daß die Religion zu einem selbstständigen Faktor der Kultur geworden. So ist sie zu dem Schein einer ursprünglichen Richtung des Geistes, als eines Kulturbewußtseins, gekommen.

Die geschichtliche Betrachtung muß dagegen zum mindesten den Zweifel aufkommen lassen, ob diese Richtung, als Religion, eine ursprüngliche ist, oder ob sie vielmehr ursprünglich nur als Mythos ist, in dieser Art von Ursprünglichkeit freilich universal bliebe, aber nur insofern, als sie den Keim bildet, aus dem die universelle Entwicklung hervorgeht, die Entwicklung zur Universalität der Richtungen der Kultur. Und die philosophische Untersuchung hat diesen geschichtlichen Zweifel zur systematischen Kritik fortzubilden. Sie geht von der Tatsache und dem Plane des Systems der Philosophie aus; die Erkenntnis der Natur ist der Logik anheimgegeben, als der Logik der Naturwissenschaft; die Erkenntnis des Menschen fällt der Ethik zu, als der Logik der Geisteswissenschaften. Wenn wir in unserem Zusammenhange hier von der Kunst und demzufolge der Aesthetik absehen dürfen; ebenso aber auch von einer universalistischen Auffassung der Psychologie für die Einheit des Kulturbewußtseins: was bleibt dann noch für eine wahrhafte Richtung der Kultur übrig, sofern deren Wahrhaftigkeit und wissenschaftliche Reinheit in der Erzeugung und Bezeugung eines besonderen, eigentümlichen Inhalts der Kultur sich zu vollziehen hat?

Bleibt etwas Anderes übrig als das Problem von den Göttern? Oder soll man etwa einfach fortfahren: das Problem von Gott? Handelt es sich dabei lediglich um den Unterschied von Mehrheit und Einheit? Es zeigt ein sehr oberflächliches Verständnis von der Bedeutung des Monotheismus, von seinem Begriffe und seiner spezifischen Differenz vom Polytheismus aller Art, wenn man in einem Athemzuge des Gedankens vermeint sagen zu dürfen: die Götter und Gott. Die tiefste Kluft, welche in der gesamten Kultur zu erspähen sein dürfte, trennt diese beiden Begriffe von einander.

Wie wenig man in das Verständnis des eigentlichen Sinnes des Monotheismus eingedrungen ist, das hat sich jetzt wieder bei dem wieder angefochtenen Prioritätsstreit zwischen Israel und Babylon gezeigt. Mit einer nur durch den zeitgemäßen Judenhaß erklärlichen Naivetät gibt man sich den Anschein eines historischen Interesses, welches zu inaugurieren sei, während es seit langer Zeit schon bei keinem Kundigen gefehlt hat. Selbst innerhalb der griechischen Mythenwelt hat man bei Dichtern und Philosophen die Keime des Monotheismus anerkannt. Aber nicht um den Unterschied der Einheit von der Mehrheit handelt es sich, noch auch um den Unterschied, welchen etwa ein oberster Gott und ein höchster gegenüber dem Chorus der Götter bildet; denn der echte geschichtliche Geist müßte daraufhin weiter fragen: worauf beruht denn aber dieser Unterschied der Einheit von der Mehrheit und von der Ueberordnung, wenn anders er nicht blos der Gewohnheit des Zählens und des Ordnens entsprungen ist; wenn anders er in dem Begriffe der Gottheit einen sachlichen Unterschied bedeutet? Wenn aber die Frage so nicht gestellt wird, so wird sie nicht in wahrhaft geschichtlichem Geiste, sondern nur in schablonenhafter Entwicklungstechnik auf den Ursprung des Monotheismus gerichtet.

Die Propheten Israels haben dem Gedanken von der Einheit Gottes die Eigenart begründet.

Daher dürfen sie im begrifflichen Sinne als die Urheber des Monotheismus bezeichnet werden. Sicherlich muß auch für sie eine Entwicklung angenommen werden, nicht nur für ihre Reihenfolge, sondern auch eine Vorstufe, von der aus sie selbst sich erheben konnten. Und vielleicht ist diese gerade in einer Entartung des Opfergedankens zu erkennen. Wir wissen heute, daß das Opfer ursprünglich ein Festmahl war, in dem der Mensch, die Sippe, der Stamm einen friedlichen Bund mit seinen Göttern schloß. Es trat aber eine Epoche ein, in welcher der Vertrag mit den Göttern nicht so einfach und verläßlich erschien, in der der Zorn und der Neid der Götter das zweifelnde Gemüt zu einer heftigen Erschütterung brachte, so daß die blutigen Gaben nicht mehr im Fleisch der Tiere zur Götterspeise gewählt wurden, sondern Menschenopfer erlesener erschienen; in der überhaupt das Opfer nicht mehr als die zuverlässige Gabe betrachtet wurde, die Gunst der Götter zu erwerben, sondern als der zaghafte Versuch, ihre Rache zu versöhnen. Immerhin zeigt sich in dieser unschmeichelhaften Vorstellung von den Göttern doch das auftauchende Gefühl für einen Mangel, ein Unrecht im eigenen Wesen und Verhalten, für das die Rache gefürchtet wurde. Diese selbst ist daher schon eine Korrektur des ursprünglichen Neides der Götter.

Man darf daher vielleicht annehmen, daß an diese Stufe des mythischen Bewußtseins der erste Prophet, von dem Schriftliches vorliegt, angeknüpft habe. Die Angst des Bewußtseins bildet die Vorbereitung für seine Predigt. Aber während die Menschen seiner Zeit immer nur auf ihren Stammgott den Blick richten, so will Amos sie von dem Hinblick auf diesen ihren Gott abwendig machen. Das ist nicht etwa eine Paradoxie; darauf kam es von vornherein an, und dabei muß es für alle Folgezeit bleiben.

Nicht darf der Blick auf die Linie geheftet bleiben, deren einen Grenzpunkt das Ich und den andern der Gott bildet; sondern ein anderes, ein ganz anderes Verhältnis muß in die Blicklinie

eintreten: das Verhältnis des Ich zum Mitmenschen. Diese andere Richtung führt der Prophet in das Bewußtsein des Menschen ein. Dieser Ausdruck ist freilich ungenau: der Prophet bringt das Verhältnis des Ich zum Mitmenschen nicht zur Herrschaft im Bewußtsein seines Zeitalters; aber er gewöhnt in seiner ewigen literarischen Wirksamkeit die Menschen daran, diese Richtung auf das Verhältnis der Menschen zu einander einzuschlagen, wofern sie den Weg zu Gott suchen wollen. Nicht von Gott rückwärts zu den Menschen, sondern von den Menschen aufwärts zu Gott.

Micha hat es in dem Ausspruch, der zwar viel zitiert wird, aber nicht tief genug verstanden werden kann, präzis formuliert, worin der Unterschied des neuen Gottes von den alten Göttern besteht: „Er hat dir verkündet, o Mensch, was gut ist.“ Nicht darein setzt der Prophet die Offenbarung seines Gottes, daß dieser sein göttliches Wesen dem Menschen kundgetan hätte; das ist nicht der Sinn noch der Inhalt der göttlichen Botschaft; in seinem eigenen Wesen liegt nicht die Bedeutung Gottes für den Menschen. Was gut sei, das hat Gott kundzutun, und das hat er kundgetan. Wenn es sich aber um das Gute handelt, so handelt es sich nicht um Gott, außer sofern es von ihm ausgeht, von ihm kundgetan wird. Bei dem Guten handelt es sich um den Menschen. Daher ist diese Apostrophe: „o Mensch“ hier so innerlich bedeutsam. Wo das Gute kundgetan wird, da wird der Mensch angesprochen. Und das allein erscheint jetzt als die Aufgabe Gottes: den Menschen anzusprechen, und was gut sei, ihm zu künden.

Wo in aller Welt fände sich in den Mythen ein solcher Satz: die Götter oder einer derselben künden den Menschen, was gut sei? Glück oder Unglück, Sieg oder Untergang verkünden sie, oder lassen es verkündigen; das Gute aber haben die griechischen Philosophen nicht in Delphi sich offenbaren lassen; diesen Begriff haben sie erdacht, und darin besteht ihre

Philosophie Wie aber die Philosophen den Begriff des Guten erdacht haben, so die Propheten den Gedanken des Guten. Zwischen Begriff und Gedanke oder „Gesicht“ besteht ein Unterschied; aber gemeinsam ist Beiden ihre Ursprünglichkeit: daß sie, die Einen ihren Begriff, die Anderen ihren Gedanken, auch in der Form des Gesichts, dem Mythos nicht entnommen haben wollen. Der Mythos ist festgebannt auf das Verhältnis zwischen Mensch und Gott; der prophetische Gedanke Gottes entsteht auf Grund des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch. Von dieser Stufenleiter erst erhebt sich die Beziehung auf Gott.

Nun entsteht aber innerhalb der Kultur eine schwierige Kollision. Denn dieses Verhältnis von Mensch und Mensch in seiner Ausschließlichkeit und Zulänglichkeit ist es, was die gebildete Menschheit sich gewöhnt hat, Sittlichkeit zu nennen. Wie sehr immer die Religion der Sittlichkeit den Rang streitig machen mochte, wie eifrig sie darauf bestand, keine Sittlichkeit außerhalb ihres eigenen Gebietes, außer durch sie selbst als möglich anzuerkennen, so ist es doch aus der Schule der griechischen Philosophie her in das Bewußtsein der Menschen übergegangen, daß die Sittlichkeit in erster Linie die Verhältnisse unter den Menschen zu bedeuten und zu verwalten habe. Die Götter bleiben darum nicht außer allem Betracht, aber sie kommen hinterher. Bei den Propheten vollzog sich, fügte sich eine andere Ordnung der Gedanken. Sie hatten zu allererst das Interesse der Menschen abzulenken von der Sorge um die Götter; sie hatten auf die Menschen selbst die Einkehr zu lehren. Indem sie dadurch aber von dem Grundgedanken der Sittlichkeit ergriffen waren, von dem Gedanken des Guten, der unter den Menschen aufzurichten sei, so kamen sie auf die Entdeckung vom eigentlichen Sinn des einzigen Gottes. Das Gute zu stiften, das ist nicht die Sache der Götter; dazu bedarf es einer neuen Gottheit, einer neuen Art von Gott; diese neue Art bedeutet die Einheit Gottes.

Wir brauchen jetzt nicht sogleich auf das Verhältnis

dieser Einheit Gottes zur Einheit im Menschen und unter den Menschen einzugehen. Das sind Folgerungen, die sich Jedermann unmittelbar ergeben: daß so aus der Einheit Gottes erstlich die Einheit im Wesen des Menschen und sodann die Einheit des Menschengeschlechts sich herausgebildet hat. Besonders was den letztern Punkt betrifft, so ist es der Bibelkritik der evangelischen Kathedertheologie nicht innig genug zu danken, daß sie diesen Zusammenhang zwischen der Einheit Gottes und der Einheit des Menschengeschlechts von neuem nachgewiesen und anerkannt, und somit das blöde Vorurteil von dem Partikularismus des Judentums und von seinem Nationalgotte zurückgewiesen hat.

Damit ist jedoch nur die erste Stufe zu einem echten Verständnis des Judentums beschritten. Die nächste Folge muß die Frage betreffen, die wir an diesem Punkte erörtern. Wir sahen bisher, daß der Gedanke des einzigen Gottes in dem Gedanken der Sittlichkeit, in dem Gedanken des Guten zur Entdeckung kam. Damit ist die Religion entstanden; die Religion im Unterschiede vom Mythos.

Was ist sonach der Unterschied zwischen Religion und Mythos? Wir brauchen uns jetzt nicht auf die Betrachtung des Unterschiedes einzulassen, der zwischen Mythos, Sage und Poesie besteht. Die Poesie insbesondere gehört schon der Kultur an; den Mythos dagegen betrachten wir seinem psychologischen Wesen nach stets als ein Urelement, also als ein Vorelement der Kultur; wie sehr dieses immer in die Kultur selbst noch hineinwachsen mag. Auch zwischen dem Mythos und der Religion interessiert uns hier kein psychologischer Unterschied, sondern allein der sachliche. Die Religion will der Kultur angehören; der Mythos liegt vor der Kultur; was bleibt für den Unterschied zwischen der Religion und dem Mythos sonach übrig? Der Unterschied im Begriffe Gottes allein macht diesen Unterschied aus. Der Unterschied aber zwischen dem einzigen Gotte und den vielen Göttern liegt im Gedanken der Sittlichkeit. Der

einzige Gott hat die Aufgabe der Sittlichkeit. Darin liegt die Ursprünglichkeit, die Eigenart des neuen, des einzigen Gottes, daß er hervorgeht aus dem Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, hervorgeht aus dem Gedanken der Sittlichkeit.

Jetzt begreifen wir die Spannung, die innerhalb der Kultur zwischen Religion und Sittlichkeit entstehen konnte, entstehen mußte. Wie der Gedanke des Guten mit dem prophetischen Gotte entstand, so entstand er auch im Sokratischen Begriffe des Guten, in Platons „Idee des Guten." Und wenn wir oben sagten, daß für Sokrates und Platon die Götter hinterher kamen, so ist es vielleicht buchstäblicher zu verstehen, als der lokale Ausdruck es erscheinen läßt. Es ist eine recht müßige Frage, die althergebrachte über das Verhältnis der Platonischen Idee des Guten zu Gott; zu welchem Gotte: zu Zeus oder zu Apollon? um nicht gar etwa auf Dionysos zu raten.

Hier kommt es auf den Begriff an, auf die Erkenntnis; demgemäß aber auf den Zusammenhang der Idee des Guten mit den mathematischen Naturideen; also auf den Erkenntniswert der Idee auch für das Problem des Guten. Bei den Propheten hingegen schürt nicht der Trieb begrifflicher, wissenschaftlicher Erkenntnis; die wissenschaftliche Forschung liegt jenseits ihres Horizontes; sondern wie Dichter, wie Seher, die aus dem Opferwesen emportauchen, weissagen sie von dem Guten, das der einzige Gott den Menschen kündet. Diese Kunde ist nicht Wissenschaft, nicht Erkenntnis; denn sie wird nicht durch eine wie immer elementare methodische Forschung gewonnen; sie prägt sich daher auch nicht in Begriffen aus; sie bleibt ein Mischgebild des Denkens und des Dichtens. Das Lehrgedicht etwa gibt ihr ein ästhetisches Bürgerrecht.

Der prophetische Gedanke des Guten ist nicht und will nicht sein ein Begriff der Erkenntnis; mithin nicht ein Erzeugnis, ein Ergebnis der Erkenntnis, eines Denkens, welches von Grundlagen ausgeht und in regelrechten Folgerungen fortschreitet, sondern wie

aus einem Geheimnis heraus entspringt er. Der Prophet sucht zwar nach einer gewissen Klarheit darüber, wie er zu seiner Botschaft Gottes komme; aber es ist charakteristisch, daß es immer nur der sittliche Weg ist, auf den auch dabei seine Wißbegier gerät. Daher ist der Ausdruck „Last" so tief bezeichnend. Seine Botschaft fühlt er nicht als eine Befreiung seines Geistes, als eine Entfaltung, geschweige als eine Erhöhung seines Selbstbewußtseins; und auch nicht einmal als eine Befreiung seines Gefühls von der Last, die auf ihn drückt; sondern sie bleibt die Last, die auf ihn gelegt ist; der er sich nicht entledigt, indem er sie kundtut. Doch, wie bedeutsam hier immer die Unterschiede von allem sonstigen geistigen Schaffen sich noch ausdeuten lassen mögen, auf den Unterschied von der Erkenntnis kommt es letztlich an. Wenn nun in dieser prophetischen Sittlichkeit mit dem wahrhaft Einzigen Gotte die Religion entstanden ist, so steht sie im Unterschiede von der Erkenntnis der Wissenschaft. Und wenn in dieser prophetischen Religion des Einzigen Gottes der Gedanke der Sittlichkeit entstanden ist, so steht diese Sittlichkeit in Differenz mit der Sittlichkeit der Erkenntnis, mit der Sittlichkeit der griechischen Philosophie.

Dieser Unterschied muß fest und sicher eingehalten werden; ohne ihn gibt es keine Klarheit und keine Ehrlichkeit. Die Sittlichkeit der geistigen Kultur der Menschheit ist nicht auf dem Standpunkte der prophetischen Religion stehen geblieben; wie sehr wir sehen werden, daß sie inhaltlich einen Vorzug vor allen sittlichen Ideen der Kultur behauptet. Die Sittlichkeit ist im Gange der wissenschaftlichen Kultur und der geistigen Kultur überhaupt die Wege des Griechentums gegangen, sie ist Erkenntnis geworden und hat sich auf diesem Wege in Gegensatz und Widerspruch zur Religion mit deren Sittlichkeit gesetzt. Wir dürfen daher der Frage nicht ausweichen: worin unterscheidet sich die Religion mit ihrer Sittlichkeit von der Sittlichkeit der Philosophie? Worin liegt der Unterschied zwischen Religion und Ethik?

Es muß seltsam erscheinen, wenn wir in den Begriff Gottes selbst diesen Unterschied setzen; seltsam aus beiden Gesichtspunkten: aus dem der Ethik, wie aus dem der Religion. Denn schon beim Ursprunge der griechischen Ethik verkannten wir nicht, daß die Götter nicht geleugnet wurden. Und den Gott der Propheten sahen wir grundsätzlich als den Gott der Sittlichkeit erstehen. Und dennoch soll im Begriffe Gottes der Unterschied zwischen Religion und Sittlichkeit, zwischen Religion und Ethik bestehen? Wir dürfen uns dennoch von dieser scharfen Grenze nicht ablenken lassen.

In keinem Zeitalter ist es von dem einigermaßen Unbefangenen verkannt und verheimlicht worden, daß der Religion, auch der höchsten, die man als solche annimmt, mythische Elemente beigemischt geblieben seien; auch im Christentum gesteht man das Fortwirken heidnischer Elemente zu. Man sollte aber fragen, wie dies möglich sei. Man sollte sich nicht mit der wohlfeilen Historik befriedigen, daß in allen geschichtlichen Bildungen ein Kampf gegensätzlicher Motive sich vollziehe. Jedenfalls müßte man darauf denken, das geschichtliche Wesen einer so reifen Kulturgestalt, welche das Christentum ist, tiefer ergründen zu können, wenn man die Frage auf diesen Quell ihrer Lebensimpulse richtet.

Auch wir meinen nun nicht, wenn wir auf einen genaueren Unterschied zwischen Religion und Mythos dringen, als derselbe bisher angenommen wird, damit die eine Religion, als mit dem Mythos behaftet, eine andere hingegen von ihm gänzlich befreit zu erkennen; sondern wir räumen bereitwillig ein, daß in allen Erscheinungsformen der positiven Religion Mythos sich forterhalten hat. Nichtsdestoweniger aber machen wir den Versuch, den Unterschied zwischen Judentum und Christentum mit Rücksicht auf die Beimischung des Mythos in dem Gottesbegriffe zu bestimmen; und darauf auch denjenigen Unterschied zwischen Judentum und Christentum zu präzisieren, der, wie in Bezug auf den Begriff der Religion, demgemäß auch in Bezug auf den Ausbau der Ethik zwischen Beiden besteht.

Bevor wir der Sache nähertreten, seien Vorurteile abgewiesen. Wir gehen nicht etwa von dem Gedanken aus, daß in der Trinität ein abgeschwächter Monotheismus, also eine Forterhaltung des Polytheismus vorliege. Denn uns könnte für diese Frage nur interessieren, ob das Problem der Sittlichkeit durch die Trinität verkümmert würde.

Auch von dem Gedanken werden wir nicht geleitet, daß durch die zwei Naturen in der Gottheit das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, entgegen dem prophetischen Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, stabiliert sei. Denn wir haben vor allem es anzuerkennen und durchzudenken, daß dadurch nur unmittelbarer und zwar zugleich im Sinne der griechischen Ethik, das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, weil im Menschen selbst, und weil dieser zugleich Gott sei, um so zuverlässiger begründet und festgestellt werden soll. Alle diese Erwägungen müssen jetzt zurücktreten.

Noch ein anderes Vorurteil muß aus dem Wege geräumt werden. Wir gehen darauf aus, ein Vorwalten des Mythos in der christlichen Gottesidee zu betrachten. Das scheint eine Schmähung zu sein. Der Schein fällt jedoch jenseits historischer, wie philosophischer Untersuchung. Die fortgeschrittene Einsicht würdigt jetzt das Wesen des Mythos besser. Er gilt jetzt nicht mehr lediglich als ein Vorelement, sondern durchaus als ein Urelement der Kultur. Und in vieler Hinsicht scheint die Kultur fortdauernd dieser mythischen Urkraft zu bedürfen. Wir brauchen hierfür nur an die Kunst zu denken, und zwar an alle Arten derselben, und nicht in letzter Stelle an die Poesie. Ja, selbst für eine ethische Fortbildung des religiösen Problems jenseit der Grenzen der Religion könnte es beinahe fraglich werden, ob man des mythischen Urmotivs für die Realität eines Gottes gänzlich und bis auf den letzten Rest entraten kann. Schon aus solchen Seitenblicken ergibt sich, daß uns die Absicht fernliegen muß, eine Religion verdächtigen und in ihrem Werte schmälern zu wollen, wenn wir die Präponderanz des Mythos in ihr fixieren zu müssen

glauben. Vielmehr wird damit auch ein geschichtlicher Ruhm zuerkannt.

Man muß vor allem hierbei auch bedenken, daß das Christentum aus einer Verbindung von Judentum und Griechentum nicht nur in dem Sinne hervorgegangen ist, daß diese Verbindung die von Monotheismus und Polytheismus bedeutet; sondern daß sie zugleich auch die Verbindung von Religion und griechischer Philosophie ausmacht. Das christliche Dogma, auch insofern es in dem Mythos wurzelt, ist durch die Dialektik der griechischen Philosophie hindurchgegangen, und sein Mythos ist als Philosophem zum Dogma umgeschmolzen worden. Darauf begründet sich, darin wurzelt die geschichtliche Kraft des Christentums, seine Urkraft und auch die Fortdauer seines geschichtlichen Vermögens. Es hat in seinem Ursprung die philosophischen Motive der griechischen Erkenntnis in sich aufgenommen, mit seinen religiösen Motiven verknüpft, und wegen dieser Verknüpfung eben der mythischen Motive sich nicht erwehren können.

Liegt doch auch die Vorstufe des Christentums innerhalb des griechischen Judentums schon auf dieser Verbindungslinie zwischen dem prophetischen Judentum und dem philosophischen Judentum, dem griechischen. Der Logos des Juden Philo ist in dieser Richtung entstanden; die größte Ablenkung, welche im Horizonte des Prophetismus denkbar ist: die Frage nach einem Mittler zwischen Gott und Mensch. Eine Profanierung der Transzendenz Gottes, wie sie innerhalb des prophetischen Monotheismus nicht schroffer erdacht werden kann. Ein Gott, der nur von außen stieße, nicht im innersten die Welt, die Menschenwelt bewegte; ein Gott, der nicht aus seinem Wesen heraus den Menschen angeht! Der Gott, der das Gute dem Menschen kündet, er bringt es ihm auch selbst, er leistet es ihm, wie er es ihm gewährleistet. Und dennoch hat auch das ägyptische Judentum der späteren Zeit dieser Versuchung des Griechentums nicht widerstehen können, sich nicht entziehen wollen. Mit dem Griechentum hat sich der Mythos wieder in die

Religion eingeschlichen, in der Kultur selbst sich wieder lebendig gemacht. Und so hat er sich im Christentum als Weltmacht ausgebreitet.

Das Judentum hat nicht nur einmal durch Philo den Einfluß des griechischen Geistes erfahren; auch im Mittelalter, als der Neuplatonismus wiedererweckt wurde, ist es besonders Salomo ibn Gabirol, der, ohne Bibel und Talmud zu zitieren, in seinem arabisch geschriebenen Werke Fons vitae den Spinozismus vor Spinoza begründete, indem er die Einheit Gottes als die Einheit der Substanz, auch als Materie, durchzuführen wagte. Es ist begreiflich, daß auch das philosophische Judentum sich von diesem Werke abwandte, obwohl sein Verfasser wegen der Fülle und der Innigkeit seiner synagogalen Poesien ein großes Ansehen genoß und behielt. Und es ist ebenso auch die historische Kuriosität verständlich, daß dieser jüdische Dichter-Philosoph unter seinem arabischen Autornamen Avicebron vom Anfange des 16. Jahrhunderts ab als Jude verschwinden, und bis zur Wiederentdeckung durch Salomon Munk als Muhammedaner gelten konnte. Obwohl der Monotheismus dem Zauber des Pantheismus auch im Judentum nicht immer und keineswegs grundsätzlich Widerstand leisten konnte, so läßt sich doch eine peinliche Bedachtsamkeit dieser Verlockung gegenüber in seiner inneren Geschichte erkennen. Das Christentum dagegen hat gerade in den Epochen seiner Vertiefung bis auf den jungen Luther hin aus diesen Motiven geschürft und neues Leben erweckt. Dies muß einen inneren Grund in dem spezifischen Begriffe dieser Religion haben.

Wenn wir diesem Begriffe nun auf den Grund kommen wollen, so ist es zweckmäßig, noch eine andere Tatsache in der Geschichte des philosophischen Judentums zu beachten. Im Zusammenhange mit der Philosophie des Islam wird die Lehre von den Attributen Gottes zum Grundproblem der religiösen Spekulation. Da ist es nun charakteristisch, daß alle namhaften Juden gegen die Attribute Gottes eintreten; iese Richtung wird in Maimunis Führer der

Verirrten (More Nebochim), dem klassischen Hauptwerk der jüdischen Religionsphilosophie, zur Vollendung gebracht. Das Nichtwissen der Attribute bedeutet das Nichtwissen des Wesens Gottes.

Man könnte zuerst versucht werden zu fragen: was für eine Religion soll das sein, in welcher das Nichtwissen von Gottes Wesen zum Fundamente wird? Es ist jedoch noch dringlicher die andere Frage: was für eine Philosophie mag das sein, in welcher das Nichtwissen zum Interesse und Inhalt der Erkenntnis wird?

Man kann nun aber an einem interessanten, wichtigen historischen Punkte die Bedeutung dieser Frage abschätzen. Nicolaus von Cues bezieht sich auf Maimonides in Bezug auf diese Theorie des Nichtwissens der Attribute. Er aber benutzt dieselbe für seine docta ignorantia, mit der er in moderner Originalität die Erkenntnis auf neuen Grundlagen aufbaut. Dieses Interesse leitet jedoch keineswegs die Theorie der arabischen Juden. Sie wollen nicht, wie Cusa, mittelst einer Skepsis eine Grundlegung der Erkenntnis beginnen, sondern ihnen handelt es sich vornehmlich um die Sicherstellung der Gottesidee gegenüber dem Unglauben, wie nicht minder gegenüber den falschen Glaubensarten. Und nun wird es entscheidend für das Wesen des jüdischen Monotheismus: was diese Dogmatiker des Judentums als Inhalt der Gotteserkenntnis ausschließlich bestehen lassen.

Wenn wir bisher sagten, daß jene Philosophen der Synagoge die Attribute Gottes bestreiten, so war dies ungenau: sie bestreiten nur diejenigen Attribute des göttlichen Wesens, welche nicht unmittelbar als Musterbegriffe der menschlichen Handlungen dienen können. Sie beschränken die Erkenntnis auf die Erkenntnis der „Attribute der Handlung." Nur diejenigen Attribute Gottes sollen Gegenstand der menschlichen, der religiösen Erkenntnis sein dürfen, welche das Wesen Gottes als das Urbild der Sittlichkeit bestimmen. Außerhalb dieses Interesses an der Sittlichkeit ist das Wesen Gottes unerforschlich,

d. h. nicht Gegenstand des philosophischen Interesses und ebensowenig des religiösen Glaubens.

Diese Position der jüdischen Dogmatik, welche durch die ganze Reihe dieser Klassiker hindurch behauptet wird, ist eine folgerichtige Fortführung der ursprünglichen Bedeutung des prophetischen Monotheismus. Gott hat sein Wesen ausschließlich in der Sittlichkeit. Er ist das Vorbild und das Urbild der Sittlichkeit, welche die Menschen in ihren Handlungen kraft ihrer Freiheit zu betätigen haben. Der Mensch selbst ist Herr seiner Sittlichkeit; er hat sie zu vollziehen, und daher auch zu verantworten. Gott kann ihm dabei beistehen; doch das ist schon ein Ausdruck, der an der Grenze der Popularität liegt. Genauer ist das Wort des Talmuds: daß die Gottesfurcht außerhalb der Sphäre der göttlichen Allmacht liegt. Nur als Ideal der menschlichen Handlung darf das Wesen Gottes gedacht werden. Nur diejenigen Attribute, in denen die Tugenden bezeichnet werden, dürfen als Attribute Gottes den Gegenstand der religiösen Erkenntnis Gottes bilden.

Die entscheidende Bedeutung, welche in dieser Grundrichtung des jüdischen Denkens für den Begriff des Judentums sich darstellt, ist dahin zu formulieren: daß dadurch der Mythos aus der Religion des Judentums ausgeschieden wurde.

Wir erkannten den tieferen Begriff des Mythos darin, daß er ein unmittelbares Verhältnis zwischen Mensch und Gott aufstellt und festhält. Wir erkannten weiter, daß die Propheten zur Entdeckung von der Bedeutung des einzigen Gottes dadurch gelangten, daß sie dieses direkte Verhältnis bekämpften, dagegen den Blick des Menschen auf seinen Nebenmenschen lenkten. Gott trat zurück; aber je inniger das Interesse am Mitmenschen wurde, und je dringlicher die Sorge wurde um den Ausbau und die Reinhaltung dieses Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch, desto freier, tiefer, heller wurde der Ausblick auf jenen Gott im Hintergrunde alles Bewußtseins. Dieses spezifische Merkmal, welches die Religion vom Mythos unterscheidet, hat sich im Judentum erhalten; denn es war der Grund-

begriff der Einheit Gottes, welcher dieses Fundament in Kraft erhielt. Der jüdische Monotheismus wäre zu Grunde gegangen, wenn dieses Motiv, dem es seinen Ursprung verdankt, hätte erschüttert werden können.

Das Wesen Gottes ist und bleibt das Wesen der menschlichen Sittlichkeit. Und dieses Wesen der menschlichen Sittlichkeit hat die strenge Bedeutung: daß der Mensch seine Sittlichkeit selbst sich zu erschaffen, zu erbauen, zu erhalten, und daher auch zu verantworten habe. Sie kann nicht von dem Wesen Gottes auf das Wesen des Menschen überfließen. Wie kosmisch, so wird auch ethisch jede Art der Emanation verpönt. Gott bedeutet nicht die Kraft, aus welcher der Mensch seine Sittlichkeit schöpfen kann, sondern lediglich das Musterbild, die Vorzeichnung, nach welcher er seine Handlungen einzurichten hat.

In diesem Sinne der Vorzeichnung ist auch die Vorschrift, der sogenannte Befehl zu verstehen; wenn anders er nicht einen plumpen Widerspruch gegen die Freiheit des Menschen bilden soll. Der Befehl, das Gesetz ist nur ein anderer Ausdruck für dieses Wesen Gottes, als das Urbild und Vorbild der menschlichen Sittlichkeit. Was Gottes Wesen sonst ausmachen mag, das kann ich nicht wissen; das will ich nicht wissen. Es entzieht sich meiner Fähigkeit, und ebensosehr meinem religiösen Interesse. Es gilt dafür das Wort Hiobs: „die Tiefe Gottes wolltest du erreichen?“ So erschöpft sich der jüdische Gottesbegriff in der ethischen Bedeutung der Gottesidee.

* *
*

Auf dieser Einschränkung beruht die Differenz zwischen Judentum und Christentum. Wiederum liegt es uns fern, die überall durchwirkende ethische Tendenz und Kraft der christlichen Gottesidee zu verkennen. Aber gerade in der sittlichen Grundbedeutung, die sie ins Werk setzt, prägt sich dieser Unterschied aus. Es ist der Grundgedanke des christlichen Monotheismus, der auf diese Tendenz hintreibt. Während im Judentum

das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch aufgerichtet wird, wogegen Gott in den Hintergrund des Ideals zurücktreten muß, wird im Christentum das unmittelbare Verhältnis zwischen Mensch und Gott wieder aufgerichtet.

Es wäre verkehrt, dies schlechthin als Heidentum zu bezeichnen; denn in der Trinität soll auch die Sittlichkeit des Menschen begründet und sichergestellt werden. Aber was in der allgemeinen Poesie geschichtsphilosophischer Betrachtung als ein hoher Vorzug des Christentums gepriesen wird, daß es die Unmittelbarkeit von Gott und Mensch herstellt und darstellt, dieses sein Grundmotiv erhält ebenso seinen Zusammenhang mit dem Mythos, wie es andererseits auch seine Verwandtschaft mit dem Pantheismus begründet. Für seine Dogmatik aber steht es außer allem Zweifel, daß sie in dieser mythischen Quelle ihren Grund hat.

Die Menschwerdung Gottes hat ihren tiefsten, auch für die Geschichte der Ethik fruchtbaren Grund sicherlich in dem Grundmotiv der Ethik: daß die Sittlichkeit das Werk des Menschen sein müsse. Sofern nun also Gott und Sittlichkeit als identisch gedacht werden, so muß eben Gott Mensch werden; man könnte versucht sein, zu sagen: er müsse von vornherein Mensch sein, wenn anders sittlich sein heißt Mensch sein.

Und ebenso ist es nicht etwa Beschönigung, wenn man auch umgekehrt es anzuerkennen bestrebt ist, daß der mystische Gedanke der Vereinigung des Menschen mit Gott in dieser Fassung seinen mächtigen Ausdruck erlangt: die Menschwerdung Gottes bedeutet das Gottwerden des Menschen. Und diese muß nicht nur den Sinn der absterbenden römischen Antike haben, in der das Gottwerden, die Vergottung, nicht nur, wie ehemals für den Heroenkultus, so nunmehr für die Kaiserverehrung zum Ceremonial der Politik gehörig wurde. Das Gottwerden ließ eine natürliche Idealisierung zu, und bedeutet in derselben die Läuterung und Erhebung zur höchsten, zur idealischen Sittlichkeit. Das alles bleibt unbestritten, und wird in jedem Sinne historischer Pietät anerkannt

und beherzigt. Dennoch aber müssen wir von hier aus zur Begriffsbestimmung der Religion an das Christentum die Sonde legen.

Je unbefangener wir diesen ethischen Kern in der christlichen Dogmatik zugestehen, desto klarer wird von hier aus die Differenz vom Judentum. Der Gott, der zugleich Mensch ist, ist eben nicht nur und nicht ausschließlich das Vorbild des Menschen. Daher ist es hier das Wesen Gottes, welches den eigenen Inhalt des Glaubens bildet. Freilich vollzieht sich dieses Wesen in der ganzen Geschichte seines Daseins nur unter dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit; aber es ist nicht der Gesichtspunkt der selbständigen menschlichen Sittlichkeit, durch den und auf den das Wesen Gottes eingeschränkt wird. Das ist das Erbteil des Mythos, welches im Christentum fortlebt. Nicht daß darum schon dieser Gottesbegriff unsittlich oder widersittlich würde; auch der Mythos hat die Tendenz zur Sittlichkeit; aber eine außersittliche Sphäre wird dadurch das Dogma zu beschreiben genötigt; wenn anders die Sittlichkeit auf der Freiheit beruhen muß. Es ist nicht erforderlich, daß wir zum Erweis dieses Gedankens die christliche Dogmatik durchgehen; es wird genügen, wenn wir ihren vornehmlichsten Grundbegriff betrachten.

Die zweite Person der Trinität figuriert als Erlöser. Wir können, um die Bedeutung dieses Punktes für unser Problem zu verstehen, sogar davon absehen, was sonst an mythischen Elementen die Menschwerdung enthält, wie insbesondere das Leiden, einschließlich gar des Sündigens. Auch den Opfertod Christi dürfen wir außer Betracht lassen, obwohl hierin deutlich genug der intimste Zusammenhang mit dem Mythos unverkennbar wird. Aber wir wollen, um der Sache tiefer auf den Grund zu kommen, nicht auf die oberflächlichen Momente unseren Blick heften.

Der eigentliche Sinn und Zweck dieses ganzen dogmatischen Gebäudes ist doch das Seelenheil des Menschen, mithin, wie man gemeinhin zu denken pflegt, seine Sittlichkeit. Die Frage ist aber eben, ob diese

beiden Begriffe sich decken; ob die Sittlichkeit des Menschen errichtet werden kann auf dem Grunde seiner göttlichen Erlösung. Und um diese Frage zu einer klaren Lösung zu bringen, wollen wir an einen Punkt anknüpfen, der oberhalb der religiösen Differenzen zwischen beiden Formen des Monotheismus liegt.

Zunächst haben wir wiederum zu erkennen, daß hier, und das wird ja als der spezifische Vorzug des Christentums ausgegeben und anerkannt, daß hierdurch das unmittelbare Verhältnis zwischen Mensch und Gott hergestellt wird; man bezeichnet es in einer schwankenden Fassung als das Verhältnis der Unmittelbarkeit. In dem letzteren Ausdruck liegt schon ein Werturteil des religiösen Bewußtseins; schlicht logisch ist dagegen die Sache, auf die es ankommt, durch das unmittelbare Verhältnis bezeichnet. Damit ist gemeint, daß der Mensch durch Christus keines Gottes bedarf, um zu Gott zu gelangen. Dieser Tautologie wird jedoch dadurch ausgewichen, daß an zweiter Stelle für Gott die Sittlichkeit eintritt. Man bedarf also keines Gottes, um zur Sittlichkeit zu gelangen.

Indem man so die Tautologie im Gedanken der Unmittelbarkeit umgangen hat, kann man einen anderen Widerspruch zur Konsequenz erheben: Die Unmittelbarkeit soll nämlich den Mittler einschließen. Darum muß Gott zum Mittler werden, damit das Verhältnis zwischen Gott und Mensch unmittelbar werde. Dies ist die Differenz vom Judentum, die wir schon erwogen haben: im Judentum ist Gott nur Vorbild, nur Vorzeichnung, an der wir zu lernen haben, was Sittlichkeit sei. Wie sie in uns wirklich werde, dazu können wir keiner Vermittlung Gottes bedürfen; er würde sonst als ein direktes Glied zu uns in Verhältnis treten. Die Sittlichkeit kann nur und ausschließlich durch unsere eigene Handlung unsere Wirklichkeit werden. Gott bedeutet hierfür nur gleichsam die Möglichkeit des Musters und Schemas. Das Alles liegt schon in dem Gegensatze zum Mythos, den wir zu Grunde gelegt haben.

Jetzt aber gilt es, ein anderes Moment aus dem

Dogma der Erlösung herzuleiten. Der tiefste Gehalt dieses Dogmas liegt in der Beziehung, die es für das menschliche Individuum aufstellt. Aus seiner Sünde heraus wird das Individuum ausgegraben, damit es durch die Erlösung das Seelenheil als Individuum, als sittliches Individuum — wir wollen es an dieser Stelle so zugeben — erlangen kann. Je tiefer so das sittliche Individuum begründet wird, desto enger schließt sich das Verhältnis zwischen ihm und seinem Gotte. Und das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch?

Dieses Verhältnis tritt als Problem, geschweige als einziges, zurück. Und sofern es latent bleiben muß, so gilt seine Lösung als immanent in der Erlösung des Individuums. Damit aber richtet sich eine große Schranke auf. Denn wo die Erkenntnis dieser Lösung fehlt, die Glaube genannt wird, und zwar selbst in der tiefst möglichen Bedeutung des Wortes, — wie steht es da um die Lösung jenes andern Problems? Es eröffnet sich bei dieser Frage sogleich der weite Horizont der Glaubenskämpfe der religiösen Menschheit. Und wir erkennen, wie unvermeidlich und unaufhörlich er den Schauplatz der Geschichte beherrschen muß.

Die Erkenntnis des göttlichen Wesens, und zwar diese bestimmte Form und dieser unabänderliche Inhalt der Gotteserkenntnis ist nunmehr zur Grundbedingung der menschlichen Sittlichkeit erhoben. Und je mehr diese Gotteserkenntnis sich zugleich als Gottesliebe fühlt, desto leidenschaftlicher wird der Glaubenskampf, der Kampf um die Erkenntnis und die Liebe Gottes. Es gilt daher nicht als Einschränkung der Menschenliebe, des Menschentums überhaupt, daß diese Grundbedingung festgelegt wird; denn auf anderem Wege ist die Sittlichkeit nicht zu erdenken, geschweige zu verwirklichen als auf diesem Wege der Gotteserkenntnis, des Glaubens an das Wesen Gottes und an die göttliche Erlösung.

Und doch ist dies noch nicht das fundamentale, charakteristische Moment in dieser ganzen dogmatischen Veranstaltung: es liegt in dem, wie immer sittlichen,

Bevor wir der Sache nähertreten, seien Vorurteile abgewiesen. Wir gehen nicht etwa von dem Gedanken aus, daß in der Trinität ein abgeschwächter Monotheismus, also eine Forterhaltung des Polytheismus vorliege. Denn uns könnte für diese Frage nur interessieren, ob das Problem der Sittlichkeit durch die Trinität verkümmert würde.

Auch von dem Gedanken werden wir nicht geleitet, daß durch die zwei Naturen in der Gottheit das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, entgegen dem prophetischen Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, stabiliert sei. Denn wir haben vor allem es anzuerkennen und durchzudenken, daß dadurch nur unmittelbarer und zwar zugleich im Sinne der griechischen Ethik, das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, weil im Menschen selbst, und weil dieser zugleich Gott sei, um so zuverlässiger begründet und festgestellt werden soll. Alle diese Erwägungen müssen jetzt zurücktreten.

Noch ein anderes Vorurteil muß aus dem Wege geräumt werden. Wir gehen darauf aus, ein Vorwalten des Mythos in der christlichen Gottesidee zu betrachten. Das scheint eine Schmähung zu sein. Der Schein fällt jedoch jenseits historischer, wie philosophischer Untersuchung. Die fortgeschrittene Einsicht würdigt jetzt das Wesen des Mythos besser. Er gilt jetzt nicht mehr lediglich als ein Vorelement, sondern durchaus als ein Urelement der Kultur. Und in vieler Hinsicht scheint die Kultur fortdauernd dieser mythischen Urkraft zu bedürfen. Wir brauchen hierfür nur an die Kunst zu denken, und zwar an alle Arten derselben, und nicht in letzter Stelle an die Poesie. Ja, selbst für eine ethische Fortbildung des religiösen Problems jenseit der Grenzen der Religion könnte es beinahe fraglich werden, ob man des mythischen Urmotivs für die Realität eines Gottes gänzlich und bis auf den letzten Rest entraten kann. Schon aus solchen Seitenblicken ergibt sich, daß uns die Absicht fernliegen muß, eine Religion verdächtigen und in ihrem Werte schmälern zu wollen, wenn wir die Präponderanz des Mythos in ihr fixieren zu müssen

glauben. Vielmehr wird damit auch ein geschichtlicher Ruhm zuerkannt.

Man muß vor allem hierbei auch bedenken, daß das Christentum aus einer Verbindung von Judentum und Griechentum nicht nur in dem Sinne hervorgegangen ist, daß diese Verbindung die von Monotheismus und Polytheismus bedeutet; sondern daß sie zugleich auch die Verbindung von Religion und griechischer Philosophie ausmacht. Das christliche Dogma, auch insofern es in dem Mythos wurzelt, ist durch die Dialektik der griechischen Philosophie hindurchgegangen, und sein Mythos ist als Philosophem zum Dogma umgeschmolzen worden. Darauf begründet sich, darin wurzelt die geschichtliche Kraft des Christentums, seine Urkraft und auch die Fortdauer seines geschichtlichen Vermögens. Es hat in seinem Ursprung die philosophischen Motive der griechischen Erkenntnis in sich aufgenommen, mit seinen religiösen Motiven verknüpft, und wegen dieser Verknüpfung eben der mythischen Motive sich nicht erwehren können.

Liegt doch auch die Vorstufe des Christentums innerhalb des griechischen Judentums schon auf dieser Verbindungslinie zwischen dem prophetischen Judentum und dem philosophischen Judentum, dem griechischen. Der Logos des Juden Philo ist in dieser Richtung entstanden; die größte Ablenkung, welche im Horizonte des Prophetismus denkbar ist: die Frage nach einem Mittler zwischen Gott und Mensch. Eine Profanierung der Transzendenz Gottes, wie sie innerhalb des prophetischen Monotheismus nicht schroffer erdacht werden kann. Ein Gott, der nur von außen stieße, nicht im innersten die Welt, die Menschenwelt bewegte; ein Gott, der nicht aus seinem Wesen heraus den Menschen angeht! Der Gott, der das Gute dem Menschen kündet, er bringt es ihm auch selbst, er leistet es ihm, wie er es ihm gewährleistet. Und dennoch hat auch das ägyptische Judentum der späteren Zeit dieser Versuchung des Griechentums nicht widerstehen können, sich nicht entziehen wollen. Mit dem Griechentum hat sich der Mythos wieder in die

Religion eingeschlichen, in der Kultur selbst sich wieder lebendig gemacht. Und so hat er sich im Christentum als Weltmacht ausgebreitet.

Das Judentum hat nicht nur einmal durch Philo den Einfluß des griechischen Geistes erfahren; auch im Mittelalter, als der Neuplatonismus wiedererweckt wurde, ist es besonders Salomo ibn Gabirol, der, ohne Bibel und Talmud zu zitieren, in seinem arabisch geschriebenen Werke Fons vitae den Spinozismus vor Spinoza begründete, indem er die Einheit Gottes als die Einheit der Substanz, auch als Materie, durchzuführen wagte. Es ist begreiflich, daß auch das philosophische Judentum sich von diesem Werke abwandte, obwohl sein Verfasser wegen der Fülle und der Innigkeit seiner synagogalen Poesien ein großes Ansehen genoß und behielt. Und es ist ebenso auch die historische Kuriosität verständlich, daß dieser jüdische Dichter-Philosoph unter seinem arabischen Autornamen Avicebron vom Anfange des 16. Jahrhunderts ab als Jude verschwinden, und bis zur Wiederentdeckung durch Salomon Munk als Muhammedaner gelten konnte. Obwohl der Monotheismus dem Zauber des Pantheismus auch im Judentum nicht immer und keineswegs grundsätzlich Widerstand leisten konnte, so läßt sich doch eine peinliche Bedachtsamkeit dieser Verlockung gegenüber in seiner inneren Geschichte erkennen. Das Christentum dagegen hat gerade in den Epochen seiner Vertiefung bis auf den jungen Luther hin aus diesen Motiven geschürft und neues Leben erweckt. Dies muß einen inneren Grund in dem spezifischen Begriffe dieser Religion haben.

Wenn wir diesem Begriffe nun auf den Grund kommen wollen, so ist es zweckmäßig, noch eine andere Tatsache in der Geschichte des philosophischen Judentums zu beachten. Im Zusammenhange mit der Philosophie des Islam wird die Lehre von den Attributen Gottes zum Grundproblem der religiösen Spekulation. Da ist es nun charakteristisch, daß alle namhaften Juden gegen die Attribute Gottes eintreten; und diese Richtung wird in Maimunis Führer der

Verirrten (More Nebochim), dem klassischen Hauptwerk der jüdischen Religionsphilosophie, zur Vollendung gebracht. Das Nichtwissen der Attribute bedeutet das Nichtwissen des Wesens Gottes.

Man könnte zuerst versucht werden zu fragen: was für eine Religion soll das sein, in welcher das Nichtwissen von Gottes Wesen zum Fundamente wird? Es ist jedoch noch dringlicher die andere Frage: was für eine Philosophie mag das sein, in welcher das Nichtwissen zum Interesse und Inhalt der Erkenntnis wird?

Man kann nun aber an einem interessanten, wichtigen historischen Punkte die Bedeutung dieser Frage abschätzen. Nicolaus von Cues bezieht sich auf Maimonides in Bezug auf diese Theorie des Nichtwissens der Attribute. Er aber benutzt dieselbe für seine docta ignorantia, mit der er in moderner Originalität die Erkenntnis auf neuen Grundlagen aufbaut. Dieses Interesse leitet jedoch keineswegs die Theorie der arabischen Juden. Sie wollen nicht, wie Cusa, mittelst einer Skepsis eine Grundlegung der Erkenntnis beginnen, sondern ihnen handelt es sich vornehmlich um die Sicherstellung der Gottesidee gegenüber dem Unglauben, wie nicht minder gegenüber den falschen Glaubensarten. Und nun wird es entscheidend für das Wesen des jüdischen Monotheismus: was diese Dogmatiker des Judentums als Inhalt der Gotteserkenntnis ausschließlich bestehen lassen.

Wenn wir bisher sagten, daß jene Philosophen der Synagoge die Attribute Gottes bestreiten, so war dies ungenau: sie bestreiten nur diejenigen Attribute des göttlichen Wesens, welche nicht unmittelbar als Musterbegriffe der menschlichen Handlungen dienen können. Sie beschränken die Erkenntnis auf die Erkenntnis der „Attribute der Handlung.“ Nur diejenigen Attribute Gottes sollen Gegenstand der menschlichen, der religiösen Erkenntnis sein dürfen, welche das Wesen Gottes als das Urbild der Sittlichkeit bestimmen. Außerhalb dieses Interesses an der Sittlichkeit ist das Wesen Gottes unerforschlich,

d. h. nicht Gegenstand des philosophischen Interesses und ebensowenig des religiösen Glaubens.

Diese Position der jüdischen Dogmatik, welche durch die ganze Reihe dieser Klassiker hindurch behauptet wird, ist eine folgerichtige Fortführung der ursprünglichen Bedeutung des prophetischen Monotheismus. Gott hat sein Wesen ausschließlich in der Sittlichkeit. Er ist das Vorbild und das Urbild der Sittlichkeit, welche die Menschen in ihren Handlungen kraft ihrer Freiheit zu betätigen haben. Der Mensch selbst ist Herr seiner Sittlichkeit; er hat sie zu vollziehen, und daher auch zu verantworten. Gott kann ihm dabei beistehen; doch das ist schon ein Ausdruck, der an der Grenze der Popularität liegt. Genauer ist das Wort des Talmuds: daß die Gottesfurcht außerhalb der Sphäre der göttlichen Allmacht liegt. Nur als Ideal der menschlichen Handlung darf das Wesen Gottes gedacht werden. Nur diejenigen Attribute, in denen die Tugenden bezeichnet werden, dürfen als Attribute Gottes den Gegenstand der religiösen Erkenntnis Gottes bilden.

Die entscheidende Bedeutung, welche in dieser Grundrichtung des jüdischen Denkens für den Begriff des Judentums sich darstellt, ist dahin zu formulieren: daß dadurch der Mythos aus der Religion des Judentums ausgeschieden wurde.

Wir erkannten den tieferen Begriff des Mythos darin, daß er ein unmittelbares Verhältnis zwischen Mensch und Gott aufstellt und festhält. Wir erkannten weiter, daß die Propheten zur Entdeckung von der Bedeutung des einzigen Gottes dadurch gelangten, daß sie dieses direkte Verhältnis bekämpften, dagegen den Blick des Menschen auf seinen Nebenmenschen lenkten. Gott trat zurück; aber je inniger das Interesse am Mitmenschen wurde, und je dringlicher die Sorge wurde um den Ausbau und die Reinhaltung dieses Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch, desto freier, tiefer, heller wurde der Ausblick auf jenen Gott im Hintergrunde alles Bewußtseins. Dieses spezifische Merkmal, welches die Religion vom Mythos unterscheidet, hat sich im Judentum erhalten; denn es war der Grund-

begriff der Einheit Gottes, welcher dieses Fundament in Kraft erhielt. Der jüdische Monotheismus wäre zu Grunde gegangen, wenn dieses Motiv, dem es seinen Ursprung verdankt, hätte erschüttert werden können.

Das Wesen Gottes ist und bleibt das Wesen der menschlichen Sittlichkeit. Und dieses Wesen der menschlichen Sittlichkeit hat die strenge Bedeutung: daß der Mensch seine Sittlichkeit selbst sich zu erschaffen, zu erbauen, zu erhalten, und daher auch zu verantworten habe. Sie kann nicht von dem Wesen Gottes auf das Wesen des Menschen überfließen. Wie kosmisch, so wird auch ethisch jede Art der Emanation verpönt. Gott bedeutet nicht die Kraft, aus welcher der Mensch seine Sittlichkeit schöpfen kann, sondern lediglich das Musterbild, die Vorzeichnung, nach welcher er seine Handlungen einzurichten hat.

In diesem Sinne der Vorzeichnung ist auch die Vorschrift, der sogenannte Befehl zu verstehen; wenn anders er nicht einen plumpen Widerspruch gegen die Freiheit des Menschen bilden soll. Der Befehl, das Gesetz ist nur ein anderer Ausdruck für dieses Wesen Gottes, als das Urbild und Vorbild der menschlichen Sittlichkeit. Was Gottes Wesen sonst ausmachen mag, das kann ich nicht wissen; das will ich nicht wissen. Es entzieht sich meiner Fähigkeit, und ebensosehr meinem religiösen Interesse. Es gilt dafür das Wort Hiobs: „die Tiefe Gottes wolltest du erreichen?“ So erschöpft sich der jüdische Gottesbegriff in der ethischen Bedeutung der Gottesidee.

* *
*

Auf dieser Einschränkung beruht die Differenz zwischen Judentum und Christentum. Wiederum liegt es uns fern, die überall durchwirkende ethische Tendenz und Kraft der christlichen Gottesidee zu verkennen. Aber gerade in der sittlichen Grundbedeutung, die sie ins Werk setzt, prägt sich dieser Unterschied aus. Es ist der Grundgedanke des christlichen Monotheismus, der auf diese Tendenz hintreibt. Während im Judentum

beiden Begriffe sich decken; ob die Sittlichkeit des Menschen errichtet werden kann auf dem Grunde seiner göttlichen Erlösung. Und um diese Frage zu einer klaren Lösung zu bringen, wollen wir an einen Punkt anknüpfen, der oberhalb der religiösen Differenzen zwischen beiden Formen des Monotheismus liegt.

Zunächst haben wir wiederum zu erkennen, daß hier, und das wird ja als der spezifische Vorzug des Christentums ausgegeben und anerkannt, daß hierdurch das unmittelbare Verhältnis zwischen Mensch und Gott hergestellt wird; man bezeichnet es in einer schwankenden Fassung als das Verhältnis der Unmittelbarkeit. In dem letzteren Ausdruck liegt schon ein Werturteil des religiösen Bewußtseins; schlicht logisch ist dagegen die Sache, auf die es ankommt, durch das unmittelbare Verhältnis bezeichnet. Damit ist gemeint, daß der Mensch durch Christus keines Gottes bedarf, um zu Gott zu gelangen. Dieser Tautologie wird jedoch dadurch ausgewichen, daß an zweiter Stelle für Gott die Sittlichkeit eintritt. Man bedarf also keines Gottes, um zur Sittlichkeit zu gelangen.

Indem man so die Tautologie im Gedanken der Unmittelbarkeit umgangen hat, kann man einen anderen Widerspruch zur Konsequenz erheben: Die Unmittelbarkeit soll nämlich den Mittler einschließen. Darum muß Gott zum Mittler werden, damit das Verhältnis zwischen Gott und Mensch unmittelbar werde. Dies ist die Differenz vom Judentum, die wir schon erwogen haben: im Judentum ist Gott nur Vorbild, nur Vorzeichnung, an der wir zu lernen haben, was Sittlichkeit sei. Wie sie in uns wirklich werde, dazu können wir keiner Vermittlung Gottes bedürfen; er würde sonst als ein direktes Glied zu uns in Verhältnis treten. Die Sittlichkeit kann nur und ausschließlich durch unsere eigene Handlung unsere Wirklichkeit werden. Gott bedeutet hierfür nur gleichsam die Möglichkeit des Musters und Schemas. Das Alles liegt schon in dem Gegensatze zum Mythos, den wir zu Grunde gelegt haben.

Jetzt aber gilt es, ein anderes Moment aus dem

Dogma der Erlösung herzuleiten. Der tiefste Gehalt dieses Dogmas liegt in der Beziehung, die es für das menschliche Individuum aufstellt. Aus seiner Sünde heraus wird das Individuum ausgegraben, damit es durch die Erlösung das Seelenheil als Individuum, als sittliches Individuum — wir wollen es an dieser Stelle so zugeben — erlangen kann. Je tiefer so das sittliche Individuum begründet wird, desto enger schließt sich das Verhältnis zwischen ihm und seinem Gotte. Und das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch?

Dieses Verhältnis tritt als Problem, geschweige als einziges, zurück. Und sofern es latent bleiben muß, so gilt seine Lösung als immanent in der Erlösung des Individuums. Damit aber richtet sich eine große Schranke auf. Denn wo die Erkenntnis dieser Lösung fehlt, die Glaube genannt wird, und zwar selbst in der tiefst möglichen Bedeutung des Wortes, — wie steht es da um die Lösung jenes andern Problems? Es eröffnet sich bei dieser Frage sogleich der weite Horizont der Glaubenskämpfe der religiösen Menschheit. Und wir erkennen, wie unvermeidlich und unaufhörlich er den Schauplatz der Geschichte beherrschen muß.

Die Erkenntnis des göttlichen Wesens, und zwar diese bestimmte Form und dieser unabänderliche Inhalt der Gotteserkenntnis ist nunmehr zur Grundbedingung der menschlichen Sittlichkeit erhoben. Und je mehr diese Gotteserkenntnis sich zugleich als Gottesliebe fühlt, desto leidenschaftlicher wird der Glaubenskampf, der Kampf um die Erkenntnis und die Liebe Gottes. Es gilt daher nicht als Einschränkung der Menschenliebe, des Menschentums überhaupt, daß diese Grundbedingung festgelegt wird; denn auf anderem Wege ist die Sittlichkeit nicht zu erdenken, geschweige zu verwirklichen als auf diesem Wege der Gotteserkenntnis, des Glaubens an das Wesen Gottes und an die göttliche Erlösung.

Und doch ist dies noch nicht das fundamentale, charakteristische Moment in dieser ganzen dogmatischen Veranstaltung: es liegt in dem, wie immer sittlichen,

Begriffe des Individuums selbst. Nicht dieses darf den Zielpunkt bilden, wie es eben auch nicht den Ausgangspunkt bilden darf. Wenn von vornherein das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch das ausschließliche Problem der Religion bildet, so wird der Mensch eben nicht in erster Linie und seines eigenen Seelenheils wegen vornehmlich als Individuum gedacht, sondern von vornherein in der Linie der Menschheit. Damit aber wird unmittelbar die Differenz vom Mythos schroff und sicher. Mit der Menschheit hat der Mythos nichts gemein. Ihn interessiert höchstens das Geschlecht, der Stamm, die Nation; auf die Menschheit hat kein heidnischer Mythos jemals den Blick gerichtet.

Die Idee der Menschheit ist daher auch nicht in der griechischen Philosophie aufgegangen, die in der platonischen Tiefe selbst mit dem Mythos der vaterländischen Götter verwachsen blieb; wenngleich der Delphische Gott, wie wir es schon beachtet haben, seine Strahlen nach dieser Einheit aussendete. Die Idee der Menschheit ist die Frucht der Einheit Gottes. Und nur weil die Propheten vermocht haben, der mythischen Korrelation zwischen Mensch und Gott zu trotzen, und dagegen die Korrelation zwischen Mensch und Mensch einwurzelten in den Mutterboden der prophetischen Religion, nur durch die Einheit Gottes, welche sie dadurch zur Wahrheit machten, vermochten sie die Einheit des Menschengeschlechts, den höchsten, den letzten Gedanken der Sittlichkeit, zu entdecken.

Zu diesem Begriffe der Menschheit steht der Begriff des Individuums nicht in unmittelbarem, nicht in einem methodischen Zusammenhange, sofern es sich beim Individuum vornehmlich um sein Seelenheil handelt, und zwar auch wenn wir dasselbe mit seiner Sittlichkeit gleichsetzen dürften. Dadurch aber entsteht in der Geschichte des Monotheismus ein neues Moment, durch welches die Religion sich vom Mythos nicht nur negativ unterscheidet, sondern positiv abscheidet.

Diesen positiven Begriff in der Religion der Propheten bildet der Begriff des Messias. Auch

er hat seinen Ursprung im Mythos, denn er hängt sicherlich zusammen mit dem Urgedanken eines Weltuntergangs, der in mannigfachen Wendungen den Gedanken eines Strafgerichts der Götter ausprägt. Aber er verbindet sich hier mit dem streng sittlichen Gedanken, der eben die Religion vom Mythos abscheidet, nämlich mit dem des Strafgerichts wegen der Vergehungen, welche die Menschen mit einander, insbesondere die Reichen gegen die Armen verüben. Es sind nicht die Vergehungen etwa wegen Unterlassung des Opferdienstes gegen die Götter; sondern diese ganze Art von Gottesdienst wird in schroffen Widerspruch gesetzt zu dem Dienste der Sittlichkeit, als dem der Religion.

Ein zweiter geschichtlicher Ursprung liegt für den Begriff des Messias in der Politik. Hierin ist von vornherein eine innerliche Verbindung vorbereitet, sie brauchte nur ausgeführt zu werden. Das soziale Moment ist an sich ein politisches, sofern es die Glieder des Staates betrifft. Auf der Harmonie dieser Glieder beruht der Bestand des Staates nicht zum geringsten Teile. Und die Propheten sind die Anwälte der Armen und der niederen Stände gegen die Fürsten und die Reichen. Und sie vertrauen ihrem einzigen Gott, als dem „Vater der Waisen und Anwalt der Wittwen."

Freilich kann von den internationalen Verhältnissen nicht abgesehen werden. Die Propheten waren Politiker auch in diesem die auswärtigen Verhältnisse umspannenden Sinne. Je drohender der Untergang des Staates wurde, desto dringlicher verflocht sich der Tag des Gerichts mit dem Tage der Hoffnung. Der prophetische Patriot hat die Hoffnung für sein Volk, vielmehr für seinen Gott, für seine Religion zu einer sittlichen Kraft des Gemütes auszubilden vermocht. Es war in der Tat ein neues Vermögen, welches in dieser Hoffnung im Geiste des Propheten aufstieg. Die Griechen kennen diese Hoffnung nicht; bei ihren Dichtern selbst ist sie nur ein eitles Gelüsten, das sich auf die Phantasie der Selbstsucht bezieht. Die Hoffnung der Propheten dagegen geht und zielt auf eine ferne Zukunft ihres

Volkes, und in dieser auf eine Zukunft der Menschheit. Diese Hoffnung ist nicht eine Ausgeburt der Phantasie, noch die irgend eines natürlichen psychischen Hanges, sie ist das in folgerechtem Denken sich ausbauende Erzeugnis der eigensten sittlichen Richtung, der neuen Richtung auf die neue Sittlichkeit.

Worin besteht das Neue, so daß darin die Religion im Unterschiede vom Mythos sich befestigen konnte? Es ist die Menschheit im Unterschiede vom Individuum, welche diesen neuen Begriff der Sittlichkeit bildet. Daher ist auch das Auftauchen und das Erstarken eines neuen Zeitbegriffs für diese neue Richtung des Denkens so außerordentlich charakteristisch. Auch der Mythos hat eine Lichtseite zu dem Schreckensbild des Weltendes; diese liegt in der Vergangenheit, in welche ein goldenes Zeitalter verlegt wird. Es ist aber nicht allein dieser Unterschied zwischen Zukunft und Vergangenheit, der das Bild des messianischen Zeitalters charakterisiert; sondern ebenso bedeutsam ist der Unterschied von der Gegenwart.

Für den Geist der Naturerkenntnis konzentriert sich alles Interesse auf die Gegenwart; in ihrem Dasein ist alles Sein beschlossen; sie hat die Vergangenheit in sich aufgesogen. So lebt auch der Mensch unter dem ausschließlichen Einfluß dieser Richtung des Denkens gänzlich in der Gegenwart; sie stellt seine Wirklichkeit dar und fest. Das mythische Denken verfolgt diese Wirklichkeit allenfalls noch in eine Präexistenz zurück, und wo es eine Zukunft ersinnt für das Individuum, da ist diese eben nur eine Fortsetzung der Gegenwart oder eine Wiederholung der Vergangenheit, nicht aber eine neue Art des Daseins. Das sinnliche, wie das mythische Denken, bleibt eben auf das Individuum, oder auf die Mehrheit der Individuen, welche Stamm und Volk in der Wirklichkeit der Gegenwart bilden, beschränkt.

Ein ganz anderer Sinn liegt in dem Zukunftsbegriff, mittelst dessen die Propheten den Begriff des Messias ausgestaltet haben. Er ist der Sendbote ihres

Gottes durch ihr Volk an die Menschheit. Diese Menschheit ist noch keine Wirklichkeit auf Erden. Erst wenn alle Völker zusammenströmen werden zur einheitlichen Verehrung des Einzigen Gottes, erst in dieser Zukunft wird die Menschheit wirklich werden. Diese Zukunft ist daher kein Traumgebild, keine Phantasie der Dichtung, kein Rätselbild eines kühnen, über einen engen Nationalsinn hinausstrebenden Verlangens, in dem etwa nur ein politischer Eroberungssinn sich versteckt hielte. Diese Hoffnung ist der Zielgedanke einer neuen Richtung der Sittlichkeit.

Es ist eine Urform des sittlichen Idealismus, welche hier sich vollzieht. Nicht nur das soll wirklich sein, was die Gegenwart darbietet in Natur und Menschenwelt, sondern wirklich ist in eminentem Sinne das, was noch nicht wirklich ist, aber in der Hoffnung vorweggenommen, in der Schau der Hoffnung als Wirklichkeit gefordert wird. Hoffnung, Zukunft, Menschheit gehören zusammen; sie bilden den Protest gegen die alleinige Wirklichkeit der Gegenwart in Natur und Geschichte.

Wir sind damit auf die schon äußerlich schärfste Differenz zwischen Judentum und Christentum gekommen. Für das richtige Verständnis des Messianismus kann keine stärkere und gründlichere Hemmung ausgedacht werden, als welche in der falschen Uebersetzung des Messias durch Christus festgelegt ist. Denn Christus ist der Erlöser des Individuums, und nur dadurch kann und will er es auch für die Menschheit bedeuten. Der Messias dagegen ist der Erlöser der Menschheit, und nur dadurch kann und will er es für das Individuum werden.

Daß der Messias auch die Erlösung des Individuums zu seiner ausdrücklichen Aufgabe macht, daran ist kein Zweifel; Jeremia und Ezechiel haben den Begriff des Individuums in Sünde und Erlösung entdeckt. Aber wie es keinen tieferen Unterschied als den der Methode gibt, so ist sonach der Unterschied zwischen Christus und Messias der denkbar tiefste.

Nur von der Allheit der Menschheit aus kann das Individuum zu seinem sittlichen Heile gelangen. Die Zukunft der Menschheit, sie erst gewährleistet die Wirklichkeit des sittlichen Individuums. Bis zum Frieden in der Natur schwingt sich die sittliche Sehnsucht nach dieser Zukunft auf. Daher die grundsätzliche Bekämpfung des Krieges, als des geschichtlichen Götzendienstes. Es ist der echte, lebendige, wahrhaftige Geist der Geschichte, der Weltgeschichte in der Perspektive der Menschheit, der den Messianismus der prophetischen Religion leitet und prägnant macht. Das ist Urkraft der Sittlichkeit, und es ist letztes und höchstes Ziel der Sittlichkeit.

Es bedarf nur des kurzen Hinweises auf die Differenz, welche dagegen im Christusgedanken besteht. Wir brauchen nicht darauf einzugehen, daß es der ganzen Anlage des Dogmas gemäß vorzugsweise um das Individuum sich handelt, um seine Erlösung, seine Verwandlung, seine Wiedergeburt. Nur wie der Begriff der Zukunft sich demgemäß gestaltet, das sei kurz betrachtet. Es ist ein tiefer Sinn in dem ewigen Leben geborgen, das hierdurch errichtet wird. Fern sei es von uns, diesen tiefen Sinn verflüchtigen zu wollen. Es wird dadurch von anderer Seite her der Gedanke des geistigen Seins für die Sittlichkeit begründet. Auch hierdurch wird dem Naturalismus der sinnlichen, der vergänglichen Wirklichkeit Trotz geboten; und wie die Unsterblichkeit der Seele durch diese dogmatische Vorrichtung gesichert werden soll, so wird sie damit wenigstens bestimmter präzisiert und objektiviert. In diesem ewigen Leben ist eine Vorstufe zu erkennen für das Reich der Geister, als das Schema der Verfassung sittlicher Wesen.

Indessen muß man doch immer bedenken, daß dem ewigen Leben die ewige Verdammnis zur Seite steht, und daß durch diese wieder die ungezügelte Phantasie der heidnischen Mythenwelt einzieht; wie denn auch gerade in der neuesten Zeit der Zusammenhang dieser anscheinend urchristlichen Vorstellungen mit der orphischen Theologie überraschend klar herausgestellt worden ist. Hierdurch ist

alle die Gefahr nur noch verstärkt worden, welche in diesem strengen Begriffe gegenüber der Freiheit und der Perfektibilität des sittlichen Individuums nicht nur in der dogmatischen Abstraktion, sondern für alle weltliche Praxis obwaltet.

Auch für den Grundbegriff in diesem ganzen dogmatischen Kreise, für den vom Reiche Gottes, ist der Unterschied zwischen Individuum und Menschheit nicht ausgeglichen. Auch wenn wir bereitwillig zugestehen, daß das Reich Gottes im christlichen Sinne nicht ausschließlich die jenseitige Welt des ewigen Lebens bedeuten muß; wenn wir ihr auch die Bedeutung des Reiches Gottes auf Erden zuerkennen würden, so kann dies doch nur in dem Sinne zulässig sein, daß dieses Gottesreich in uns gegründet sei. Immer aber bleiben wir es, wie wir sind, oder geworden sind, oder werden können, in denen dieses Gottesreich errichtet wird. Immer also ist und bleibt es das menschliche Individuum, in dem das messianische Reich begründet wird.

Im prophetischen Sinne dagegen ist es die Weltgeschichte, ist es die Menschheit, in der idealen Vereinigung der Völker, welcher das Reich Gottes zu verwirklichen aufgegeben wird; welche allein es zu verwirklichen vermag; von der erst jene Wirklichkeit in das menschliche Individuum hineinstrahlen, zurückdringen kann. Freilich muß auch sie im Individuum sich verwirklichen, gleichsam in das Individuum hinein sich verwirklichen. Das muß auch der christlichen Religion zugestanden bleiben; aber den methodischen Ausgang darf allein die Menschheit der Zukunft bilden. Das ist der Unterschied; und der muß durchgedacht werden. Das fordert nicht allein die vergleichende Religionsgeschichte, sondern nicht minder auch die systematische Ethik.

So ist es geschichtlich, wie sachlich, zu verstehen, daß das Judentum bei aller Trübung mit Mystik, und bei aller mythischen Verwirrung, der es in keinem Zeitalter gänzlich sich enthoben hat, dennoch der Eschatologie sich niemals in die Arme geworfen hat, sondern dieselbe vielmehr zu einer grundsätzlichen Leitung nicht kommen

ließ. Auch ist es sehr charakteristisch, daß ewige Höllenstrafen nicht aufkommen konnten. Und auch die Freuden des Paradieses werden vergeistigt und nur als geistige zugelassen; als „Mitgenuß an dem Glanze der Gottheit". Es wird damit schon die Grenzlinie berührt, welche zum paulinischen Wesen des Christentums überleitet, sofern danach die Freiheit der Kinder Gottes in der Teilnahme an der Herrlichkeit Gottes besteht.

Für das Judentum dagen ist es charakteristisch, daß in seiner ganzen religiösen Verfassung, in seinen Gebeten, wie in seiner dogmatischen Fixierung durch die Religionsphilosophen des Mittelalters, den Jenseitsfragen gegenüber eine keusche Diskretion geübt wird. Man entsagt wahrlich der Unsterblichkeit nicht; wie könnte man dies, da nicht nur die späteren Propheten und Psalmen diesen Hauch der unsterblichen Seele athmen; man baut sogar diesen Gedanken für das Ideal der Frömmigkeit aus, und man bedient sich dazu des mythischen Rohstoffs für diesen Gedanken, den der der Auferstehung bildet. Aber die Auferstehung selber wird mit der Unsterblichkeit identifiziert. Und die Unsterblichkeit wiederum setzt man für gleichbedeutend mit der Vergeltung. So ist es auch hier der sittliche Begriff, der das mythische Motiv verwendet und umschafft, in das religiöse verwandelt.

Auch ist es die Unterscheidung dieses ewigen Lebens als der „zukünftigen Welt" (olom haba) von der Zukunft der Menschheit, als der „zukünftigen Zeit", (Athid labo) in welcher der messianische Urgedanke sich hier für die ganze Tragweite der religiösen Sittlichkeit durchsetzt.

Sehr merkwürdig ist an sich auch die zwiefache Zukunft, die so erdacht und ausgeprägt wird: die Zukunft des Individuums, als die der zukünftigen Welt; die Zukunft der Menschheit, als die der zukünftigen Zeit. Es ist, als ob dadurch der Begriff der Zukunft selbst erst zu einem neuen Inhalt gebracht werden sollte; als ob ihre Verwechslung mit jener Zukunft der mythischen Phantasie ausgeschlossen, und nur die Zukunft der

prophetischen Hoffnung für die vereinigte Menschheit als wahrhafte Zukunft geltend gemacht werden sollte. Nur sie sei von aller sinnlichen Wirklichkeit begrifflich geschieden.

Es ist daher dieselbe Diskretion, welche die jüdische Dogmatik in der Attributenlehre auszeichnet, die Demut der Erkenntnis vor dem Wesen Gottes, welche auch den Fragen, den Besorgnissen und den Hoffnungen des Jenseits gegenüber die jüdische Frömmigkeit betätigt. Im Talmud heißt es: „Alles, was die Propheten von der Zukunft geweissagt haben, bezieht sich auf das Zeitalter des Messias; von der zukünftigen Welt dagegen gilt es: kein Auge hat sie gesehen, außer Dir, Gott, allein". Und bestimmter noch und kühner wird diese Bedeutung der messianischen Prophetie auf die geschichtliche Sittlichkeit hin und von dem Mythos abgelenkt durch den Satz des Talmud: „die Weissagungen der Propheten haben nur Gültigkeit für den Messianismus." Durch solche Aussprüche des jüdischen Schrifttums wurde Maimonides geleitet, als er jenen Unterschied zwischen den beiden zukünftigen Welten dogmatisch fixierte.

So haben wir denn gesehen, welchen genauen Sinn der Satz hat: daß aus dem Mythos heraus durch die Sittlichkeit die Religion erzeugt wurde. Der genaue Sinn besteht darin: daß durch die Zurückstellung Gottes hinter das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch der Mythos verscheucht, und die Religion entzündet wurde. Wie wir nunmehr gesehen haben, erstreckt sich diese Zurückstellung Gottes auch auf das Verhältnis zwischen Volk und Volk.

Für die Individualitäten der Völker mußten die Kollisionen der Selbstsucht, der Eigenliebe, aber auch der Probleme der nationalen Fürsorge und der Vaterlandsliebe ins Feld geführt werden, damit der messianische Gott als Brennpunkt aufleuchten konnte, um aus ihm die messianische Menschheit ausstrahlen zu lassen.

Wenn mit einem Worte das Rätsel des Einzigen Gottes bezeichnet werden kann, bezeichnet und gelöst, so ist es das Wort Messias. Er konnte daher auch nicht eine zweite Natur in der Person Gottes sein, auch wenn

eine solche hier möglich wäre; sondern immer müßte er die erste sein, die, von der Alles abhängt, ausgeht und auf die Alles zurückgeht, was wahrhaft göttlich ist, und daher wahrhaft menschlich werden kann. In dem messianischen Gotte ist es schlechterdings nicht mehr das Interesse am Wesen Gottes, sondern ausdrücklich das am Menschen, am Menschengeschlecht, um das dieser Begriff sich dreht.

Darauf aber kommt es an, daß das Interesse der Menschen sich hinweg und hinaushebt über jenen mythischen Sinn, der dem Wesen der Götter oder Gottes nachgeht und nachspürt; daß wahrhafte Demut des menschlichen Geistes sich an den Gedanken gewöhnen lerne: von Gott will ich nur wissen, was mir als Menschen frommt. Ich kann nur das von ihm wissen, und ich will es auch nur. Damit wächst der sittliche Geist über die Religion des Mythos hinaus und über allen Mythos in der Religion.

Damit hört auch das Interesse an der sogenannten Person Gottes auf und an dem sogenannten lebendigen Gotte. Denn Person, als Persönlichkeit, ist ein sittlicher Begriff. Und ein sittlicher Begriff ist ein Begriff des Menschen, und nur des Menschen. Und Gott ist nicht Mensch.

Noch weniger hat der Begriff des Lebens eine wahrhafte Anwendung auf ihn. Daher hat schon Maimonides die Kühnheit gehabt, das Leben ihm abzusprechen; oder nach der Behutsamkeit seiner darin doch das Mittelalter weit überfliegenden Ehrlichkeit, den Begriff des Lebens bei Gott und beim Menschen zu unterscheiden. Schon das Tierleben fordert ja eine solche Unterscheidung heraus. Person und Leben müssen in den Schatten der Diskretion zurücktreten; nur die Idee, der Begriff und die Wahrheit ethischer Erkenntnis geziemt sich für den Namen Gottes.

* *
*

Weil aber der Begriff Gottes die logische Dignität hat, Idee zu werden, so muß er dies nicht nur für die Religion werden, und so darf er auch nicht der Religion

vorbehalten bleiben; sondern als Idee kann er ein Begriff der Ethik werden.

Damit aber tritt die Entwickelung von Religion und Sittlichkeit in ein ganz neues Stadium.

Die Unbestimmtheit des einen Gliedes dieses Verhältnisses, der Sittlichkeit, muß nunmehr der präzisen Bestimmtheit der einzigen methodischen Sittlichkeitslehre, der Ethik, weichen. Die Situation der Religion scheint freilich dadurch gefährdet zu werden; aber die der Sittlichkeit wird klar; und nicht minder dürfte dies von dem Stande Gottes gelten.

Die Entstehung des Gottesbegriffs und seine Entwickelung innerhalb der Religion schon hat es unverkennbar gemacht, daß er der Sittlichkeit entstammt, und daher der Ethik zugehörig werden kann. Wenn der messianische Gott die Einheit des Menschengeschlechts und die ideale Zukunft der sittlichen Menschheit in ihr zur Entdeckung, und damit die Religion als solche zur Vollendung gebracht hat, so erkennen wir nunmehr in der Idee Gottes diese ihre Bedeutung für die Ethik. Eine Ethik ohne Gott ist im Grunde eine Ethik des Individualismus. Für die Ethik der Menschheit darf ihr unerschütterliches, tiefstes Fundament nicht mehr in der prophetischen Hoffnung der Zukunft liegen, sondern gemäß ihrer Methodik in der Realität der Zukunft.

Diese Realität ist Idee, ethische Idee; die Idee, in welcher der Idealismus der Ethik sich unterscheidet von der Utopie einer transzendenten Schäferwelt, wie Jean Paul einmal das Jenseits bezeichnet. Aber die ethische Realität unterscheidet sich auch von der Utopie derjenigen Staatsromane, in denen der Gedanke der Glückseligkeit, wie selbst bei Thomas Morus, das neue Staatsschiff steuert.

Wenn die ethische Realität eine Idee ist, so ist sie in dem Idealismus gegründet, also in der Erkenntnis. Die Erkenntnis der Sittlichkeit bedarf der Sicherheit, der Gewißheit jener Zukunft der Menschheit. Es darf nicht ein Luftgebild des ästhetischen Luxus sein, der sich nicht genugzutun vermag in der Ausmalung

menschlicher Wohlfahrt, und dessen ästhetischer Flugkraft man bereitwillig die Zügel schießen läßt; es muß eine strenge, nüchterne Alternative des sittlichen Geistes werden: ob Willkürherrschaft auf Erden und Naturalismus in Geist und Macht bei zuzubilligender Prärogative an die mancherlei Arten von Uebermensch; oder aber ob Gerechtigkeit und Einheitlichkeit des Menschentums, wie es die Idee der Allheit der Menschheit unnachsichtlich gebietet, den Plan und Zweck der Weltgeschichte bilden. Die Idee der im Dienste der Menschheit vereinigten Menschheit, als die der weltgeschichtlichen Zukunft, unbeschadet der Mannigfaltigkeit von Völkerindividualitäten, vorbehaltlich aber ihrer Bezähmung durch die Idee der Menschheit, das ist die Idee der ethischen Realität.

An ihrer Wahrheit und einstigen Wirklichkeit darf kein Zweifel aufsteigen können. Wenn ich diesen Glauben nicht haben darf, so ist das ganze Gebäude der Sittlichkeit vielleicht ein Lehrgebäude auf methodischen Grundlagen errichtet; aber es hat keinen Abschluß, keinen methodischen Abschluß, weil die Grundlagen selber der Vollendung ermangeln. Die methodischen Grundlagen der Ethik müssen hinausgeführt werden zu dem Begriffe der Realität der Menschheit.

In der Ethik Kants selbst dürfte dies der intimste Fehler sein, daß er die Idee Gottes zu einem Postulat abgestumpft hat. Aus der ganzen Anlage und Durchführung seines systematischen Werkes läßt sich dieses wohl auch als ein Vorzug beleuchten; nichtsdestoweniger ist es ein Mangel, der sich selbst in seiner Freiheitslehre, der es vornehmlich zu Statten kommen sollte, erkennbar macht. Die Freiheit soll das Vermögen sein, die Handlung „von selbst anzufangen." Wo aber ist dieses Selbst? Ist es etwa schon da? Dann wäre es ja die absolute Substanz, die von der dogmatischen Seite behauptet, hier aber kritisch bestritten wird. Und wenn es schon da wäre, dann wäre auch die Freiheit schon da, die in ihm besteht, wie es in ihr. Dann wäre die Freiheit nicht, was sie doch allein sein soll, eine Aufgabe. Wenn aber

die Freiheit nur die Idee einer Aufgabe sein kann, und nicht die Causalität eines Naturvermögens, so kann auch das Selbst nur als Aufgabe zu denken sein, wenn es doch nur in dieser Aufgabe der Freiheit sein Sein hat.

Wenn nun aber das Selbst des menschlichen Individuums, insofern es eine sittliches ist, nicht als ein physiologischer Organismus gedacht werden darf, sondern lediglich unter der Idee einer Aufgabe, so liegt die Ergänzung für diese Idee des Selbst in der Idee der Menschheit.

Es muß demzufolge die Einsicht sich endlich Bahn brechen, daß das sittliche Individuum von der Allheit der Menschheit herstammt; nicht umgekehrt diese etwa nur die Abstraktion von Jenen wäre. Wie sehr man hinterher geneigt sein mag, diese Abstraktion zu kräftigen, indem man sie ethisch objektiviert; der methodische Fehler im Ausgang kann nicht unschädlich gemacht werden. Auch die Freiheit des Invidiuums setzt die Idee der Menschheit voraus. Und so bleibt es im letzten Zielpunkte die Realität der Menschheit, in welcher die sittliche Persönlichkeit ihre Bürgschaft findet.

Da nun aber die Idee der Menschheit das Korrelat der Einheit Gottes bildet, so wird auch von hier aus der feste innerliche Zusammenhang zwischen der Ethik und der Gottesidee einleuchtend und zwingend. Wie ohne die Menschheit kein Selbst, kein sittliches Individuum, so auch nicht die Freiheit in ihrem letzten methodischen Sinne ohne die Realität der Idee Gottes.

* *
*

So weit haben wir nun das innerlichste Verhältnis von Religion und Sittlichkeit verfolgen können, daß wir sahen, wie durch den Gottesbegriff, als die Idee von der Realität der Menschheit, die Religion in die Ethik hineinwächst. Es gilt nun aber die Grenzen einzuhalten und reinzuhalten. Und wie wir bisher durch

die Gottesidee die Unterscheidung der Religion vom Mythos verfolgten, so dürfen wir nunmehr die Unterscheidung der Ethik von der Religion ins Auge fassen. Denn wir hatten auf allen Schritten zu beachten, wie die Religion immerfort mit dem Mythos zu ringen hat, wenn sie des Leitmotivs der Sittlichkeit mächtig werden und bleiben soll. Es ist die Frage der Kultur und ihrer Einheit, die sich hier uns entgegenstellt. Es ist zugleich die Frage der Philosophie, des Systems der Philosophie, die wir dabei erwägen.

Welche Provinz kann die Religion im Reiche des Geistes bilden? Es ist die Einheit des Geistes, als des Geistes der Erkenntnis und der Kultur, welche durch die Selbständigkeit der Religion gefährdet wird. Und diese Gefahr geht soweit, daß die Einheit des Geistes in ihrer Bedeutung als höchstes Problem des menschlichen Bewußtseins entwertet zu werden droht.

Die Religion soll die Lehre von Gott sein. Wir haben dagegen gesehen, daß die Idee Gottes zugleich die Idee der Menschheit bedeuten und gewährleisten muß. Was man sonst vom Wesen Gottes lehren will, muß vom Uebel sein; denn ich darf darüber nichts wissen wollen. Aber die Religion stellt nicht blos einen Ueberfluß dar, der unzulässig ist, sondern sie macht einen Eingriff in den Lehrgehalt der Ethik; sie verkürzt, verstümmelt die Ethik, um ihr gegenüber einen notwendigen Lehrstoff darbieten zu können. So wird sie zu einem Feinde der Philosophie, weil zu einer Nebenbuhlerin der Ethik.

Das hat alles aber noch den Anschein einer technischen, wenn selbst einer methodischen Auseinandersetzung; der eigentliche Nerv des methodischen Unterschiedes bleibt dabei noch verborgen. Wenn in dem Begriffe Gottes das innerste Wesen der Religion in die Ethik herübergenommen wird, so wird damit die Richtung des Geistes, der die Religion entspringen soll, in die Richtung des ethischen Bewußtseins übergeleitet. Das macht den eigentlichen Unterschied aus. Die Richtung der Religion wird aufgehoben in die der Ethik.

Was bedeutet diese Aufhebung? Sie bedeutet nicht,

daß die Religion in die Ethik über- und eingehe; geschweige daß jene mit ihr assimiliert würde. Die Aufhebung bedeutet vielmehr die Verwandlung in die andere Richtung. Denn hier gibt es keine gleichartige Fortsetzung; es wäre denn die zwischen Mythos und Sittlichkeit des Kulturbewußtseins. Mythos ist naive Erkenntnis; das Kulturbewußtsein pflanzt wissenschaftliche Erkenntnis auch für die Sittlichkeit. Somit ist es die systematische Erkenntnis, die methodische Erkenntnis der systematischen Philosophie, welche die Ethik von der Religion unterscheidet. Und das ist die Frage: soll die Religion bestehen bleiben neben der systematischen Erkenntnis?

Wenn die Frage so gestellt wird, so kann man in unserem Zusammenhange nicht mehr antworten, daß die Religion neben der Wissenschaft bestehen bleiben müsse, könne und dürfe; denn es handelt sich hierbei nicht um die Wissenschaft, weder um die der Natur, noch um die der Geschichte; sondern die Frage ist auf die Philosophie gerichtet. Neben der Wissenschaft könnte die Religion immerhin bestehen bleiben müssen; ob aber auch neben der systematischen Philosophie, das ist die neue und strenge Frage.

Sie wird nicht im geschichtlichen Sinne gestellt; denn in diesem würde die Religionsphilosophie die bejahende Antwort bilden. Diese aber hat das geschichtliche Faktum der Religion, und zwar der Religionen zum Material ihres Problems. Ihr Material ist daher nicht an sich ein solches der Philosophie, wie etwa das der Geschichte der Philosophie. Bei ihr kann es daher von vornherein fraglich werden, ob sie der philosophischen Aufgabe und Methode zugänglich und gerecht werden kann. Und es gibt nur eine Bedingung für die bejahende Lösung dieser Frage. Sie hat dieses ihr Problem der Kritik der Religion aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Ethik zu lösen. So haben es die Alten gemacht, und so hat Kant von neuem die Ethikotheologie begründet. Hier dagegen wird die Frage als eine systematische gestellt: ist es mit dem

Begriffe der systematischen Philosophie vereinbar, daß neben der Ethik der Begriff der Religion unablösbar und unersetzbar zu Recht bestehen bleibe?

Wie sehr die Religion der Propheten auch hierfür als Wegweiser dient, das zeigt sich an dem mächtigen, sonst die Wege bahnenden Beispiel Platons. Er scheut den Spott nicht, den er von seinem kühnen Ausspruch erwartet: „es werde nicht früher Ruhe in den Staaten werden, als bis entweder die Philosophen herrschen werden, oder die jetzt sogenannten Könige philosophieren." Es scheint ihm der höchste Gipfel idealistischer Aussicht zu sein, auf den er hiermit den Blick erhebt. Und doch ist diese Alternative gerade der treffende Ausdruck seiner idealistischen Schranke. Erstlich ist es störend, daß die herrschenden Stände als bestehend einen bleibenden Einteilungsgrund unter den Menschen zu bilden scheinen. Der Begriff des Staates muß nicht auf diesen Unterschied, noch an ihm begründet werden.

Wichtiger aber noch ist es, daß die Philosophie nicht bei den Herrschenden lokalisiert wird. Der zweite Teil der Alternative vollends ist gänzlich zu verwerfen. Demgegenüber fordern die Propheten für das Weltalter der messianischen Idee: „Fürwahr, es kommt die Zeit . . da will ich . . einen neuen Bund schließen. . . Ich gebe meine Lehre in ihr Inneres, und in ihr Herz will ich sie schreiben. . . Fürderhin werden sie nicht lehren, einer seinen Nächsten und einer seinen Bruder also: erkennet den Ewigen, Denn allesamt werden sie mich erkennen, von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Größten." (Jer. 31, 31—34.) Diese allgemeine Erkenntnis der Sittlichkeit für alle Menschen ohne Ausnahme ist die Grundbedingung der messianischen Gesinnung; ohne sie gibt es keinen „Nächsten", keinen „Bruder". Das ist der echte Inhalt des „neuen Bundes", nach welchem die Religion „in das Herz geschrieben" ist. Vor ihr und für sie gibt es keinen Unterschied zwischen „Klein und Groß". Der Friede der Welt ist gegründet in der allgemeinen Erkenntnis, an welcher alle Menschen Anteil haben.

Kein Ausspruch ist frivoler, kennzeichnet den Abstand von messianischer Gesinnung höhnischer als das Wort der jetzt herrschenden Halbbildung, daß die Religion für das Volk unentbehrlich sei. Die Bildung sei erhaben darüber. Doch in diesem Dünkel liegt noch nicht die ganze Verkehrtheit dieser Gesinnung; sie liegt in der Anmaßung: *daß dem Volke die wissenschaftliche Bildung für alle absehbare Zeit entzogen bleiben müsse und dürfe.* In dieser Ansicht liegt die sittliche Kluft, welche zunächst die prophetisch-messianische Sittlichkeit von der landesüblichen Religiosität scheidet. Wir können uns nun zwar nicht auf eine allgemein anerkannte Ethik berufen, um auch von ihr jene falsche Frömmigkeit zu unterscheiden. Indessen, es wissen das heutzutage doch nicht nur die Eingeweihten, daß diese Forderung der klare Sinn des *kategorischen Imperativs* ist; die schlichte Konsequenz desjenigen ethischen Idealismus, der auf der „Form der allgemeinen Gesetzgebung" beruht.

So wird aus der Differenz zweier Arten von Religion die Differenz zwischen Religion in ihrer Entartung oder in mangelhafter Entwickelung und systematischer Ethik. Diese Kluft darf nicht nur nicht überbrückt, sie darf auch nicht als durch günstigere Deutung ausgleichbar gedacht werden. *Auf dieser Differenz beruht im letzten Grunde aller Verdacht und aller Kampf gegen die positive Religion.*

Die messianische Gesinnung hat diesen Höhepunkt der prophetischen Religion erreichen lassen; der sittliche Leitbegriff hat diese Befreiung vom Mythos in der Religion der Propheten zur Vollendung gebracht. Immer aber bleibt es bei den Propheten und so innerhalb des Judentums überhaupt beim Horizonte der Sittlichkeit. Die Wissenschaft aber und ihre Erkenntnis haben Judentum und Christentum vom Griechentum angenommen. *Und der griechische Begriff der Erkenntnis ist zur Pädagogik des Menschengeschlechts der Kultur geworden.* Daher steigert sich nicht allein über die Fernsicht Platons hinaus nunmehr die Forderung der Erkenntnis für das gesamte Menschengeschlecht und für

alle Glieder desselben, sondern beinahe nicht weniger dringend über den prophetischen Gedanken, über sein erhabenes Gesicht hinaus.

Was Sittlichkeit sei, darf man fürder nicht als erlernbar betrachten auf Grund von wie immer tiefsinnigen und erschütternd tröstlichen Lehren, Vorschriften und Beispielen, sondern die Erkenntnis eines jeglichen Menschen soll befähigt werden zur Begründung und zur Rechenschaft über Recht und Unrecht, über gut und schlecht, ebenso wie über wahr und falsch. Und nur auf Grund der geistigen Befähigung, über wahr und falsch nach wissenschaftlicher Methode entscheiden zu können, soll auch für jedes Menschenkind die Forderung erhoben und anerkannt werden, daß seine Sittlichkeit in seinem Geiste begründet, erzogen und unterwiesen werde. Es darf nicht für alle Folgezeit der Menschheit als natürlicher Weg der Volksbildung, d. i. der Menschenbildung, angesehen und geduldet werden, daß ausschließlich und prärogativisch aus heiligen Büchern autoritativ die Sittlichkeit zu erlernen sei, und daß demnach jede Angst des Gewissens bis zum letzten Zweifel gehoben sei, wenn man aus ihnen erfahre und belehrt werde, was gut sei und was schlecht.

Das Prinzip der Autonomie widerstreitet wahrlich nicht etwa der Pflicht nach literarischer Erweiterung des ethischen Horizontes, wobei die heiligen Bücher als Klassiker gelten; aber die Autonomie verbietet, auf die höchste literarische Autorität hin die Sittlichkeit annehmbar zu denken.

Es ist auch keineswegs richtig, und es ist ein sehr gefährlicher Rationalismus, anzunehmen, daß das kindliche Gemüt natürlicherweise im Stande wäre, über alle Fragen der Sittlichkeit aus sich selbst heraus zu entscheiden, oder auch nur den Weg zu finden. Für die komplizierten Fragen der Kultur und ihre Kollisionen bedarf es der Fähigkeit zu genauer, methodischer Untersuchung, wenn schweren Irrungen, die zu allgemeinen Lastern führen, vorgebeugt werden soll. Aber auch zur Verhütung tief eingewurzelter sittlicher Krankheiten ist kein

anderes Mittel zuverlässig, oder auch nur in Aussicht zu nehmen als die methodische Erkenntnis auf breitester Unterlage der Forschung. Und wiederum gilt dies nicht allein für die auserwählten Kreise der Bildung und der Gelehrsamkeit, so daß die Unmündigen davon nur zu profitieren brauchten; sondern es darf dieser Unterschied zwischen Reife und Unreife des sittlichen Geistes schlechterdings nicht als zu Rechte bestehend geduldet werden, wenn anders Sittlichkeit auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit beruht, und nicht etwa nur einen Trost bedeutet an der Grenze, wo die Wahrheit ein Ende hat.

Die Aufrichtigkeit und die Absicht, in allen Lagern der Religion für ethische Klärung mitzuwirken, fordern den ausdrücklichen Widerspruch gegen die Art und Weise, in welcher heutzutage die protestantische Bildung in ihrer Religiosität, wie leider auch in ihrer modernen Theologie, das Leben Jesu behandelt. Die Idee Christi, als die des Menschengeschlechts im Ideal, wie von den ersten Zeiten des dogmatischen Christentums ab bei den tiefen Köpfen aller Zeiten die zweite Person der Trinität gedeutet, und in solcher idealisierenden Deutung rationell gemacht wurde, wird durch das Pochen auf dieses Leben und diese angeblich geschichtliche Persönlichkeit in verhängnisvoller Weise verflacht. Denn jetzt wird nicht aus dem Mythos ein Dogma in rationeller Deutung zu Stande gebracht, sondern das Dogma wird in den Schein einer geschichtlichen Persönlichkeit aufgelöst. Die Zumutung des Dogmas wird dadurch abgeschüttelt, aber gegenüber aller historischen und philologischen Kritik, in der man weiter dankenswerte Fortschritte macht, versteift man sich auf das in schillernder Konstruktion schwimmende Bild einer Persönlichkeit, um in dieser den Felsen seines Glaubens zu erfassen.

Wir haben hier nicht zu reden von dem historischen Problem, ob eine geschichtliche Erscheinung und sei sie die mächtigste, von einem Urheber ausgehen müsse, oder doch vielleicht aus der Zusammenwirkung geschichtlicher Faktoren ihre tiefere Erklärung finde. Im Grunde

handelt es sich ja für die religiöse Frage hier nicht um dieses historische Problem. Es bleibt also nur übrig, daß man für den eigenen Glauben, für den Glauben, den man in seinem eigenen Gemüte und Geiste zu begründen und zu befestigen habe, eines Beistandes bedarf, und zwar nicht in Gott, denn als solcher wird Christus in dem Bewußtsein des wissenschaftlichen Protestantismus dabei nicht geltend gemacht — sondern ausdrücklich sucht man der Christologie gegenüber diesen Beistand des innerlichsten Glaubens in einem historischen Menschen, und zwar in dem einzigen Menschen Jesus. Die Einzigkeit wird zum Palladium dieses Glaubens, und man nimmt nicht Anstand an der geschichtlichen Einsicht, daß die Einzigkeit eines Menschen dem Problem der Geschichte widerspricht. Indessen bleibt doch immer das Verhältnis zu Gott auch in diesem einzigen Menschen die Grundfrage.

Nun ist aber, wenn Christus als historische Person den Grund der Sittlichkeit bildet, der Unterschied nicht mehr zwischen Gott und Mensch, sondern zwischen dem einzigen Menschen und allen anderen Menschen. Dieser Unterschied aber wird zum neuen Anstoß gegenüber dem Grundbegriffe der sittlichen Autonomie. Nur wenn der einzige Mensch die Idee des Menschen bedeutet, nur dann wird durch ihn die sittliche Autonomie nicht verletzt. Bedeutet er dagegen eine geschichtliche Persönlichkeit, so kommt es gar nicht darauf an, ob dieser Persönlichkeit eine geschichtliche Wirklichkeit beiwohne, noch auch ob sie den höchsten Grad sittlicher Vollkommenheit und zwar in dem Maße besitze, daß ich aus ihrem Tun und Reden für alle Folgezeit der geschichtlichen Menschheit die Weisung entnehmen kann für mein eigenes Tun und Lassen, sondern diese ganze Frage wird müßig durch den unentrinnbaren Entscheid: wenn ich immerhin es könnte, ich darf es nicht. Kein Mensch, sofern er im Begriffe des Menschen steht, darf meine Wahlfreiheit beeinflussen. Ich selbst habe zu finden, was recht ist.

Das Beispiel und Vorbild ist für Kinder, und



auch für diese nur in weiser Einschränkung zu nutzen. Vorbild darf mir nur die Erkenntnis sein; wohlverstanden, nicht schlechthin das sogenannte Gewissen, das freilich unverächtlich bleibt, das jedoch nicht als ausreichend gelten darf gegenüber der Kasuistik der Weltgeschichte. Die Erkenntnis allein, mit ihren Fehlern, Irrungen, Schwächen und Schranken, aber auch mit ihren gewaltigen Waffen der Rechenschaft, der Begründung, des Beweisverfahrens, die Erkenntnis der Sittlichkeit allein kann Wahrhaftigkeit begründen und sicherstellen. Und ohne wissenschaftliche Wahrhaftigkeit darf es keine Wahrheit auf Erden geben. Es gibt keine ohne sie; es muß aber die Zeit kommen, in der keine andere Wahrheit als solche gilt.

Bevor wir schließen, wiederholen wir, womit wir begonnen haben. Erkenntnis ist der Wegweiser der Kultur, sie wird auch zum Einheitsband für das System der Philosophie. Und wie die Kultur ihre Einheit im System der Philosophie hat, so muß auch die sittliche Kultur ihre Wurzel und für ihre Fortentwickelung ihren Schwerpunkt in der systematischen Philosophie haben. Wie aller Inhalt der Kultur aus den Richtungen des Bewußtseins rein erzeugt wird, in denen das Bewußtsein der Kultur sich entfaltet, so daher auch der sittliche Inhalt des Menschengeistes und der Weltgeschichte. Es kann und es darf keine andere Richtung des Bewußtseins geben, der es zugesprochen werden dürfte, in eigener Selbständigkeit, oder auch nur in intergrierender Mitwirkung den sittlichen Inhalt der Kultur auf eigenartige und unersetzliche Weise zu vertreten.

Es gibt einen durchschlagenden methodischen Grund gegen die Zulässigkeit einer solchen Mitwirkung: nur solche Richtungen des Bewußtseins vermögen einen Kulturinhalt zu vertreten, welche denselben zu erzeugen vermögen. Das Erzeugen aber setzt die wissenschaftliche, die philosophische Methodik voraus. Es kann demzufolge aber auch derjenige Inhalt, welcher einer der Richtungen des Kulturbewußtseins angehört, nicht zu einem Teile von einer, zu einem anderen Teile aber von einer etwaigen

anderen Richtung erzeugbar werden; denn die erzeugende Richtung des Kulturbewußtseins ist einheitlich zu denken. Sie entfaltet sich in die Richtung des theoretischen Bewußtseins der Naturerkenntnis, die Richtung des sittlichen Bewußtseins und endlich die ästhetische Richtung. Die sittliche Richtung kann daher nicht in eine religiöse sich abzweigen. Die Sittlichkeit muß Erkenntnis, muß philosopische Methodik bleiben. Wäre die Religion aber Erkenntnis, so müßte dies unter Beeinträchtigung und Abbruch der ethisch-sittlichen, und somit der systematisch-philosophischen Erkenntnis geschehen.

* *
*

Wir machen Halt, und besinnen uns über die schwere Konsequenz, die wir gezogen haben. Was folgt aus unserem Schlusse für den Fortbestand der Religion?

Wir haben gesehen, daß der Weg der Religion, im Unterschiede vom Mythos, vom prophetischen Anfange an den Weg der Sittlichkeit beschritten hat. Wenn sonach der wahrhafte Ursprung der Religion in der Sittlichkeit liegt, so ist es nicht ihr Ende, sondern ihre Vollendung, wenn sie aus der Verflechtung mit dem Mythos befreit, und in die reine Lehre der Sittlichkeit verwandelt wird. Diese Verwandlung ist das Werk des wissenschaftlichen Geistes der Menschheit. Die reine Sittlichkeit auf der Kulturhöhe des wissenschaftlichen Bewußtseins ist die Sittlichkeit, welche auf der reinen Erkenntnis beruht. Die Sittlichkeit arbeitet mit den Voraussetzungen, Grundlagen und Grundlegungen der Erkenntnis, in Irrungen fortschreitend, nicht minder aber wahrlich auch in genauen, abgemessenen Stufen wachsender, reifender Erkenntnis, kraft des reinen sittlichen Willens. Für das Ideal der Kultur muß es außer Frage bleiben, daß der Religion durch solche Verwandlung nur eine homogene Entwicklung zugemutet wird.

Nur diese Frage darf jetzt noch uns entstehen: ob der Religion ein aktueller Wert verbleiben kann und verbleiben muß innerhalb derjenigen Kultur-

perioden, welche wie die gegenwärtige, noch vor jener systematischen Vollendung der Kultur liegen. Und diese Frage fordert zunächst die andere heraus: bietet die Religion hier einen Ersatz für die noch nicht zur Reife gekommene Ethik?

Es kommt vor allem darauf an, den Sinn dieser Frage scharf zu fassen. Sie kann nicht so gemeint sein, als ob die Religion als das kleinere Uebel zuzulassen wäre, so lange die Ethik noch nicht Gemeingut der Menschenbildung werden kann, um einen Ersatz für diese zu bieten. Das wäre ein Ersatz, der den Ansprüchen und Leistungen der Ethik auch der Tendenz nach ungleichartig wäre; der etwa wieder dem mythologischen Hange der Menschen Unterstützung böte. Dieser Sinn muß uns fern liegen. Die Frage kann nur so gestellt sein: ob es der Religion mit ihren Mitteln möglich sei, in der Tendenz der Ethik Sittlichkeit zu fördern für die Menschheit und für das Selbstbewußtsein in den Zeiten der Vorbereitung für das Ideal der systematischen Ethik.

Diese Frage müssen wir bejahen. Und daß wir sie bejahen können, spricht zugleich für den Einklang unserer systematischen Forderung mit der geschichtlichen Einsicht. Es liegt darin die Anerkennung, daß die geschichtliche Entwicklung zur Sittlichkeit auch in der religiösen Vorstufe einen geraden Weg geht; wie denn die prophetische Religion selbst eine Ursprungsstelle des fundamentalsten Gehalts der Ethik bildet.

Die erste Leistung, welche der Erhaltung der Religion verdankt wird, ist die Erhaltung der Gottesidee. Innerhalb der philosophischen Ethik ist keine hinreichende Bürgschaft bisher dafür gegeben, daß sie die Ausgestaltung der Gottesidee als ihre eigene Aufgabe anerkennt. Und es sind gerade die rationellsten Bestrebungen der Ethik, welche diese ablehnende Haltung begünstigen. Wenn anders nun aber die Gottesidee für die Realität der Sittlichkeit ein unerläßlicher Bestandteil der Ethik ist, so hat die Religion in der ethischen Vertiefung des Gottesgedankens ihre fortdauernde Bedeutung.

Unter diesem Gesichtspunkte leuchtet wiederum die Bedeutung des Judentums für die Kultur hervor. Wenn wir nur, um bei der geringeren Schwierigkeit zu bleiben, auf die dogmatischen Kämpfe innerhalb des Protestantismus achten, so sehen wir, daß es dabei um nichts Geringeres sich handelt als um den Wert der Gottesidee selbst. Wenn die Trinität selbst als überwunden gelten dürfte, so bildet das prärogative Verhältnis zwischen Jesus und „seinem" Gotte Hemmnis genug für eine völlig vom Mythos sich befreiende, rein ethische Bedeutung des Gottesidee, als eine Aufgabe der Menschheit.

Wird dagegen der Wert der Gottesidee für die Kämpfe und Wirren der Gegenwart wenn auch nur in Frage gestellt, so wächst dadurch das Vorurteil und der Trotz des Materialismus, wie hinsichtlich der Natur, so insbesondere auch hinsichtlich der Geschichtswelt. Gott wird in die Rumpelkammer des Absoluten geworfen; er wird unter dem Titel das Ding an sich abgesetzt. Dafür aber wird die Natur, als Materie, um so unbefangener in das kritisch nicht überwundene Absolute eingesetzt; und daraus wird die verhängnisvolle Konsequenz abgeleitet: daß die Sittlichkeit nur eine Erscheinungsform der materiellen Natur sei.

So läßt es sich verstehen, daß der Materialismus der Geschichtsansicht mit der Bestreitung der Gottesidee sich verbindet; und daß er auf den Nimbus, der für alle Ablehnung der Transzendenz besteht, vertrauend, den Schein des Monismus annimmt. Dieser Monismus hat seinen Grund nicht in einer Methodik, in deren Anlage und Durchführung; sondern in der dogmatischen Benennung eines Absoluten. Die Gliederung der systematischen Philosophie wird durch diesen angeblichen Monismus zerbrochen und aufgehoben. So wird die Bestreitung der Gottesidee zu einer Gefahr der wissenschaftlichen Kultur. Und um dieser Gefahr zu steuern, verbleibt der Religion ein faktischer Wert.

Aber auch in interner sittlicher Beziehung ist der Religion eine aktuelle Bedeutung zuzuerkennen. Wenn-

gleich von alten Zeiten her ein ärgerlicher Konflikt zwischen konventioneller Frömmigkeit und persönlicher Sittlichkeit sich immer wieder darstellt, so ist doch auch andererseits keineswegs die Identität prinzipieller Irreligiosität und Sittlichkeit die durchgängige Regel. Hier wie dort ist es nur mangelhafte Psychologie, welche das Aergernis empfindet. Anders aber stellt sich die Sache, wenn mit der Feindschaft gegen Gott und Religion zugleich auch mehr oder weniger offen ausgesprochen das Mißtrauen gegen das Gesetz der Sittlichkeit sich hervorwagt und die Leitung der Tagesfragen sich anmaßt. Das Individuum mit seinen unerschöpflichen Rechten wird dabei ausgespielt, während man andererseits doch gegenüber den Vorrechten herrschender Stände die Gesamtheit des Volkes und die internationale Menschheit auf den Schild hebt.

Charakteristisch ist auch der Ausdruck, mit welchem durchgehends dieses Urrecht des Individuums bezeichnet wird: das Ausleben. Es ist nicht genug, daß man den Begriff des Individuums, anstatt ihn als sittliches Individuum zur Aufgabe hinzustellen, an das tierische Leben des Organismus anknüpft; die Erschöpfung dieses Lebens des individuellen Organismus wagt man durch den Ausdruck des Auslebens zum Recht und zur Pflicht des Individuums zu machen. Nicht in der Menschheit, nicht in dem vaterländischen Staate soll das Individuum die Ausgleichung für das Unmaß seiner sinnlichen Ansprüche suchen; sondern nur sich selbst soll es ausleben; als ob es dadurch sich durchleben, sein Leben der Allheit gemäß zur Vollendung bringen könnte.

Die Ethik Kants hat hier schon eine innerliche Verbindung mit der Religion geschlossen. Denn sie ist zwar auf dem Begriffe der Autonomie begründet; aber die Anwendung auf den Menschen rückt den Begriff der Pflicht an den Mittelpunkt der Autonomie heran, so daß in der Tat der Anschein entstehen kann, als ob diese Ethik zwei Mittelpunkte hätte. Daher hat nicht bloß Schopenhauer hier Uebereinstimmung mit dem Dekalog als schärfsten Tadel gerügt, sondern nicht minder auch

Unter diesem Gesichtspunkte leuchtet wiederum die Bedeutung des Judentums für die Kultur hervor. Wenn wir nur, um bei der geringeren Schwierigkeit zu bleiben, auf die dogmatischen Kämpfe innerhalb des Protestantismus achten, so sehen wir, daß es dabei um nichts Geringeres sich handelt als um den Wert der Gottesidee selbst. Wenn die Trinität selbst als überwunden gelten dürfte, so bildet das prärogative Verhältnis zwischen Jesus und „seinem" Gotte Hemmnis genug für eine völlig vom Mythos sich befreiende, rein ethische Bedeutung des Gottesidee, als eine Aufgabe der Menschheit.

Wird dagegen der Wert der Gottesidee für die Kämpfe und Wirren der Gegenwart wenn auch nur in Frage gestellt, so wächst dadurch das Vorurteil und der Trotz des Materialismus, wie hinsichtlich der Natur, so insbesondere auch hinsichtlich der Geschichtswelt. Gott wird in die Rumpelkammer des Absoluten geworfen; er wird unter dem Titel das Ding an sich abgesetzt. Dafür aber wird die Natur, als Materie, um so unbefangener in das kritisch nicht überwundene Absolute eingesetzt; und daraus wird die verhängnisvolle Konsequenz abgeleitet: daß die Sittlichkeit nur eine Erscheinungsform der materiellen Natur sei.

So läßt es sich verstehen, daß der Materialismus der Geschichtsansicht mit der Bestreitung der Gottesidee sich verbindet; und daß er auf den Nimbus, der für alle Ablehnung der Transzendenz besteht, vertrauend, den Schein des Monismus annimmt. Dieser Monismus hat seinen Grund nicht in einer Methodik, in deren Anlage und Durchführung; sondern in der dogmatischen Benennung eines Absoluten. Die Gliederung der systematischen Philosophie wird durch diesen angeblichen Monismus zerbrochen und aufgehoben. So wird die Bestreitung der Gottesidee zu einer Gefahr der wissenschaftlichen Kultur. Und um dieser Gefahr zu steuern, verbleibt der Religion ein faktischer Wert.

Aber auch in interner sittlicher Beziehung ist der Religion eine aktuelle Bedeutung zuzuerkennen. Wenn-

gleich von alten Zeiten her ein ärgerlicher Konflikt zwischen konventioneller Frömmigkeit und persönlicher Sittlichkeit sich immer wieder darstellt, so ist doch auch andererseits keineswegs die Identität prinzipieller Irreligiosität und Sittlichkeit die durchgängige Regel. Hier wie dort ist es nur mangelhafte Psychologie, welche das Aergernis empfindet. Anders aber stellt sich die Sache, wenn mit der Feindschaft gegen Gott und Religion zugleich auch mehr oder weniger offen ausgesprochen das Mißtrauen gegen das Gesetz der Sittlichkeit sich hervorwagt und die Leitung der Tagesfragen sich anmaßt. Das Individuum mit seinen unerschöpflichen Rechten wird dabei ausgespielt, während man andererseits doch gegenüber den Vorrechten herrschender Stände die Gesamtheit des Volkes und die internationale Menschheit auf den Schild hebt.

Charakteristisch ist auch der Ausdruck, mit welchem durchgehends dieses Urrecht des Individuums bezeichnet wird: das Ausleben. Es ist nicht genug, daß man den Begriff des Individuums, anstatt ihn als sittliches Individuum zur Aufgabe hinzustellen, an das tierische Leben des Organismus anknüpft; die Erschöpfung dieses Lebens des individuellen Organismus wagt man durch den Ausdruck des Auslebens zum Recht und zur Pflicht des Individuums zu machen. Nicht in der Menschheit, nicht in dem vaterländischen Staate soll das Individuum die Ausgleichung für das Unmaß seiner sinnlichen Ansprüche suchen; sondern nur sich selbst soll es ausleben; als ob es dadurch sich durchleben, sein Leben der Allheit gemäß zur Vollendung bringen könnte.

Die Ethik Kants hat hier schon eine innerliche Verbindung mit der Religion geschlossen. Denn sie ist zwar auf dem Begriffe der Autonomie begründet; aber die Anwendung auf den Menschen rückt den Begriff der Pflicht an den Mittelpunkt der Autonomie heran, so daß in der Tat der Anschein entstehen kann, als ob diese Ethik zwei Mittelpunkte hätte. Daher hat nicht bloß Schopenhauer hier Uebereinstimmung mit dem Dekalog als schärfsten Tadel gerügt, sondern nicht minder auch

Schleiermacher den juridischen Charakter des Kantischen Sittengesetzes mißbilligend hervorgehoben.

Schon der Begriff des Gesetzes bildet indessen den Ausgleich jener anscheinend widersprechenden Motive. Die Freiheit ist das Gesetz der Freiheit, das Gesetz des Selbst, und die Pflicht ist die Pflicht der Freiheit, oder die Unterwerfung der Person unter die Persönlichkeit. Diese Unterscheidung von Person und Persönlichkeit unterscheidet das sich auslebende Individuum von dem des sittlichen Selbstbewußtseins, von dem Individuum der Menschheit.

Es ist nun nicht zu verkennen, und es muß stets von Neuem eingesehen und beherzigt werden, daß in dieser erziehenden Rücksicht für den lebendigen Zeitgedanken der Pflicht die Religion von unverächtlichem Werte ist. Gegenüber den Ueberschwänglichkeiten des Naturalismus aller Art ermahnt die Religion nicht allein zur Demut und insbesondere zur Bescheidenheit, sondern sie erzieht zur Beachtung des Moments, eines jeden Augenblicks im Leben des Menschen für die Aufgabe der Sittlichkeit. Die Arbeit für die hohe Kultur, auch wenn sie in aller Aufrichtigkeit geübt wird, bringt den Einzelnen nur zu leicht in die Gefahr, gleichsam mit dem Gesetz der großen Zahlen, der großen Zeitläufe und der großen Menschengruppen lediglich zu operieren; darüber aber das kleine Maß für die eigene Größe zu vernachlässigen. Und wenn schon im Geistigen, im Intellektuellen diese Gefahr ersichtlich ist, so erst recht verletzend im Sittlichen.

Persönliche Selbstzucht ist umsomehr da erforderlich, wo man der historischen Stützen entbehren zu können meint. Dagegen bietet die Religion einen Schutz, dessen Nachteile, in Bezug auf die Selbständigkeit der Sittlichkeit, durch diesen wichtigen Vorteil überboten werden dürften. Die Sittlichkeit kann auf die persönlichen Ansprüche, auf die Ansprüche an die Person des Individuums durchaus nicht verzichten. Es genügt nicht, es ist nicht geziemend, und es verheuchelt die Sache, wie die Person: das allgemeine Menschheitsideal zu ver-

kündigen, wenn nicht zugleich die strenge, gewissenhafte, bescheidene Arbeit an dem eigenen Selbst zur Vorbedingung erhoben wird. Und in der messianischen Religion ist dieser Zusammenhang zwischen der Menschheit und dem Individuum die durchwirkende Grundlage. Ebenso aber sucht auch der Protestantismus in der Rechtfertigung durch den Glauben nicht lediglich in dogmatischer Buchstäblichkeit, sondern für die persönliche Wahrhaftigkeit die religiöse Festigung der persönlichen Sittlichkeit. Jeder Tag, möchte man sagen, macht es offenkundig, welcher Abstand in dieser Art religiösen Begründung und Pflege der Sittlichkeit besteht von derjenigen, welche in allen Gewissensfragen die Kirche und ihre Organe zum unmittelbaren Schiedsrichter macht.

Die obige Frage müssen wir daher noch bestimmter im Sinne der Ethik bejahen, insofern wir einen der Wege der Sittlichkeit, als welche wir in unserer Ethik des reinen Willens die Tugenden fassen, für diese Aufgabe auszeichnen. Es ist die Tugend der Treue, welche sich in der Pietät für die angestammte Religion zu betätigen hat. Für die angestammte; eine andere nämlich als die angestammte widerstreitet in vielfacher Hinsicht dem Grundbegriffe einer sittlichen Religion. Aus Aberglauben, der im Mythos wurzelt, kann der Mensch einen andern Fetisch anzubeten sich gedrungen fühlen. Ein sittlicher Mensch, ein Kulturmensch bleibt nach dem tiefen Goethe'schen Wort „an dem stillen Orte", an dem er zur Welt gekommen ist. Er ist da zugleich in die sittliche Welt eingeboren worden. Denn echte Kulturmenschen beherzigen auch den Vordersatz dieses Goethe'schen Spruches: „Frage nicht, durch welche Pforte du in Gottes Stadt gekommen". Daher hat Goethe auch selbst den von ihm verherrlichten Winckelmann wegen seiner Konversion als „mit einem Makel behaftet" genannt.

Der tiefere Sinn des allgemeinen Mißtrauens, mit dem man in normalen sittlichen Zeiten dem Konvertierten entgegentritt, liegt aber darin, daß man die Verachtung oder die Hintansetzung der wissenschaftlichen Vernunft, die Auflehnung gegen die Souveränität des

Kulturbewußtseins ihm zur Last legt. Religion ist ein Nebenweg für den Menschen der Kultur; ein Weg der zufälligen Herkunft für das Individuum. Bestimmend ist für alle Menschen der einheitliche Weg der Kultur, die auf der wissenschaftlichen Kultur beruht. Es ist eine Lüge der Verführung und der Selbstbeschönigung, daß die Kultur christlich sei. Man müßte dann sagen dürfen, daß die Wissenschaft christlich sei. Dann aber wären wir wieder beim Mittelalter angelangt, und das will sagen: wir müßten die Wissenschaft in ihrer methodischen Souveränität abschaffen.

Es wäre ein Zeichen der Unfreiheit und Unaufrichtigkeit, wenn wir hier nicht schwere Klage gegen unser Zeitalter erheben würden, gegen Volk und Regierungen, wegen der die tiefste Empörung herausfordernden Verführung, welche jetzt wiederum an den Juden verübt wird. Wir gründen das Recht für die Fortexistenz der Religion auf die Pietät der Treue. Ihr fällt die zarte, sittliche Aufgabe zu, die Geheimnisse der Religion für die sittlichen Werte auszudeuten. Und wenn wir schon sahen, daß diese Idealisierung dem Materialismus der Geschichtsansicht entgegenarbeitet, so können wir es jetzt auch positiv ausdrücken. Es ist eine Art des Idealismus, welche durch diese Treue für die angestammte Religion gepflegt und vollführt wird. Schon daß dadurch der Blick geweitet und gehoben wird auf die historischen Zusammenhänge der religiösen Gemeinschaft, befreit den Menschen von dem Vorurteil, als ob die Naturmächte der Geschichte allein, unbegreiflich, wie sie in ihrem letzten Grunde sind, über das sittliche Wesen der Menschen und der Völker entschieden. Der historische Zusammenhang einer Religion ist unverkennbar und auf die Dauer unverleugbar als der Zusammenhang von Ideen und nicht lediglich der des Blutes und des Stammes. Wo der Mensch aber hingeleitet wird, die Kontinuität der Ideen zu ahnen und begreifen zu lernen, da erlebt er eine Vorstufe des wissenschaftlichen Idealismus; da vollzieht er eine Vorarbeit desselben.

Und nun bedenke man, welche tiefe Verletzung der intimsten idealischen Tugend darin begangen wird, daß man den Menschen verleitet, diesen Faden der Treue für sein Bewußtsein und sein Gemüt zu zerreißen. Wo und wie soll er noch Einheit für sein Gemüt und selbst für seinen Geist suchen können, wenn er so von ihrer natürlichen Wurzel sich abgelöst hat?

Es ist nicht von ungefähr, daß die konvertierten Juden die schlimmsten Verfechter der protestantischen Orthodoxie und der politischen Reaktion überhaupt wurden. Und kein Geringerer als Ritschl hat an zwei Stellen seines dogmatischen Hauptwerkes an dem Beispiel Philippis, des Vorkämpfers der Rostocker protestantischen Orthodoxie, auf diese historische Denkwürdigkeit hingewiesen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß in aller subjektiven Aufrichtigkeit solche Verhärtungen sich einstellen müssen, wo man den Grund des einheitlichen Bewußtseins gewaltsam zerstört hat. Und doch sind diese Gefahren, welche mit der Konversion, sei es bei den Konvertierten selbst, sei es bei ihren Nachkommen, schwer vermeidlich verknüpft scheinen, nur noch die geringeren Gefahren in ihrem Gefolge.

Unmittelbarer noch und tiefer verheerend für eine wahrhaft vaterländische Politik ist die Verführung zur Konversion durch diese Verquickung der Religion mit dem Staate. Es ist die höchste Form der modernen Sittlichkeit, welche in der Mitwirkung am Staate geleistet wird. Die Souveränität des Staates durchzuführen, auch gegen die sittlichen Mächte der Kirche, ist der tiefste Sinn der neueren Geschichte. Auch die Nationalität wirkt dabei in letzter Instanz nicht als Naturmacht mit, sondern sie wird in den Dienst der Staatsidee gehoben. Der Mensch darf nicht sein höchstes Heil schlechthin in seiner Nationalität, geschweige, wie man heute zu sagen sich erdreistet, in seiner angeblichen Rasse, erkennen, sondern er muß allgemeineren geschichtlichen Motiven sein Herz öffnen, und der Eingliederung in einen modernen Kulturstaat gutwillig sich einfügen. Höher als das Volk steht der Staat. Und nur des Staates wegen kann das Volk eine reine, vom Naturgefühl nicht lediglich ab-

hängige, sittliche Bedeutung aufrechterhalten. Alle Poesie des Vaterlandsgefühls wendet sich der Mitwirkung am Staate zu, an seinen hohen geistigen und sozialen Aufgaben, in denen die Veredlung des Menschengeschlechts angestrebt wird.

Wenn nun aber diese politische Arbeit des modernen Menschen der reinen Sittlichkeit förderlich werden soll, so muß sie in der Tugend der Treue ihren Quellpunkt bewahren. Denn auch im Staatswesen walten einschränkende Rücksichten, welche Mäßigung gebieten, andererseits aber umsomehr auch heißen Eifer der Konsequenz erfordern. Gerade hier wird die wahrhafte Religiosität, wie sie doch eben in der Nächstenliebe die ethische Humanität vorbereitet, hilfreich wirken können. Die Pietät in der Religion wird in der Achtung und Sympathie für andere Religionen sich bewähren. Kann sie das nicht, so widerlegt sie sich selbst, und begibt sich damit ihres Anteils an dem geschichtlichen Idealismus, welcher der Religion zusteht.

Nun bedenke man ferner die ungeheuerliche Komplikation von Vergehungen, die von Staatswegen durch die Verlockung zur Taufe an den Juden begangen wird. Wären es nur Geldmittel, mit denen hierbei gewuchert wird, so wäre der Schaden immerhin geringer. Aber der irdische Lohn, der hier auf den Glaubenswechsel gesetzt wird, betrifft auch nicht einmal etwa allein die Ehrenstellen, auf deren verschiedentliche Gipfel man allenfalls auch noch verzichten könnte; sondern es gilt hierbei auch in vielen Fällen den Lebensberuf. Das ist der wundeste Punkt in dieser ganzen Methode der Vergewaltigung. Vom Kindesalter schon nagt die Sorge an dem jüdischen Herzen, ob diejenige Richtung eingeschlagen werden darf, zu welcher Anlage und Neigung hinlenken. So wird der innerste Kern des Lebens von dieser Gefahr des Glaubenswechsels bedroht. Daß andererseits Leichtsinn und absoluter Weltsinn auf Seiten der Juden dieser Verführung entgegenkommen, braucht hier nicht näher beachtet zu werden, wo es sich nur um

die prinzipielle Ueberlegung handelt. Diese hat sich vorzugsweise an den Staat und seine Organe zu halten.

Es ist daher die größte Entehrung der Staatsidee, welche durch diese Verlockung begangen wird. Die Simonie war eine unverhüllte Entehrung des Amtes. Der Glaubenswechsel dagegen, als Bedingung zum Amte, versetzt die Wurzel der Amtsehre in Fäulnis. Denn diese liegt auch in der Tugend der Pietät, die dem Staate, wie der angestammten Religion, im Herzen jedes harmonisch gereiften Kulturmenschen gegründet ist. Wenn daher der patriotische Mitbewerb an den Staatsämtern in offenkundigem Cynismus an den Glaubenswechsel gebunden wird, so ist es eine dreifache Verfälschung einer sittlichen Pflicht, der man sich schuldig macht: man entehrt die Religion, das Vaterlandsgefühl und den Staat.

Eine elementare Forderung für das Recht der Religion zur Fortexistenz muß daher vor allem die unnachsichtliche Ausrottung dieses empörenden Notstandes sein. Um es schroff, aber deutlich auszudrücken: wenn diese Verhöhnung der Religion, wie sie bei uns jetzt Politik ist, fortdauern könnte, so würde man denen Recht geben können, welche an der Möglichkeit einer anständigen Religion überhaupt verzweifeln. Und es läge vielleicht nicht bloß Pessimismus in dem Anschluß an diese Parole. Denn es könnte vielleicht aus einer radikalen Abweisung der Kirchenreligionen eine neue ethische Vorstufe der Religion sich herausbilden.

Indessen lassen wir uns von Zeitströmungen, auch wenn sie ein Menschenalter und mehr, wie man fürchten muß, verheeren, nicht bestimmen, die prinzipielle Disposition zu verlassen. Wir halten fest an der Zuversicht, daß die echten geistigen und sittlichen Kräfte der Religionen schon aus der Logik ihrer Tendenz heraus zu innerlicher Versöhnung und zu verbündeter Kulturarbeit streben müssen. Ihre Kämpfe, wenn sie nur wenigstens im Zusammenhang mit den Mitteln der Wissenschaft geführt werden, müssen zur Ausgleichung der dogmatischen Gegensätze hintreiben. Noch immer bleibt es

tiefe Wahrheit, was Nathan der Weise als das Kennzeichen des echten Ringes offenbart hat. Aber zur Menschenliebe tritt immer deutlicher auch die Liebe zur Wissenschaft, zur Menschenvernunft, als ein untrügliches Sympton echter Religiosität hinzu. Die Bibelkritik der protestantischen Theologie ist das beste Gegengift gegen den Judenhaß. Der Prophetismus ist als Universalismus nunmehr erkannt. Und die soziale Predigt der Propheten ist als ein sittliches Urelement der Religion fest gegründet. Der Messianismus wird sich bei ihnen der christologischen Umdeutung für die individuelle Erlösung auch noch entäußern lernen.

Auf Seiten des modernen Judentums werden die sittlichen Kulturtendenzen immer deutlicher und immer vorwiegender zur Ausprägung gebracht, so weit dies durch die Veranstaltungen der jüdischen Gemeinden, denen der Staat keine in Betracht kommende Unterstützung widmet, geschweige Anerkennung ihrer Wissenschaft an den Universitäten — billigerweise gefördert werden kann. Es ist ein tiefer Schaden, daß das Judentum in seinen religiösen Körperschaften und in seinen rabbinischen Vertretungen die soziale Frage nicht als sein prophetisches Erbgut aufpflanzen kann, während Katholizismus und Protestantismus von diesem „praktischen Christentum" eine beträchtliche Empfehlung genießen. Aber theoretisch, wie praktisch, lebt der prophetische Sozialismus in den messianischen Ideen und den festlichen Einrichtungen der Synagoge, wie in der Weltmacht ihrer Armenpflege und ihrer Notwehr gegen die internationalen Vergehungen und Verbrechen an ihren Glaubensgenossen.

Wir haben uns nicht über die Linie der theoretischen Erörterungen hinauszubewegen. Weder Programme zu versuchen, noch sonst praktische Ratschläge zu erteilen. Der ruhige geschichtliche Blick wird immer an zwei Punkten sich fest und sicher orientieren.

Erstlich ist das Judentum von einer historischen Ursprünglichkeit, in welcher es alle Kulturreligionen übertrifft. Eine solche Urkraft kann nicht als er-

setzbar scheinen. Das Ursprüngliche ist in allen Fragen kräftiger, einheitlicher, reiner als alles Abgeleitete. Das Judentum hat sich in den Jahrtausenden erhalten. Ob es sich weiter erhalten wird, darüber haben wir nicht Vermutungen zu hegen. Die Gesinnungen und Bestrebungen, welche auf eine allmähliche Ausrottung gerichtet sind, kennzeichnen sich und richten sich somit selbst als Gegensatz zur Humanität. Aller Staatsweisheit und Geschichtsphilosophie dieser Art gegenüber fordern wir, daß es sich weiter erhalten muß; wir fordern dies aus der prinzipiellen Lage der religiösen Dinge heraus.

Und der andere Punkt ist die Tendenz der modernen Kultur, und zwar des modernen Staates. Die Wissenschaft bildet zwar die Grundlage; aber wofern sie nicht in systematische Philosophie hinausgeführt wird, kann sie noch keine hinreichende Bürgschaft für wahrhafte ethische Kultur gewähren. Der Staat dagegen steuert immer zielbewußter jetzt auf seine Souveränität hin, und auf seine sittliche Selbständigkeit. Der Staat ist das zentrale Problem der modernen Völker; und ihm enthüllt sich das unentrinnbare Schreckbild des Anarchismus, wo immer eine Macht der Erde sich dem Mittelpunkt entgegengestellt, den er für die sittliche Kultur bildet. Der Staat wird daher auch die Versöhnung der Religionen zu Stande bringen, um sie für das Ideal der systematischen Ethik im Staate der Ethik dienstbar zu machen.

Mose Chaim Luzzatto.

(1707–1747.)

Von

Simon Bernfeld.

Die Leidensgeschichte des jüdischen Volkes erschöpft sich nicht in den blutigen Verfolgungen, die es die Jahrhunderte hindurch erlitten hat, in den Leiden, von denen Stobbe sagt: „Es wäre eine schauerliche und undankbare Aufgabe, durch den Verlauf der Jahrhunderte die Zeugnisse zu sammeln für die Unduldsamkeit, Barbarei, Gewinnsucht und den Aberglauben der Herrscher und des Volkes und die beispiellose Widerstandskraft, Zähigkeit und den Opfermut der Juden, welche mit derselben Energie, mit welcher sie einst den Römern getrotzt hatten, jetzt die Verfolgungen ertrugen und noch Lebenskraft behielten“. Der Höhepunkt dieser Geschichtstragödie ist in den inneren Leiden und Kämpfen zu erblicken, welche dieses Volk, dem die Lebensadern unterbunden wurden, zu erleiden hatte, in den unsäglichen Qualen, welche viele von den begabten und aufstrebenden Juden erfahren haben, da sie geistig und physisch in dem finsteren Ghetto verkümmern mußten und für jeden Versuch, sich zu befreien, schwer zu büßen hatten. Es hat Epochen in der jüdischen Geschichte gegeben, in denen das jüdische Volk müde geworden zu sein schien, unaufhörlich das Opfer der Verfolgungen und der Peinigungen zu sein. Es strebte nach

Freiheit, die auf natürlichem Wege zu erkämpfen ihm bereits zu einer Unmöglichkeit wurde, weshalb es die messianische Erlösung durch Wunder zu beschleunigen suchte. Und ebenso war es bereits manchem Juden unerträglich geworden, in geistiger Knechtschaft zu leben; sie strebten nach innerer Befreiung, nach einem neuen Lebensinhalt und nach neuen Idealen. Indessen zerrten sie nur vergebens an ihren Ketten, die umso tiefer ihnen ins Fleisch schnitten. Jeder Versuch des jüdischen Volkes, das schwere Joch von sich abzuschütteln, endete mit neuen Drangsalen und mit neuer Schmach. Und jedes Streben nach neuem Leben brachte nur neue Wirren und neue Verirrungen. Diese Erscheinung charakterisiert unsere Geschichte seit dem Beginn unserer Knechtschaft bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Zu den vielen Blutzeugen, welche die Geschichte des jüdischen Volkes aufzuweisen hat, gehört auch der große, reich begabte Dichter Mose Haïm Luzzatto, der vor zweihundert Jahren im Ghetto zu Padua das Licht der Welt erblickt hat. Seine Erlebnisse, das bittere Leid, das diese zarte Dichterseele zu erdulden hatte, erregen unser Mitleid für den unglücklichen Dichter, der im Alter von kaum vierzig Jahren so tragisch geendet hat. Aber nicht Luzzatto allein gehört unser Mitleid, sondern dem ganzen jüdischen Volke, das nach vielen Jahrhunderten der geistigen Müdigkeit einen gottbegnadeten Dichter hervorgebracht hatte, einen Dichter, reich an Phantasie und Schöpfungskraft, innig vertraut mit der Formenschönheit und dem Wohllaut der biblischen Sprache, mit einem feinen Sinn für poetische Schönheit begabt, und dieser Dichter wurde, bevor er noch das Höchste geschaffen hatte, was unstreitig in seinem Genie lag, ein Opfer der widrigen Verhältnisse, der unerträglichen stickigen Luft im Ghetto, der trostlosen Zustände, die damals in der Judenheit herrschten. Mose Haïm Luzzatto hätte uns zweifellos in der weltlichen hebräischen Poesie das Schönste geboten, was je in hebräischer Sprache geschaffen wurde. Denn sein dichterisches Genie reicht unstreitig an das Ibn-Gabirols und Juda Halevis heran. In der Beherrschung

der Sprache, in der Vertrautheit mit ihren poetischen Formen, steht er diesen großen Dichtern nicht nach. Aber er hat gegen sie den großen Vorzug, daß er modern, daß er europäisch ist. Seine Sprachbilder sind uns vertrauter, weil sie nicht dem arabischen Schrifttum und der arabischen Anschauungsweise entnommen sind. In seiner Dichtung herrscht nicht nur Rhythmus, sondern auch innere Symmetrie. In der Benutzung des hebräischen Sprachguts zeigt er eine erfreuliche Neuerung. Luzzatto ist der erste hebräische Dichter, der es verschmähte, biblische Phrasen anzuwenden; er bediente sich nicht der im Umlauf sich befindlichen Sprachmünzen, die durch den vielen Gebrauch bereits abgenutzt sind, sondern er prägte sich neue Goldmünzen, die auf ein Haar genau seine Gedanken und Empfindungen bewerten und bestimmen. Seine Verse sind formvollendet, fein und zart, ohne Künstelei, ohne die Absicht, zu glänzen, ohne die Anwendung von Wortspielen und Pikanterien, ohne das leidige Spielen mit biblischen Redewendungen, wie wir es auch bei den besten hebräischen Dichtern gewöhnt sind. Wenn man diese Schöpfungen Luzzattos liest, kann man sich von einem beklemmenden Gefühl nicht losmachen. Denn man sagt sich: was wäre nicht alles aus diesem reichbegabten Dichter geworden, wenn er in einer glücklicheren Zeit geboren wäre, wenn das jüdische Volk damals nicht Luft und Licht entbehrt hätte! Das Tragischste aber im Leben Luzzattos ist, daß nicht etwa die persönlichen Schicksale des Dichters seine freie Entwicklung gehemmt haben; denn seine Geburt und seine Jugend fallen in eine glückliche Zeit für sein Elternhaus. Er litt nur infolge der verworrenen und zerfahrenen Zustände unter den Juden. Mose Haïm Luzzatto hätte höchstwahrscheinlich ein glückliches Leben geführt, wenn er nicht in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein großer hebräischer Dichter gewesen wäre, und er wäre ein großer und glücklicher Dichter geblieben, wenn das jüdische Volk damals nicht in geistiger Verkümmerung gelebt hätte. Sein größtes Unglück war, daß er etwa drei Jahrzehnte nach dem Erlöschen der Sabbatai-Zewi-Bewegung geboren wurde, und daß noch

in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Todeszuckungen dieser Bewegung nicht aufgehört hatten.

Luzzatto wurde im Jahre 1707 in Padua als der Sohn angesehener und wohlhabender Eltern geboren. Sein Vater Jakob, der während der Geburt Mose Haïms einen großen Seiden- und Produktenhandel betrieb, und seine Mutter Diamante stammten beide von der weitverzweigten Familie Luzzatto ab, aus der so viele Gelehrte und Dichter hervorgegangen sind. Mose Haïm, der nicht das einzige Kind dieses Elternpaares war, zeigte schon in früher Jugend große Begabung und vielen Fleiß. Er wurde sehr sorgfältig erzogen, und sein Vater kargte keine Kosten, ihn vielseitig ausbilden zu lassen. Der junge Luzzatto lernte außer dem Hebräischen und dem Italienischen auch Latein, damals die Sprache aller Gebildeten. Seine talmudische Ausbildung, die in jener Zeit bei begabten jüdischen Jünglingen unerläßlich war, erhielt er im Hause des Rabbiners Jesaja Bassan, der seinem Schüler Zeit seines Lebens die größte Anhänglichkeit und Liebe bewahrte, auch als Luzzatto später von aller Welt verfolgt wurde. Indessen war gerade das Verhältnis des jungen Luzzatto zu seinem Lehrer sein Verhängnis. Im Hause Bassans fand er nämlich eine reichhaltige Sammlung kabbalistischer Schriften, und die lebhafte Phantasie des Knaben, der schon damals seine dichterische Begabung bekundete, wandte sich sofort der Mystik zu. Er lernte leicht das aramäische Idiom des Sohar und dessen geheimnisvoll tuenden Stil kennen und gefiel sich sehr in dessen Nachahmung.*) Das Verhältnis

*) Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Luzzatto nicht einmal in die poetischen Schönheiten des Sohar eingedrungen ist. Außerdem fielen ihm nicht die sprachlichen Schnitzer auf, die in einigen Partien dieses Buches vorkommen und für dessen Unechtheit sprechen. Luzzatto läßt sich sogar in seinem neuen Sohar dieselben sprachlichen Schnitzer zuschulden kommen. So gebraucht er das לאסגאה im Sinne von לרבות oder לאתויי. Als ich im Sommer 1906 in Moskau war, fand ich in der Privatbibliothek eines Sammlers, des Herrn Seelig Persitsch, ein schönes handschriftliches Exemplar von Luzzattos Sohar. Leider konnte ich das Buch diesmal nur flüchtig durchblättern. Ein tieferes Eingehen in Luzzattos Traumwelt wäre gewiß interessant.

Luzzattos zu der Kabbala ist ein recht eigentümliches. Man kann nicht einmal behaupten, daß er tief in diese Geheimlehre gedrungen sei; sie beschäftigte gewiß mehr seine Phantasie als seinen Verstand. Aber gerade deshalb erging er sich in phantastische Obstrusitäten, von denen selbst S. D. Luzzatto urteilt, daß, wenn man Mose Haïm Luzzatto nicht als geistesgestört bezeichnen will, man ihn für einen Betrüger halten müsse. Er war aber weder das eine noch das andere, vielmehr ließ er sich von seiner Einbildung fortreißen, zumal er um sich einen Kreis gleichgesinnter Jünglinge gesammelt hatte, die ihn bewunderten und seine Eitelkeit nährten. Jedenfalls vernachlässigte er dabei seine anderen Studien nicht, und auch in der hebräischen Dichtung machte er große Fortschritte. Im Alter von neunzehn Jahren versuchte er sich mit der Abfassung eines neuen Psalmenbuches, ebenfalls in 150 Liedern. Diese Psalmensammlung vollendete er im Sommer 1727. Später, als gegen ihn der Verdacht der Pseudo-Messianität erregt wurde, und man ihn zu verfolgen begann, wurde ihm diese Dichtung zum Vorwurf gemacht. Man beschuldigte ihn, er beabsichtigte oder hätte sich dessen gerühmt, die biblischen Psalmen durch die seinen zu verdrängen. Luzzattos Psalmenbuch ist niemals im Druck erschienen. Es hieß früher, eine alte Dame in Prag sei im Besitz der Handschrift, die sie um keinen Preis das Licht der Oeffentlichkeit erblicken lassen wollte. Indessen nach den zwei Proben, die von dieser Gedichtsammlung im hebräischen Jahrbuch „Bikkure Haïtim“ erschienen sind (Jahrg. 1825/26 S. 56, Jahrg. 1826/27 S. 99), wird man den Wert dieser im Stil der biblischen Psalmen gehaltenen religiösen Gedichte nicht sehr hoch einschätzen dürfen. In keinem Fall können wir uns dem Urteil Franz Delitzschs (Gesch. d. jüd. Poesie S. 91) anschließen, wenn er von diesem Versuche sagt, sie seien „durchatmet von dem zartesten Nationalgefühl“, „die Ausströmungen eines tiefen Gefühls“ (ib. S. 117). Mehr als die im genannten Jahrbuch abgedruckten Proben hat auch Delitzsch von diesen Psalmen nicht gekannt. Almanzi, der Luzzattos Biographie mit Liebe und Verständnis ge-

schrieben hat, urteilt mit Recht, daß, wenn das ganze Psalmenbuch so gehalten war, man es lediglich als rhapsodisch bezeichnen müsse (Kerem Chemed III, 132). Aber gleichzeitig hat sich Mose Haïm Luzzatto auch mit ernsten Dingen beschäftigt. Bereits im Alter von siebzehn Jahren begann er die Abfassung einer hebräischen Poetik. „Leschon limmudim", in der er zuerst die Regeln der Poesie im allgemeinen behandelt und dann auf die hebräische Dichtkunst übergeht. Im dritten Teil dieses Buches, der aber nicht gedruckt wurde, behandelte er auch die dramatische Dichtkunst, bei welcher Gelegenheit er Proben aus seinem biblischen Drama „Simson und die Philister" mitteilt; das Merkwürdige ist dabei, daß Luzzatto bei der Behandlung der hebräischen Poesie ebenfalls die Geheimlehre heranzieht. In diese Zeit fällt auch die Abfassung seines Dramas: „Migdal Oz" oder „Tummat Jescharim", „Eine feste Burg" oder „Die Harmlosigkeit der Redlichen", das er dem Sohn seines Lehrers, Israel Benjamin Bassan, zu seiner Hochzeitsfeier gewidmet hat. Dieses Drama ist erst im Jahre 1837 durch Letteris erschienen.

Man darf freilich an dieses Drama keine allzuhohen literarischen Ansprüche stellen. Die Erzählung ist kindlich-naiv. Sie könnte aber doch in der Hand eines geschickten, mit der Bühnentechnik vertrauten Dramatikers zu einer Art Märchenspiel benutzt werden, wie es heutzutage allgemein beliebt ist. Die Fabel ist folgende:

Auf der Spitze eines hohen, nur mit großer Mühe zugänglichen Berges befindet sich eine feste Burg, zu der kein Eingang zu entdecken ist. Das Dach der Burg trägt einen wunderschönen Garten, auf dem die herrlichsten Blumen wachsen. Die Burg zu zerstören tut aber dem König leid. Er läßt daher bekannt machen, daß derjenige, der den Eingang der Burg auffindet und deren Dach besteigt, die holde Prinzessin Salomea heimführen solle. Eines Tages besucht ein fremder Prinz, der Jüngling Salom, die Residenz. Er besieht die Burg und findet den Eingang zu ihr an einer ferngelegenen Höhle, die mit der Burg durch einen unterirdischen und bisher unbekannt gebliebenen Gang verbunden war. Da er von

der Bekanntmachung des Königs nichts wußte, so begnügte er sich damit, das Dach der Burg zu besteigen, worauf er sie verließ. Bald darauf ging ein Mann, namens Sisa, vorbei und merkte den Weg zur Burg, den der fremde Prinz gefunden hatte. Dieses meldete er rasch dem König, worauf ihm die Prinzessin Salomea versprochen wurde. Indessen hatte diese die Bekanntschaft des Prinzen Salom gemacht und ihn lieb gewonnen. Eine neidische Gefährtin, die ebenfalls den schönen Prinzen liebte, sann darauf, Salomea zu verderben. Es wird eine häßliche Intrigue angezettelt, die beweisen sollte, daß Salomea ihren aufgezwungenen Bräutigam Sisa habe ermorden wollen. Darauf wird die arme Prinzessin von ihrem getäuschten Vater zum Feuertode verurteilt. Vergebens sucht der Prinz sich zu opfern, um nur die unglückliche Prinzessin zu retten, da sie dieses Opfer nicht annehmen will. Im letzten Augenblick wird aber glücklicherweise der Betrug entdeckt, den Sisa begangen hatte, als er sich für den Finder des Eingangs ausgab. Bald darauf kam es auch heraus, daß die Beschuldigung gegen Salomea eine elende Verleumdung war. Natürlich endet die ganze Sache damit, daß der prinzliche Gast die liebliche Prinzessin heiratet.

Aber Luzzatto fand keine Befriedigung an seinen dichterischen Arbeiten. Er ließ sich immermehr von der Kabbala umstricken. Im Frühjahr 1727 glaubte er eine göttliche Erscheinung erlebt zu haben. Ja, auch eine Stimme wollte er vernommen haben, die ihm das Herannahen der messianischen Erlösung verkündete. Seitdem befaßte er sich beinahe ausschließlich mit der Mystik und schrieb eine fast unübersehbare Zahl von kabbalistischen Schriften. In der ersten Zeit scheute er sich noch, von seinen inneren Erlebnissen mit Fremden zu sprechen. Seine kabbalistischen Schriften zeigte er keinem Menschen. Indessen wollte es der Zufall, daß ein zugereister Gelehrter aus Jerusalem im Jahre 1729 einige Tage im Hause Luzzattos wohnte. Er hörte etwas von Mose Haïms Träumereien und erhielt auch Gelegenheit, einen Blick in dessen Schriften zu werfen. In Padua selbst sprach der Gast kein Wort dar-

über. Als er aber nach Venedig kam, nahm er den Mund voll und posaunte die Größe Luzzattos über alle Maßen aus. Man erfuhr davon in Padua, und bald wurde das Haus Luzzattos der Sammelpunkt mehrerer Altersgenossen, denen es die Kabbala ebenfalls angetan hatte. Unter diesen befand sich ein junger Arzt, namens Jekutiël aus Wilna, der in Padua zum Doktor der Medizin promoviert werden sollte. Im Juni 1729 besuchte dieser Jekutiël den jungen Luzzatto, durch den er in die Geheimnisse der Kabbala eingeweiht sein wollte. Diese Begegnung bildete für Mose Haïm den Anfang späterer Leiden und Verfolgungen. Denn der Pole schrieb bald darauf an den reichen Kabbalisten Mordechai Jaffe in Wien und an den Rabbiner Josua Heschel in Wilna, um das Lob Luzzattas aller Welt zu verkünden. Jekutiël wußte darin keine Grenze. Er ahnte nicht, daß er mit dieser Verhimmelung seines jungen Meisters ihm nur Unglück und Anfeindung zuziehen wird. Unterdessen weilte Luzzatto für kurze Zeit in Venedig, wo ihm das damals nur handschriftlich zirkulierende Buch Leon Modenas gegen den Sohar und die Kabbala (Ari-nohem) in die Hände kam. Man kann sich daher denken, welchen Eindruck dieses für die Kabbala vernichtende Buch auf den jungen Schwärmer machte. Er setzte sich gleich hin und schrieb in der Form eines Dialogs zwischen einem Freigeist und einem Kabbalisten eine Gegenschrift, die alle Einwürfe Modenas zurückweisen sollte. Diese Apologie für die Kabbala kam dem Rabbinat von Venedig zu Gesicht. Seitdem begann die Leidensgeschichte Luzzattos. Von verschiedenen Seiten zog sich über sein Haupt ein schweres Gewitter zusammen.

In der Judenheit stand wohl noch der Sohar hoch in Ehren, obwohl Leon Modena gegen seine Autorität jene vernichtende Kritik geschrieben hatte. Der ungläubige Autor selbst hatte ja garnicht gewagt, sein Buch auch durch den Druck zu veröffentlichen. Auch die Kabbala an sich wurde damals von keinem Juden öffentlich angezweifelt, wenn auch im Stillen wohl hin und wieder Bedenken gegen ihre Echtheit rege geworden sein mögen.

Indessen gegen die Kabbalisten, insbesondere gegen solche, die sich mit messianischen Weissagungen befaßten, herrschte seit dem unglücklichen Ende Sabbetai-Zewis großes Mißtrauen. Die Bewegung, die dieser ungewöhnlich begabte und in seiner Persönlichkeit überaus interessante Pseudo-Messias hervorgerufen hatte, wird zweifellos von einem großen Gedanken, oder wenigstens von einem großen nationalen Impuls ausgegangen sein. Hat sie doch die ganze Judenheit umfaßt, die morgen- und die abendländische, die gelehrten und gebildeten Juden, wie die unteren Volksschichten. Dieser Bewegung lag die Ungeduld des jüdischen Volkes zu Grunde, das bereits müde geworden war, den auf ihn schwerlastenden Druck, die tiefe Schmach und die Rechtlosigkeit länger zu ertragen. Aber die erhoffte Erlösung war nicht gekommen, hingegen mehrten sich seitdem die Erscheinungen, die auf eine innere Zersetzung des Judentums hindeuteten. Sabbetai-Zewi selbst hatte ja in den letzten Jahren seine messianischen Gaukeleien damit begonnen, die Autorität des talmudischen Judentums zu untergraben. Als er, da er nicht den Mut hatte, für seine Ueberzeugung zu sterben, zum Islam übergetreten war, begann im jüdischen Volk ein Zersetzungsprozeß, wie ihn die jüdische Geschichte sonst nicht kennt. Aus verschiedenen Gegenden traten gleichzeitig kabbalistische Schwärmer auf, Betrüger und Betrogene, die alle das herannahende Ende des schmachvollen „Golus" prophezeiten und dies durch allerhand Geisterbeschwörungen und sonstigen Hokuspokus beschleunigen zu können vorgaben. Es war dies eine Art geistiger Epidemie in der Judenheit, die in ein und derselben Zeit in der Türkei, in Italien, in Polen, in Mähren u. s. w. auftrat. Was in der zweiten Hälfte des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in den jüdischen Gemeinden mit diesen Dingen getrieben wurde, und was da alles Glauben fand, möchte man heutzutage kaum für möglich halten. Als Probe mag ein Vorfall dienen, der sich in der damals sehr angesehenen mährischen Gemeinde Nikolsburg im Jahre 1696 abgespielt hat.

Es kam nämlich damals nach Nikolsburg ein junger

Mensch aus Polen, namens Abraham ben Chajim. Er trieb sich hier in den Straßen herum und gab vor, er sei von einem bösen Geist besessen, der ihn seit Jahren in der schrecklichsten Weise peinige. Er erleide dies als Strafe für Sünden, die er früher begangen habe. In der Gemeinde zeigte sich natürlich großes Mitleid mit dem Unglücklichen. Der damalige Oberrabbiner von Mähren, David Oppenheim, der durch seine große Büchersammlung berühmt wurde, glaubte ganz ernstlich an diese Geschichte vom bösen Geist. Er hätte es gerne gesehen, wenn der Kabbalist Mose Präger, der in hohem Ansehen stand, sich des leidenden Jünglings angenommen hätte. Und wie auf eine göttliche Fügung kam auch Präger plötzlich nach Nikolsburg und übernahm die Heilung des Polen. David Oppenheim selbst mußte in Geschäften nach Wien reisen, aber die Mitglieder des Nikolsburger Rabbinats willigten ein, dem Wundertäter zu assistieren. Nachdem Mose Präger zuerst allerhand vergebliche Versuche gemacht hatte, den Geist in Güte zu bewegen, den polnischen Jüngling in Ruhe zu lassen, da der Geist laut heulend sich dessen weigerte, kam es zu einem öffentlichen Auftreten in der Synagoge, wo Mose Präger in Gegenwart eines großen Publikums von Juden und Christen den Geist zwang, einen gütlichen Vergleich abzuschließen. Wenn seine Bedingungen angenommen würden, wollte der Geist den Jüngling in Ruhe lassen. Dieses geschah und am nächsten Morgen erwachte Abraham, völlig ruhig und gesund. Die ganze Gemeinde war außer sich vor Freude. Tags darauf versammelten sich alle in der Synagoge, und die Rabbiner erklärten den Bann für aufgehoben, den sie früher über den bösen Geist verhängt hatten. Es dauerte aber nicht lange, da spukte es wiederum in der Gemeinde. Ein Jude aus Palästina bezeugte, er habe den bösen Geist drohen hören, er würde den polnischen Jüngling wieder heimsuchen, wenn nicht Mose Präger selbst, wie es ausgemacht worden sei, den Bann über ihn aufheben würde. Erst nachdem auch dieses geschehen war, gab der böse Geist Ruhe. Diese wunderbare Geschichte wurde beschrieben, durch zwölf bekannte Rabbiner bestätigt

und im Druck der ganzen Judenheit bekannt gegeben. Alle glaubten daran und niemand fiel es ein, den polnischen Jüngling, den Kabbalisten Mose Präger und den palästinensischen Eideshelfer insgesamt für eine schamlose Schwindlerbande zu erklären, die sich die Leichtgläubigkeit ihrer Glaubensgenossen zunutze gemacht hat.

Unter solchen Umständen wird man das Auftreten jener Männer rechtfertigen, die diesem Treiben Einhalt tun wollten. Mit Recht waren ihnen alle marktschreierischen Kabbalisten verdächtig, die mit Berufung auf den Sohar und mit Anwendung von kabbalistischen Floskeln nicht nur die leichtgläubige Masse betörten, sondern alles im Judentum auf den Kopf stellten. Freilich darf man nicht alle Kabbalisten jener Zeit, die von sich reden machten, in einen Topf werfen. Nicht alle waren sie gemeine Betrüger, vielmehr gab es auch unter ihnen solche, die ehrliche Theosophen und Mystiker waren, die sich eine eigene Welt in ihrer Phantasie aufgebaut haben und in ehrlicher Ueberzeugung nach religiöser Wahrheit rangen. Da im Sohar und in manchen kabbalistischen Schriften tatsächlich Einiges vorhanden ist, welches mit dem im Judentum Geltenden in Widerspruch steht, so war ja der Konflikt zwischen diesen Mystikern und den verständigen Rabbinern unvermeidlich. Insbesondere wo es sich um die Auffassung der göttlichen Natur handelt und des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch. Der Kabbala hafteten, wie Kenner wissen, von Anbeginn zwei Richtungen an, die mit der Gotteslehre des Judentums nicht in Einklang zu bringen sind. Von der einen Seite wurden in sie panteïstische Anschauungen hineingetragen, und von der anderen Seite die Lehre des Dualismus oder sogar der Trinität im Wesen Gottes. Wenn man in früheren Zeiten über diese Dinge aus Unkenntnis oder aus Unachtsamkeit hinweggegangen war, so drängte sich jetzt das Verständnis für die Gefahr auf, die dem Judentum aus der Verbreitung solcher Irrlehren droht. Gewiß, es war dies überaus tragisch, daß nun im Judentum ein arger Gewissenszwang entstand, daß man ehrlichen Menschen verbot, ihre Ueberzeugung vorzutragen, ihre Ansichten

über Gott und die Welt zu äußern, gleichviel ob diese Ansichten richtig oder unrichtig waren, aber andererseits sah man im Judentum ein Chaos entstehen, als ob alle Bande, die bis dahin das jüdische Volk zusammengehalten hatten, sich lösen wollten. Dazu schien es auch, daß die Sittlichkeit unter den Juden, auf die unser Volk mit Recht stolz war, untergraben würde. Ein geistiger Anarchismus bemächtigte sich der Juden; man muß somit auch den Männern gerecht werden, die dessen weiterem Umsichgreifen verhindern wollten. Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesem Kampfe oft große Härte, Gewissenszwang und noch größeres Unrecht verübt wurden. Aber im allgemeinen war es doch ein ehrlich gemeinter Kampf, und man kann nur jene unglücklichen Menschen bedauern, die in einer Zeit geboren wurden, wo man nicht jeden ruhig gewähren lassen konnte, mochten seine Ansichten noch so befremdend wirken. Zu diesen bedauernswerten Zeitgenossen gehörte auch unser Dichter Mose Haïm Luzzatto.

Mordechai Jaffe hatte den bereits erwähnten Brief Jekutiëls, der auf uns den Eindruck abgeschmacktester Faseleien macht, vervielfältigen und an mehrere Rabbiner Deutschlands verschicken lassen. Unter anderen bekam auch der bekannte Mose Chages in Altona eine Abschrift dieses wunderlichen Schreibens. Mose Chages, der aus Palästina stammte, war zwar kein bedeutender Denker, aber er verstand doch mehr von der Kabbala als die deutschen Rabbiner der damaligen Zeit. Ihm konnte man mit den hochtrabenden kabbalistischen Phrasen nichts weißmachen, denn er wußte recht gut, wohin dies alles hinaus wollte. Etwa 25 Jahre früher hatte er mit dem abgefeimten Abenteurer Chajon, der seiner Zeit die große Gemeinde Amsterdam in Hader und Zwistigkeit gebracht, einen heftigen Kampf geführt, indem er sich dem Chacham Zewi, dem Rabbiner der deutschen Gemeinde zu Amsterdam, anschloß und Chajon entlarven half. Seitdem wohnte Chages, der infolge der Amsterdamer Streitigkeiten die Hauptstadt Hollands hatte verlassen müssen, in Altona. Obwohl er kein Amt bekleidete, genoß er doch in Altona selbst und in anderen Gemeinden

großes Ansehen. Andererseits hielt sich Chages für eine Art Glaubenswächter, dem die Pflicht oblag, in der ganzen Judenheit auf Rechtgläubigkeit zu sehen. Er beeilte sich deshalb, am 1. November 1729 an das Rabbinat von Venedig ein energisches Schreiben ergehen zu lassen mit der Aufforderung, diesem Unfug Luzzattos ein Ende zu machen. Damit kam Chages den Rabbinern von Venedig nur entgegen, da sie Luzzatto die Kritik gegen Modenas Schrift sehr übelnahmen. Der junge Dichter, dem dieses Auftreten der Rabbiner Furcht einflößen mußte, beeilte sich, Mose Chages in einem bescheiden gehaltenen Brief vom 30. November zu beruhigen. Er habe mit dem Anhang Sabbetai-Zewis nichts zu tun. Er sei kein Prophet und rühme sich nicht, Wunder getan zu haben. Wahr sei nur, daß er sich mit der Geheimlehre befasse und ihm die göttliche Wahrheit offenbart wurde. Diese Gnade hat ja der Gott Israels schon vielen vor ihm gewährt, die alle treu zur jüdischen Lehre gehalten haben. Luzzatto beschwor Chages, keinen Streit hervorzurufen und wenn er gegen den Dichter Mißtrauen hege, so möge er bei Jesaja Bassan und den anderen Rabbinern von Padua über ihn und seine Rechtgläubigkeit Auskunft einholen.

Dieses bescheidene Schreiben scheint Chages zuerst beruhigt zu haben. Am 31. Januar 1730 schrieb er an Luzzatto, er habe seinen Brief in Gegenwart der Gelehrten und des Oberrabbiners der Drei-Gemeinden (d. h. der vereinigten Gemeinden Hamburg, Altona und Wandsbeck, der Oberrabbiner war damals Ezechiel Katzenellenbogen) gelesen. Es sei jedoch nicht recht, daß ein junger und unverheirateter Mann, wie Luzzatto, sich mit solchen Dingen befasse. Als Freund rate er ihm, auf seine Zukunft bedacht zu sein und von der Kabbala zu lassen. Luzzatto sei ja bekanntlich wohlhabend und habe es nicht nötig, des Geldes wegen sich mit Weissagungen abzugeben. Er täte besser, erst ins reife Alter zu kommen, um sich dann mit diesen Fragen zu beschäftigen. Dieser Brief war in einem Schreiben von Ezechiel Katzenellenbogen eingeschlossen, das an das Rabbinat von Padua gerichtet war. Der Oberrabbiner der Drei-Gemeinden bat darin,

für die Zukunft Unglück zu verhüten, und Luzzattos Treiben nicht zu dulden.

Luzzatto hatte unterdessen am 14. Februar an die Rabbiner von Venedig geschrieben und sie ebenfalls gebeten, ihn gerecht und vorurteilsfrei zu beurteilen. Aber die Herren würdigten ihn keiner Antwort. Darauf schrieb er an die Rabbiner von Livorno (am 18. Februar 1730), sie um Beistand bittend. Er richtete das Schreiben an seinen Freund Emanuel Calvo, dieser möchte für ihn in Livorno eintreten. Er sagt da ausdrücklich, daß er seit seinem 20. Lebensjahr göttliche Offenbarungen habe, und nach längerer Vorbereitung sei ihm auch der Prophet Elia erschienen. Was den Brief Jekutiëls betrifft, so habe er von dessen Inhalt nichts gewußt. Mose Chages habe darüber alle Welt in Bewegung gesetzt, und darauf habe das venezianische Rabbinat gegen ihn eine hochnotpeinliche Untersuchung angeordnet. Diese wurde von den Rabbinern Paduas gegen ihn geführt, ohne daß gegen ihn etwas einzuwenden gewesen wäre. Nun wisse Luzzatto, daß Chages sich auch an das Rabbinat von Livorno gewendet habe. Er, der Dichter, bitte dringend um eine vorurteilslose Untersuchung. Es sei nicht seine Absicht gewesen, daß diese Dinge bekannt würden, aber da dies nun einmal schon geschehen sei, so lasse es sich nicht mehr verbergen. Zweifellos habe der Satan dabei seine Hand im Spiel. Er gönne nicht dem jüdischen Volke, daß über ihm das Licht der Wahrheit aufgehe. Luzzatto legte diesem Schreiben eine Probe aus seinem neuen Sohar bei. Wie es aber scheint, war sein Freund Calvo mit diesem Treiben nicht einverstanden. Denn er meinte in seiner Antwort an Luzzatto vom 12. März, daß es jedenfalls besser wäre, solche Dinge nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen. Noch strenger ging das Rabbinat von Livorno mit dem jungen Schwärmer ins Gericht. Die Probe aus dem neuen Sohar habe in Livorno ganz und gar nicht gefallen. Es sei keine Art, so dreist und anmaßend über göttliche Fragen zu schreiben. Auch wollten sie von ihm durch ein Wunder die Bestätigung seines Verkehrs mit den Engeln und dem Pro-

pheten Elia haben (Schreiben des Livorner Rabbinats vom 10. März). Luzzatto schrieb jetzt am 24. März 1730 selbst an das Rabbinat zu Livorno, das vom ihm verlangte Wunderzeichen ablehnend. Er habe niemals behauptet, Wunder tun zu können, auch nicht für die Zukunft geweissagt. Es sei ihm garnicht darum zu tun, Anhänger zu werben, wie ja seine Beschäftigung mit der Kabbala nur durch eine Indiskretion bekannt geworden sei. Erst durch das Schreiben Chages habe man in Padua davon erfahren. Und weil er Chages kenne, daß er alle Welt alamieren würde, habe sich Luzzatto an die Rabbiner von Livorno gewandt, damit sie ihn nicht ungehört verdammen.

Unterdessen richtete Chages am 14. März einen Brief an den Rabbiner Simson Morpurgo in Ancona mit dem Auftrage, er möge sich mit den Rabbinern Abraham Segré in Casale und Josef Ergas in Livorno nach Padua begeben, um die Sache Luzzattos einer strengen Untersuchung zu unterziehen. Morpurgo lehnte das für seine Person in einem Schreiben vom 13. April ab, Zeitmangel vorschützend. Er habe bereits in dieser Angelegenheit an den Rabbiner in Padua geschrieben und darauf die Antwort erhalten, daß es heilige Pflicht sei, das, was einem Gott offenbart, den Menschen mitzuteilen. Solches ließe sich nicht verbieten. Morpurgo schlug an seiner Stelle den Rabbiner David Finzi aus Mantua vor und schrieb am 14. April an den Rabbiner Ergas, nach Padua zusammen mit den Rabbinern Finzi und Segré zu gehen und dort auf Luzzatto einzuwirken, daß er, wenn er von seinen kabbalistischen Studien nicht lassen wolle, seinen Wohnsitz im heiligen Land nehmen müsse. Aber die Rabbiner lehnten jede Einmischung ab. Chages sah sich veranlaßt, am 17. April ein energisches Schreiben an das Rabbinat von Venedig zu richten. Er habe aus Mantua Nachricht erhalten, wonach die Untersuchung gegen Luzzatto lässig geführt worden sei. Chages wollte sich auf niemand weiter verlassen. Luzzatto müßte selbst nach Venedig kommen und sich vor dem Rabbinat rechtfertigen. Auch von vielen deutschen Rabbinern er-

ging jetzt ein strenger Bann gegen Luzzatto und seinen Anhang. Seine Schriften müßten alle verbrannt werden.

Luzzatto versuchte jetzt, das ihm drohende Unheil abzuwehren. Er schrieb am 19. April an Morpurgo, daß man ihn, Luzzatto, verdächtige und wegen Taten beschuldige, die er nicht verübt habe. Selbst seine Schriften habe er nur wenigen Freunden mitgeteilt. Bevor Mose Chages die Sache aufgebauscht habe, sei sie in Padua völlig unbekannt gewesen. Ohne ihn zu kennen, habe Chages ihn verurteilt. Wer seine Beschäftigung mit der Kabbala kennen wolle, möge ihn besuchen. In eine öffentliche Behandlung solcher Dinge wolle er sich nicht einlassen. Morpurgo antwortete diesmal Luzzatto am 4. Mai und beschwor ihn nachzugeben. Auch Jesaja Bassan, der damals bereits in Reggio wohnte, begab sich auf das Drängen des venezianischen Rabbinats im Juli nach Padua, wo auch als Vertreter des genannten Rabbinats Jakob Belillos und Mose Menahem Merari eintrafen. Als Unparteiischer bei dieser Untersuchung fungierte der Rabbiner Nehemia Kohen aus Ferrara. Auf Einwirken dieser Männer entschloß sich endlich Luzzatto am 17. Juli folgende Verpflichtung zu unterzeichnen:

„Ich verpflichte mich hiermit getreulich und unter dem heiligsten Eid ohne jeden Vorbehalt, mich von heute ab nicht mehr mit kabbalistischen Beschwörungen abzugeben, sei es in welcher Sprache immer, auch nichts zu veröffentlichen, bevor es mein Lehrer Jesaja Bassan durchgesehen hat. Die Schriften kabbalistischen Inhalts, die ich bisher verfaßt habe, übergebe ich meinem Lehrer, damit er sie nach Gutdünken aufbewahre. Dies alles verpflichte ich mich unter Eid und Bann . . . Padua, 3. Ab 5490. Mose Haïm Luzzatto".

Dieses „Bekenntnis" Luzzattos wurde gleich vervielfältigt und an die jüdischen Gemeinden verschickt, und Morpurgo beeilte sich, Chages zu beruhigen und ihm mitzuteilen, daß Luzzatto seine kabbalistischen Schriften an Bassan ausgeliefert habe. Nun müsse man den jungen Luzzatto mit Achtung behandeln. Luzzatto soll sogar bald darauf die Autorisation für das Rabbiner-

amt erhalten haben, oder sie soll ihm für die nächste Zeit in Aussicht gestellt worden sein.

Es begann nunmehr eine ruhige Zeit für den jungen Dichter, der sich seitdem wieder der hebräischen Muse hingab. Wir besitzen von ihm aus jener Epoche manche schöne Gedichte, worin sich Luzzattos meisterhafte Beherrschung der hebräischen Sprache und ihrer poetischen Feinheiten zeigt. Im Jahre 1732 oder 1733 befand sich Luzzatto in Mantua, wo er sein schönes Gedicht „Die Gleichnisrede" veröffentlichte. In diesem Gedicht, das er einem Freunde als Hochzeitsgeschenk widmete, ließ er die Dreistigkeit und die Furchtsamkeit personifiziert auftreten und untereinander streiten, worauf von ihnen die Weisheit als Richterin angerufen wird. Diese entscheidet vermittelnd, indem sie in jeder Eigenschaft das Gute nachweist. Dreistigkeit gewähre Mut, und die Furchtsamkeit bedeute zarte Schüchternheit. Beide gepaart, wie dies bei dem mutigen Bräutigam und der zartschüchternen Braut der Fall sei, gebe eine gute Verbindung ab. Man muß dieses schöne und sinnige Gedicht im Original lesen, um dessen Reiz ganz zu würdigen. Es gefiel auch in Mantua außerordentlich, und da Luzzatto auch sonst einen höchst angenehmen Eindruck machte, so erwarb er sich die Gunst der Zippora Finzi, der Tochter des dortigen Rabbiners David Finzi. Luzzatto schrieb an seine Eltern und erbat sich ihre Zustimmung zu seiner Verlobung mit diesem Mädchen. Dies taten die Eltern freudig, und bald darauf fand auch die Hochzeit statt, bei welcher Gelegenheit das Brautpaar von verschiedenen Seiten nicht wenig angesungen wurde.

Indessen war Luzzatto von der Kabbala zu tief umstrickt, als daß er sich von ihr für immer hätte lossagen können. Schon am 12. Mai 1734 beendete er eine Schrift über „die Grundprinzipien der Geheimlehre", eine kabbalistische Dichtung über die Befreiung Israels aus Aegypten, die übrigens manche sehr schöne Strophen enthält, ferner eine Dichtung über die Offenbarung am Sinai und endlich einen methaphysischen Dialog zwischen der Vernunft
[illegible]der Seele. Zu dieser letzten Schrift, die unstreitig

kabbalistischen Inhalts ist, erhielt er am 29. Juni die Druckerlaubnis von Jesaja Bassan. Man weiß nicht, ob Bassan aus Oberflächlichkeit diese Erlaubnis erteilt hat oder weil er mit Luzzattos Anschauungen übereinstimmte. Jedenfalls hat er dadurch über seinen ehemaligen Schüler neues Unglück heraufbeschworen.

Bei dem unvermeidlich gewordenen neuen Konflikt zwischen Luzzatto und dem venezianischen Rabbinat standen die Dinge jetzt für den Dichter insofern viel ungünstiger, als er mittlerweile vermögenslos geworden war. Zwischen Luzzatto und seinen Verwandten war ein arger Streit entstanden, und das von ihnen gemeinsam geführte Geschäft sollte aufgelöst werden. Infolge dieses Zwistes verloren Jakob und Mose Haïm Luzzatto ihr Vermögen. Es war sicher zu erwarten, daß der verarmte kabbalistische Schwärmer nicht mit derselben Schonung würde behandelt werden, wie früher der wohlhabende. Jakob Emden, der in diesen Streit, wie überhaupt in alle derartige Vorgänge, seiner Zeit einzugreifen nicht unterlassen konnte, nahm kein Blatt vor den Mund und bemerkte gegen das venezianische Rabbinat hämisch: Luzzatto habe schon anläßlich des ersten Konfliktes eine strenge Behandlung verdient, nur sei er damals reich gewesen und wurde deshalb zarter angefaßt. Diese Bemerkung konnte sich Emden in seiner Art nicht verbeißen.

Das venezianische Rabbinat hatte unterdessen Luzzatto nicht aus den Augen gelassen. Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß der Dichter seine Beschäftigung mit der Kabbala wieder aufgenommen hatte. Als Spion diente den Herren aus Venedig ein gewisser Salomo Salman aus Lemberg, der ihnen von Zeit zu Zeit Bericht über Luzzatos Tun und Treiben erstattete. An sich schon war dieser Spionierdienst des Polen nicht schön, aber Bassan beschuldigte ihn noch außerdem, daß er ein niedriger und undankbarer Mensch war, der für Geld alles tat. Salomo Salman berichtete nach Venedig, daß Bassan seinem Schüler die ihm früher abgenommenen kabbalistischen Schriften zurückgegeben habe. Außerdem habe er, Salman, in Erfahrung gebracht, daß in Krakau

der Sohar mit einem Kommentar Luzzattos gedruckt werden sollte. Die Rabbiner von Venedig traten darauf zu einer Beratung zusammen. Jakob Belillos bezeugte jetzt vor ihnen, er habe anläßlich der Untersuchung, die er im Sommer 1730 gegen Luzzatto geführt, von einem Schüler Luzzattos gehört, daß sein Meister einen Psalter verfaßt hätte, der dereinst dem biblischen Psalter verdrängen würde, da er einen höheren Wert besäße. Auch habe Belillos bei Luzzatto handschriftliche Beschwörungsformeln gesehen. Mit dieser Aussage kam er erst jetzt nach vier Jahren. Dasselbe bezeugt auch Mose Menahem Merari, nur fügte er hinzu, daß er nicht wisse, ob es wirklich die Handschrift Luzzattos gewesen sei. Ueber die andern verdächtigen Momente habe ihm damals Luzzatto eine Aufklärung gegeben.

Auf Grund dieser, immerhin nicht einwandsfreien Aussagen beschloß das venezianische Rabbinat am 11. November 1734, nach Padua eine Untersuchungskommission zu senden. Diese Kommission war zusammengesetzt aus den bereits erwähnten Belillos und Merari, zu denen sich noch Gabriel Padovani gesellte. Diese Männer sollten Luzzatto nochmals verwarnen und ihm das Versprechen abnehmen, daß er fürderhin keine Vorlesungen über Kabbala abhalten und auch ohne Genehmigung des venezianischen Rabbinats keine kabbalistischen Schriften veröffentlichen würde. Luzzatto empfing diese Sendlinge ruhig, weigerte sich aber entschieden, auf ihr Ansinnen einzugehen. Er habe das von ihm im Sommer 1730 gegebene Versprechen eingehalten. Wenn er vor wenigen Genossen über Kabbala spreche, so heiße dies keine Veröffentlichung, solange er ihnen nichts schriftlich gebe und auch nichts drucken lasse. Was er aber durch den Druck zu veröffentlichen gedenke, dafür werde er zuerst die Approbation seines Lehrers Bassan erbitten. Als jedoch die Abgesandten von Venedig dringlicher wurden und gegen Luzzatto einen inquisitorischen Ton anschlugen, verlor er endlich die Geduld und verbat sich entschieden jede Einmischung des venizianischen Rabbinats. Er sei garnicht verpflichtet, sich der Jurisdiktion von Venedig zu

unterwerfen, da er der unabhängigen Gemeinde Padua angehöre. Im übrigen möge man sich mit den Anschuldigungen gegen ihn an seinen Lehrer Bassan und an seinen Schwiegervater Finzi wenden. Diese würden schon alle Verleumdungen und Lügen entkräften. Um keinen Preis wollte sich der Dichter dazu verstehen, ein schriftliches „Schuldbekenntnis“ zu unterfertigen, wie die Untersuchungskommission von ihm verlangte.

Trotz der Entschiedenheit, die Luzzatto diesmal bekundet hatte, war ihm doch nicht sehr wohl zu Mute. Der unglückliche Dichter, der überhaupt keine Kampfesnatur war und sich so wenig in der Welt der harten Tatsachen zurechtfand, wußte recht gut, daß er bei seinen Gegnern in Venedig auf keine Schonung zu rechnen hatte. Er machte sich deshalb bereits mit dem Gedanken vertraut, Italien zu verlassen und so seinen Gegnern aus dem Wege zu gehen. In der Fremde hoffte er, unangefochten leben zu können. Aber das venezianische Rabbinat kam doch Luzzatto zuvor; es gab dem Unglücklichen einen Steckbrief auf den Weg mit. Die schroffe Ablehnung des Dichters hatte in Venedig den größten Zorn hervorgerufen. Am 3. Dezember 1734*) wurde über Luzzatto von den sechs Rabbinern Venedigs der Bann verhängt und dies gleich den auswärtigen Gemeinden

*) Die Daten dieses Vorganges, dessen Kenntnis für die Zeitgeschichte nicht unwichtig ist, müssen kritisch gesichtet werden. Josef Almanzi, der Biograph Luzzattos, hat da eine arge Konfusion angerichtet, worauf schon Grätz (Gesch. d. J. X, 381) hingewiesen hat. Almanzi läßt das venezianische Rabbinat am 15. Marcheschwan 5495 = 11. November 1734 die Untersuchung über Luzzatto beschließen, den Bann aber schon am 6. Marcheschwan desselben Jahres = 2. November in den Synagogen von Venedig kundgeben. In Wahrheit aber handelte es sich um die Wiederholung des Bannes, die eine Spitze gegen Bassan hatte. Dieser Bann wurde am Freitag den 5. Marcheschwan 5496 = 21. Oktober 1735 beschlossen und tags darauf in den Synagogen verlesen. Im Jahre 5495 fiel der 5. Marcheschwan gar nicht auf einen Freitag. Das Datum des zweiten Banns (Kerem Chemed III. 156—159) ist auch deutlich angegeben. Es heißt da, im Jahre ולא יהיה עוד מבול לשחת הארץ Die Jahreszahl findet sich in den Buchstaben לשחת הארץ, was Almanzi übersehen hat.

mitgeteilt; natürlich auch Mose Chages, der damals in der ganzen Judenheit stillschweigend als Oberketzerrichter anerkannt gewesen zu sein scheint. Daß Chages dafür gesorgt hat, die Verurteilung Luzzattos überall bekannt werden zu lassen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Das Rabbinat von Padua verhielt sich passiv. Es scheint das rücksichtslose Vorgehen der Herrn von Venedig gegen den stillen und friedfertigen Mystiker nicht gebilligt zu haben, hatte aber nicht den Mut, gegen diese Anmaßung aufzutreten und Luzzatto in Schutz zu nehmen. Nur der greise Bassan ließ den Verfolgten nicht im Stich und unternahm mutig den Kampf, ihn zu rechtfertigen.

Aber Luzzatto sah indessen ein, daß er in Italien nicht mehr bleiben konnte. Er mußte zum Wanderstab greifen. Bereits am 26. November, also bevor noch der Bann über ihn verhängt war, — daß es dazu bestimmt kommen würde, hatte man ihm von Venedig mitgeteilt — verließ er nach einer überaus aufregenden Abschiedsszene seine Familienangehörigen und reiste ab. Er nahm seinen Weg über Bozen, von wo aus er am 4. Dezember einen Brief an seine Freunde richtete. Rührend ist die Einleitung dieses Briefes: „Wollte ich Euch schildern, wie vereinsamt ich mich fühle und wie schwer mir der Abschied von Euch geworden ist, so würde meine Kraft nicht ausreichen, es auszusprechen oder auch nur daran zu denken, geschweige denn, das niederzuschreiben. Seitdem ich allein bin, komme ich mir vor, wie ein aus dem Körper gerissenes Herz. — — — Aber wir dürfen nicht murren gegen Gottes Fügung, sondern wir müssen schweigen und vertrauen, daß Gott alles zum Guten wendet. Dessen mögt ihr überzeugt sein, daß ich mit meinem Herzen stets in Eurer Gesellschaft bin, ich werde niemals Eure Liebe zu mir vergessen." Luzzatto forderte seine Freunde auf, von ihren kabbalistischen Studien nicht zu lassen, und unter sich stets Frieden zu halten. Vom Siege der guten Sache sei er überzeugt.

Von Bozen reiste Luzzatto nach Frankfurt a. Main. Dort angelangt, schrieb er an den Rabbiner J a k o b K o h e n, dem er das Empfehlungsschreiben seines Schwiegervaters

David Finzi mit der Bitte zuschickte, ihn in seiner Wohnung zu empfangen. Der Rabbiner gewährte ihm diese Bitte, aber der Empfang gestaltete sich sehr unfreundlich. Jakob Kohen, der von Luzzattos Verketzerung bereits gewußt haben mußte, stellte ihn heftig darüber zur Rede, daß er seine Zeitgenossen mystifizierte und in den Fußtapfen Sabbetai-Zewis wandelte. Er drang in den Dichter, ein offenes Schuldbekenntnis abzulegen und fortan von der Beschäftigung mit der Kabbala zu lassen. Luzzatto versuchte zwar sich zu rechtfertigen. Er sei verleumdet worden und habe nichts gegen das Judentum getan. Aber der Rabbiner blieb dabei, daß Luzzatto vor dem versammelten Rabbinat ein Schuldbekenntnis unterfertige. Nach vielem Drängen entschloß sich der verschüchterte und tief gequälte Dichter am 28. Dezember Folgendes niederzuschreiben: „Ich schwöre hiermit und verpflichte mich unter der Schwere des großen Banns als Ergänzung der bereits von mir in Gegenwart meines Lehres Jesaja Bassan übernommenen Verpflichtung, daß ich von nun ab keinen Menschen, wer es auch sein mag, in der kabbalistischen Lehre etwas mitteilen werde, sei es aus einem Buch oder mündlich, und auch aus keinem Buch der bewährten Kabbalisten. Ich behalte mir nur vor, daß, wenn ich das vierzigste Lebensjahr erreiche, mir dann gestattet ist, vor Schülern, die ebenfalls das vierzigste Lebensjahr erreicht haben müssen, über die Schriften Isaak Lurja's vorzutragen. Möge Gott meinem Leiden ein Ende machen. Am 3. Tebeth 5495. Mose Haïm Luzzatto.“

Eine Abschrift dieses Schriftstücks wurde von Frankfurt aus an Chages und an viele Rabbiner verschickt.

Tief gedemütigt verließ Luzzatto Frankfurt. Daß er in Deutschland als Dichter bei seinen Glaubensgenossen keine gute Aufnahme finden würde, mußte er wohl gleich eingesehen haben. In den Ghettis von Deutschland und Polen hatte man damals Interesse und Verständnis für alle Spitzfindigkeiten, für ausgeklügelte Verdrehungen des Bibelwortes, für Zahlenmystik, für Notrikons und ähnliche Albernheiten, aber nicht für die liebliche Muse eines Luzzatto. Auch konnte der Dichter

pheten Elia haben (Schreiben des Livorner Rabbinats vom 10. März). Luzzatto schrieb jetzt am 24. März 1730 selbst an das Rabbinat zu Livorno, das vom ihm verlangte Wunderzeichen ablehnend. Er habe niemals behauptet, Wunder tun zu können, auch nicht für die Zukunft geweissagt. Es sei ihm garnicht darum zu tun, Anhänger zu werben, wie ja seine Beschäftigung mit der Kabbala nur durch eine Indiskretion bekannt geworden sei. Erst durch das Schreiben Chages habe man in Padua davon erfahren. Und weil er Chages kenne, daß er alle Welt alamieren würde, habe sich Luzzatto an die Rabbiner von Livorno gewandt, damit sie ihn nicht ungehört verdammen.

Unterdessen richtete Chages am 14. März einen Brief an den Rabbiner Simson Morpurgo in Ancona mit dem Auftrage, er möge sich mit den Rabbinern Abraham Segré in Casale und Josef Ergas in Livorno nach Padua begeben, um die Sache Luzzattos einer strengen Untersuchung zu unterziehen. Morpurgo lehnte das für seine Person in einem Schreiben vom 13. April ab, Zeitmangel vorschützend. Er habe bereits in dieser Angelegenheit an den Rabbiner in Padua geschrieben und darauf die Antwort erhalten, daß es heilige Pflicht sei, das, was einem Gott offenbart, den Menschen mitzuteilen. Solches ließe sich nicht verbieten. Morpurgo schlug an seiner Stelle den Rabbiner David Finzi aus Mantua vor und schrieb am 14. April an den Rabbiner Ergas, nach Padua zusammen mit den Rabbinern Finzi und Segré zu gehen und dort auf Luzzatto einzuwirken, daß er, wenn er von seinen kabbalistischen Studien nicht lassen wolle, seinen Wohnsitz im heiligen Land nehmen müsse. Aber die Rabbiner lehnten jede Einmischung ab. Chages sah sich veranlaßt, am 17. April ein energisches Schreiben an das Rabbinat von Venedig zu richten. Er habe aus Mantua Nachricht erhalten, wonach die Untersuchung gegen Luzzatto lässig geführt worden sei. Chages wollte sich auf niemand weiter verlassen. Luzzatto müßte selbst nach Venedig kommen und sich vor dem Rabbinat rechtfertigen. Auch von vielen deutschen Rabbinern er-

ging jetzt ein strenger Bann gegen Luzzatto und seinen Anhang. Seine Schriften müßten alle verbrannt werden.

Luzzatto versuchte jetzt, das ihm drohende Unheil abzuwehren. Er schrieb am 19. April an Morpurgo, daß man ihn, Luzzatto, verdächtige und wegen Taten beschuldige, die er nicht verübt habe. Selbst seine Schriften habe er nur wenigen Freunden mitgeteilt. Bevor Mose Chages die Sache aufgebauscht habe, sei sie in Padua völlig unbekannt gewesen. Ohne ihn zu kennen, habe Chages ihn verurteilt. Wer seine Beschäftigung mit der Kabbala kennen wolle, möge ihn besuchen. In eine öffentliche Behandlung solcher Dinge wolle er sich nicht einlassen. Morpurgo antwortete diesmal Luzzatto am 4. Mai und beschwor ihn nachzugeben. Auch Jesaja Bassan, der damals bereits in Reggio wohnte, begab sich auf das Drängen des venezianischen Rabbinats im Juli nach Padua, wo auch als Vertreter des genannten Rabbinats Jakob Belillos und Mose Menahem Merari eintrafen. Als Unparteiischer bei dieser Untersuchung fungierte der Rabbiner Nehemia Kohen aus Ferrara. Auf Einwirken dieser Männer entschloß sich endlich Luzzatto am 17. Juli folgende Verpflichtung zu unterzeichnen:

„Ich verpflichte mich hiermit getreulich und unter dem heiligsten Eid ohne jeden Vorbehalt, mich von heute ab nicht mehr mit kabbalistischen Beschwörungen abzugeben, sei es in welcher Sprache immer, auch nichts zu veröffentlichen, bevor es mein Lehrer Jesaja Bassan durchgesehen hat. Die Schriften kabbalistischen Inhalts, die ich bisher verfaßt habe, übergebe ich meinem Lehrer, damit er sie nach Gutdünken aufbewahre. Dies alles verpflichte ich mich unter Eid und Bann . . . Padua, 3. Ab 5490. Mose Haïm Luzzatto“.

Dieses „Bekenntnis“ Luzzattos wurde gleich vervielfältigt und an die jüdischen Gemeinden verschickt, und Morpurgo beeilte sich, Chages zu beruhigen und ihm mitzuteilen, daß Luzzatto seine kabbalistischen Schriften an Bassan ausgeliefert habe. Nun müsse man den jungen Luzzatto mit Achtung behandeln. Luzzatto soll sogar bald darauf die Autorisation für das Rabbiner-

amt erhalten haben, oder sie soll ihm für die nächste Zeit in Aussicht gestellt worden sein.

Es begann nunmehr eine ruhige Zeit für den jungen Dichter, der sich seitdem wieder der hebräischen Muse hingab. Wir besitzen von ihm aus jener Epoche manche schöne Gedichte, worin sich Luzzattos meisterhafte Beherrschung der hebräischen Sprache und ihrer poetischen Feinheiten zeigt. Im Jahre 1732 oder 1733 befand sich Luzzatto in Mantua, wo er sein schönes Gedicht „Die Gleichnisrede" veröffentlichte. In diesem Gedicht, das er einem Freunde als Hochzeitsgeschenk widmete, ließ er die Dreistigkeit und die Furchtsamkeit personifiziert auftreten und untereinander streiten, worauf von ihnen die Weisheit als Richterin angerufen wird. Diese entscheidet vermittelnd, indem sie in jeder Eigenschaft das Gute nachweist. Dreistigkeit gewähre Mut, und die Furchtsamkeit bedeute zarte Schüchternheit. Beide gepaart, wie dies bei dem mutigen Bräutigam und der zartschüchternen Braut der Fall sei, gebe eine gute Verbindung ab. Man muß dieses schöne und sinnige Gedicht im Original lesen, um dessen Reiz ganz zu würdigen. Es gefiel auch in Mantua außerordentlich, und da Luzzatto auch sonst einen höchst angenehmen Eindruck machte, so erwarb er sich die Gunst der Zippora Finzi, der Tochter des dortigen Rabbiners David Finzi. Luzzatto schrieb an seine Eltern und erbat sich ihre Zustimmung zu seiner Verlobung mit diesem Mädchen. Dies taten die Eltern freudig, und bald darauf fand auch die Hochzeit statt, bei welcher Gelegenheit das Brautpaar von verschiedenen Seiten nicht wenig angesungen wurde.

Indessen war Luzzatto von der Kabbala zu tief umstrickt, als daß er sich von ihr für immer hätte lossagen können. Schon am 12. Mai 1734 beendete er eine Schrift über „die Grundprinzipien der Geheimlehre", eine kabbalistische Dichtung über die Befreiung Israels aus Aegypten, die übrigens manche sehr schöne Strophen enthält, ferner eine Dichtung über die Offenbarung am Sinai und endlich einen methaphysischen Dialog zwischen der Vernunft und der Seele. Zu dieser letzten Schrift, die unstreitig

kabbalistischen Inhalts ist, erhielt er am 29. Juni die Druckerlaubnis von Jesaja Bassan. Man weiß nicht, ob Bassan aus Oberflächlichkeit diese Erlaubnis erteilt hat oder weil er mit Luzzattos Anschauungen übereinstimmte. Jedenfalls hat er dadurch über seinen ehemaligen Schüler neues Unglück heraufbeschworen.

Bei dem unvermeidlich gewordenen neuen Konflikt zwischen Luzzatto und dem venezianischen Rabbinat standen die Dinge jetzt für den Dichter insofern viel ungünstiger, als er mittlerweile vermögenslos geworden war. Zwischen Luzzatto und seinen Verwandten war ein arger Streit entstanden, und das von ihnen gemeinsam geführte Geschäft sollte aufgelöst werden. Infolge dieses Zwistes verloren Jakob und Mose Haïm Luzzatto ihr Vermögen. Es war sicher zu erwarten, daß der verarmte kabbalistische Schwärmer nicht mit derselben Schonung würde behandelt werden, wie früher der wohlhabende. Jakob Emden, der in diesen Streit, wie überhaupt in alle derartige Vorgänge, seiner Zeit einzugreifen nicht unterlassen konnte, nahm kein Blatt vor den Mund und bemerkte gegen das venezianische Rabbinat hämisch: Luzzatto habe schon anläßlich des ersten Konfliktes eine strenge Behandlung verdient, nur sei er damals reich gewesen und wurde deshalb zarter angefaßt. Diese Bemerkung konnte sich Emden in seiner Art nicht verbeißen.

Das venezianische Rabbinat hatte unterdessen Luzzatto nicht aus den Augen gelassen. Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß der Dichter seine Beschäftigung mit der Kabbala wieder aufgenommen hatte. Als Spion diente den Herren aus Venedig ein gewisser Salomo Salman aus Lemberg, der ihnen von Zeit zu Zeit Bericht über Luzzatos Tun und Treiben erstattete. An sich schon war dieser Spionierdienst des Polen nicht schön, aber Bassan beschuldigte ihn noch außerdem, daß er ein niedriger und undankbarer Mensch war, der für Geld alles tat. Salomo Salman berichtete nach Venedig, daß Bassan seinem Schüler die ihm früher abgenommenen kabbalistischen Schriften zurückgegeben habe. Außerdem habe er, Salman, in Erfahrung gebracht, daß in Krakau

der Sohar mit einem Kommentar Luzzattos gedruckt werden sollte. Die Rabbiner von Venedig traten darauf zu einer Beratung zusammen. Jakob Belillos bezeugte jetzt vor ihnen, er habe anläßlich der Untersuchung, die er im Sommer 1730 gegen Luzzatto geführt, von einem Schüler Luzzattos gehört, daß sein Meister einen Psalter verfaßt hätte, der dereinst dem biblischen Psalter verdrängen würde, da er einen höheren Wert besäße. Auch habe Belillos bei Luzzatto handschriftliche Beschwörungsformeln gesehen. Mit dieser Aussage kam er erst jetzt nach vier Jahren. Dasselbe bezeugt auch Mose Menahem Merari, nur fügte er hinzu, daß er nicht wisse, ob es wirklich die Handschrift Luzzattos gewesen sei. Ueber die andern verdächtigen Momente habe ihm damals Luzzatto eine Aufklärung gegeben.

Auf Grund dieser, immerhin nicht einwandsfreien Aussagen beschloß das venezianische Rabbinat am 11. November 1734, nach Padua eine Untersuchungskommission zu senden. Diese Kommission war zusammengesetzt aus den bereits erwähnten Belillos und Merari, zu denen sich noch Gabriel Padovani gesellte. Diese Männer sollten Luzzatto nochmals verwarnen und ihm das Versprechen abnehmen, daß er fürderhin keine Vorlesungen über Kabbala abhalten und auch ohne Genehmigung des venezianischen Rabbinats keine kabbalistischen Schriften veröffentlichen würde. Luzzatto empfing diese Sendlinge ruhig, weigerte sich aber entschieden, auf ihr Ansinnen einzugehen. Er habe das von ihm im Sommer 1730 gegebene Versprechen eingehalten. Wenn er vor wenigen Genossen über Kabbala spreche, so heiße dies keine Veröffentlichung, solange er ihnen nichts schriftlich gebe und auch nichts drucken lasse. Was er aber durch den Druck zu veröffentlichen gedenke, dafür werde er zuerst die Approbation seines Lehrers Bassan erbitten. Als jedoch die Abgesandten von Venedig dringlicher wurden und gegen Luzzatto einen inquisitorischen Ton anschlugen, verlor er endlich die Geduld und verbat sich entschieden jede Einmischung des venizianischen Rabbinats. Er sei garnicht verpflichtet, sich der Jurisdiktion von Venedig zu

unterwerfen, da er der unabhängigen Gemeinde Padua angehöre. Im übrigen möge man sich mit den Anschuldigungen gegen ihn an seinen Lehrer Bassan und an seinen Schwiegervater Finzi wenden. Diese würden schon alle Verleumdungen und Lügen entkräften. Um keinen Preis wollte sich der Dichter dazu verstehen, ein schriftliches „Schuldbekenntnis“ zu unterfertigen, wie die Untersuchungskommission von ihm verlangte.

Trotz der Entschiedenheit, die Luzzatto diesmal bekundet hatte, war ihm doch nicht sehr wohl zu Mute. Der unglückliche Dichter, der überhaupt keine Kampfesnatur war und sich so wenig in der Welt der harten Tatsachen zurechtfand, wußte recht gut, daß er bei seinen Gegnern in Venedig auf keine Schonung zu rechnen hatte. Er machte sich deshalb bereits mit dem Gedanken vertraut, Italien zu verlassen und so seinen Gegnern aus dem Wege zu gehen. In der Fremde hoffte er, unangefochten leben zu können. Aber das venezianische Rabbinat kam doch Luzzatto zuvor; es gab dem Unglücklichen einen Steckbrief auf den Weg mit. Die schroffe Ablehnung des Dichters hatte in Venedig den größten Zorn hervorgerufen. Am 3. Dezember 1734*) wurde über Luzzatto von den sechs Rabbinern Venedigs der Bann verhängt und dies gleich den auswärtigen Gemeinden

*) Die Daten dieses Vorganges, dessen Kenntnis für die Zeitgeschichte nicht unwichtig ist, müssen kritisch gesichtet werden. Josef Almanzi, der Biograph Luzzattos, hat da eine arge Konfusion angerichtet, worauf schon Grätz (Gesch. d. J. X, 381) hingewiesen hat. Almanzi läßt das venezianische Rabbinat am 15. Marcheschwan 5495 = 11. November 1734 die Untersuchung über Luzzatto beschließen, den Bann aber schon am 6. Marcheschwan desselben Jahres = 2. November in den Synagogen von Venedig kundgeben. In Wahrheit aber handelte es sich um die Wiederholung des Bannes, die eine Spitze gegen Bassan hatte. Dieser Bann wurde am Freitag den 5. Marcheschwan 5496 = 21. Oktober 1735 beschlossen und tags darauf in den Synagogen verlesen. Im Jahre 5495 fiel der 5. Marcheschwan gar nicht auf einen Freitag. Das Datum des zweiten Banns (Kerem Chemed III. 156—159) ist auch deutlich angegeben. Es heißt da, im Jahre ולא יהיה עוד מבול לשחת הארץ Die Jahreszahl findet sich in den Buchstaben לשחת הארץ, was Almanzi übersehen hat.



mitgeteilt; natürlich auch Mose Chages, der damals in der ganzen Judenheit stillschweigend als Oberketzerrichter anerkannt gewesen zu sein scheint. Daß Chages dafür gesorgt hat, die Verurteilung Luzzattos überall bekannt werden zu lassen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Das Rabbinat von Padua verhielt sich passiv. Es scheint das rücksichtslose Vorgehen der Herrn von Venedig gegen den stillen und friedfertigen Mystiker nicht gebilligt zu haben, hatte aber nicht den Mut, gegen diese Anmaßung aufzutreten und Luzzatto in Schutz zu nehmen. Nur der greise Bassan ließ den Verfolgten nicht im Stich und unternahm mutig den Kampf, ihn zu rechtfertigen.

Aber Luzzatto sah indessen ein, daß er in Italien nicht mehr bleiben konnte. Er mußte zum Wanderstab greifen. Bereits am 26. November, also bevor noch der Bann über ihn verhängt war, — daß es dazu bestimmt kommen würde, hatte man ihm von Venedig mitgeteilt — verließ er nach einer überaus aufregenden Abschiedsszene seine Familienangehörigen und reiste ab. Er nahm seinen Weg über Bozen, von wo aus er am 4. Dezember einen Brief an seine Freunde richtete. Rührend ist die Einleitung dieses Briefes: „Wollte ich Euch schildern, wie vereinsamt ich mich fühle und wie schwer mir der Abschied von Euch geworden ist, so würde meine Kraft nicht ausreichen, es auszusprechen oder auch nur daran zu denken, geschweige denn, das niederzuschreiben. Seitdem ich allein bin, komme ich mir vor, wie ein aus dem Körper gerissenes Herz. — — — Aber wir dürfen nicht murren gegen Gottes Fügung, sondern wir müssen schweigen und vertrauen, daß Gott alles zum Guten wendet. Dessen mögt ihr überzeugt sein, daß ich mit meinem Herzen stets in Eurer Gesellschaft bin, ich werde niemals Eure Liebe zu mir vergessen." Luzzatto forderte seine Freunde auf, von ihren kabbalistischen Studien nicht zu lassen, und unter sich stets Frieden zu halten. Vom Siege der guten Sache sei er überzeugt.

Von Bozen reiste Luzzatto nach Frankfurt a. Main. Dort angelangt, schrieb er an den Rabbiner **Jakob Kohen**, dem er das Empfehlungsschreiben seines Schwiegervaters

David Finzi mit der Bitte zuschickte, ihn in seiner Wohnung zu empfangen. Der Rabbiner gewährte ihm diese Bitte, aber der Empfang gestaltete sich sehr unfreundlich. Jakob Kohen, der von Luzzattos Verketzerung bereits gewußt haben mußte, stellte ihn heftig darüber zur Rede, daß er seine Zeitgenossen mystifizierte und in den Fußtapfen Sabbetai-Zewis wandelte. Er drang in den Dichter, ein offenes Schuldbekenntnis abzulegen und fortan von der Beschäftigung mit der Kabbala zu lassen. Luzzatto versuchte zwar sich zu rechtfertigen. Er sei verleumdet worden und habe nichts gegen das Judentum getan. Aber der Rabbiner blieb dabei, daß Luzzatto vor dem versammelten Rabbinat ein Schuldbekenntnis unterfertige. Nach vielem Drängen entschloß sich der verschüchterte und tief gequälte Dichter am 28. Dezember Folgendes niederzuschreiben: „Ich schwöre hiermit und verpflichte mich unter der Schwere des großen Banns als Ergänzung der bereits von mir in Gegenwart meines Lehres Jesaja Bassan übernommenen Verpflichtung, daß ich von nun ab keinen Menschen, wer es auch sein mag, in der kabbalistischen Lehre etwas mitteilen werde, sei es aus einem Buch oder mündlich, und auch aus keinem Buch der bewährten Kabbalisten. Ich behalte mir nur vor, daß, wenn ich das vierzigste Lebensjahr erreiche, mir dann gestattet ist, vor Schülern, die ebenfalls das vierzigste Lebensjahr erreicht haben müssen, über die Schriften Isaak Lurja's vorzutragen. Möge Gott meinem Leiden ein Ende machen. Am 3. Tebeth 5495. Mose Haïm Luzzatto.“

Eine Abschrift dieses Schriftstücks wurde von Frankfurt aus an Chages und an viele Rabbiner verschickt.

Tief gedemütigt verließ Luzzatto Frankfurt. Daß er in Deutschland als Dichter bei seinen Glaubensgenossen keine gute Aufnahme finden würde, mußte er wohl gleich eingesehen haben. In den Ghettis von Deutschland und Polen hatte man damals Interesse und Verständnis für alle Spitzfindigkeiten, für ausgeklügelte Verdrehungen des Bibelwortes, für Zahlenmystik, für Notrikons und ähnliche Albernheiten, aber nicht für die liebliche Muse eines Luzzatto. Auch konnte der Dichter

da nicht auf eine zarte Behandlung des Theosophen rechnen, der, mochte er noch so geirrt haben, doch nur nach Wahrheit und Gotterkenntnis strebte. Es war daher ein glücklicher Gedanke von ihm, daß er sich nach der schmachvollen Behandlung, die ihm in Frankfurt widerfahren war, nach Amsterdam begab. Dort wurde er von den portugiesischen Juden, die sich selbst in den schlimmsten Zeiten noch einen Rest von Liebe und Empfänglichkeit für die hebräische Poesie gewahrt hatten, überaus freundlich aufgenommen. Die Gemeinde bewilligte ihm einen Ehrensold, auch unterichtete er im Hause eines reichen Glaubensgenossen, namens Mose de Chaves. Um den bösen Leumund, den ihm die Ketzerrichter in Venedig angehängt hatten, kümmerte man sich in Amsterdam nicht im mindesten. Luzzatto, der in seiner vornehmen Denkart keine Geschenke annehmen wollte, lernte dort Diamenten schleifen (nicht das Schleifen von optischen Gläsern, wie es bei Grätz heißt). Er ließ bald seine Eltern von der glücklichen Wendung seines Schicksals wissen. Jakob Luzzatto vermietete sein Haus in Padua und kam bald mit Frau und Kindern ebenfalls nach Amsterdam, wo ihm eine sehr freundliche Aufnahme zu teil wurde. Er fand seinen Sohn Mose Haïm von allen geliebt und geehrt und in froher Stimmung. Der Dichter selbst schrieb am 27. Oktober 1735 an seine Freunde in Padua und teilte ihnen die glückliche Ankunft seiner Eltern und Geschwister, sowie seiner Frau und Kinder in Amsterdam mit. Er war darüber sehr glücklich. Seine Freunde munterte er auf, vom Studium der Kabbala nicht zu lassen. Sie sollten niemand fürchten. „Hier ist nichts Neues. Ich kann meine Studien ungestört fortsetzen. Die Leute hier sind mir sehr zugetan, wie es in ihrer Natur liegt“. Sein Vater Jakob schrieb am Schluß dieses Briefes an die Freunde seines Sohnes und teilte ihnen mit, daß sein Sohn in Amsterdam überall Liebe und Verehrung fand. Seine Verfolger in Italien und in Deutschland seien hier machtlos. In Amsterdam sei das Gerücht verbreitet, daß Jakob Belillos, der Luzzatto verfolgt hatte, wahnsinnig geworden

und seinen Kumpanen Salomo Salman, mit dem er wegen einer Geldangelegenheit in Streit geraten sei, habe ermorden wollen. Jakob Luzzatto fragte an, was daran wahr sei. Eine Woche später, am 3. November, schrieb Mose Haïm Luzzatto nochmals an seine Freunde in Padua als Antwort auf ihren Brief und die Abschrift eines Briefes von Jesaja Bassan. In diesem Schreiben bezeichnete er die erlittenen Verfolgungen als eine von Gott über ihn verhängte Prüfung. Er fordert seine Freunde auf, sich durch keine Anfechtung irre machen zu lassen. „Mögen jene fluchen, Gott wird den Fluch in Segen verwandeln. Der Bann ist nichtig und bedeutungslos. Ihr erkundigt Euch nach meinem Befinden, wisset nun, daß Gott, der mich aus meinem Vaterlande und meiner Heimat hierher geführt hat, mich hier Liebe finden ließ von allen Seiten, und auch mein Vater steht hier in hohem Ansehen. Ich bin überzeugt, daß es Gott so gewollt hat, daß er uns zu unserem Wohle hierher brachte".

Um die Zeit, wo sich Luzzatto wohlbehalten in Amsterdam befand, richtete sich die Wut seiner Verfolger gegen seinen Lehrer Bassan. Die Rabbiner von Venedig beschuldigten ihn, er habe Luzzatto in seinem Treiben unterstützt, auch habe er seinem Schüler eigenmächtig die ihm im Jahre 1730 abgenommenen Schriften wieder zugestellt. Es war wohl nur ein Vorstoß gegen Bassan, daß das venezianische Rabbinat am 21. Oktober zusammentrat, um den Bann gegen Luzzatto zu wiederholen und auf alle auszudehnen, die Schriften von Luzzatto heimlich besitzen. Dieser Beschluß des Rabbinats wurde am nächsten Tag, am Sonnabend, in allen Synagogen des alten und neuen Ghetto von Venedig verlesen. Es heißt da, daß die Verurteilung Luzzattos erfolgt sei in Uebereinstimmung mit den Rabbinaten in Frankfurt, Fürth, Hamburg-Altona-Wandsbeck (einschließlich des unvermeidlichen Mose Chages und Jakob Emdens), Glogau, Amsterdam, Metz, Krakau, Turin, Berlin, Posen, Krotoschin und Breslau. Dann werden alle Schandtaten Luzzattos aufgezählt, weshalb über ihn der große Bann verhängt wurde: daß er kühne Reden über Gott und die Propheten

geführt, einen neuen Sohar verfaßt habe, ebenso einen neuen Psalter, der den biblischen verdrängen solle. Das venezianische Rabbinat sei verpflichtet, dagegen einzuschreiten, zumal bereits die Rabbiner von Deutschland, Polen, Holland und Dänemark einen Beschluß gefaßt hätten, diese ketzerischen Schriften zu verdammen. Jeder Jude sei verpflichtet, was sich in seinen Händen von Luzzattos Schriften, Briefen und Gedichten befindet, binnen zwei Wochen dem venezianischen Rabbinat oder dem Rabbinat seines Wohnsitzes auszuliefern, andernfalls verfalle er ebenfalls dem über Luzzatto verhängten Bann. Das war nun Bassan, der stets treulich zu seinem Schüler gehalten hatte, doch zu viel. Er richtete am 10. November 1735 ein energisches Schreiben an die Gemeindevorsteher von Mantua und an den Rabbiner Abiad Sar-Salom Basila (David Finzi, der Schwiegervater Luzzattos, war damals bereits gestorben) und forderte sie auf, sich Luzzattos anzunehmen oder anzugeben, ob und was sie an Luzzatto Verdächtiges gefunden hätten. In Modena trat das Rabbinat am 17. November zusammen, um für Bassan und seinen Schüler Luzzatto Partei zu ergreifen. Auch von Mantua traf ein Schreiben des Rabbinats vom 19. November ein, das sehr lobend für Luzzatto lautete. Daraufhin richtete Bassan am 22. Dezember Briefe an die Rabbiner von Frankfurt und Fürth, in welchen er mit aller Entschiedenheit die gegen seinen Schüler erhobenen Anklagen zurückwies. Das Rabbinat von Venedig habe sich über Luzzatto die Jurisdiktion angemaßt, das von ihm gefällte Urteil beruhe auf der Aussage unzuverlässiger Zeugen. Jakob Belillos habe sich vor Jahren in Livorno hinter einen spanischen Offizier gesteckt, um durch seinen Einfluß die Rabbinerwürde zu erlangen. Salomo Salman sei ein Fälscher und Charlatan, der Monate lang seine, Bassans, Gastfreundschaft genossen habe und nun ihm mit Undank lohne. Chages sei wohl ein bedeutender Mann, aber hochfahrend und dem Frieden abgeneigt, da er mit aller Welt Händel anfange und gerne Leute verlästere. So passierte es ihm vor einiger Zeit, daß er einen Rabbiner

anfiel, weil dieser behauptet hatte, Mose sei an einem Freitag gestorben. Chages überschüttete diesen Mann mit Hohn und Spott, wußte aber nicht, daß diese Ansicht von bedeutenden Autoritäten früherer Jahrhunderte geteilt würde. Eigentümlich sei es, daß Chages sich für jede Ohrenbläserei zugänglich zeigte, hingegen jede Rechtfertigung, die ihm zugegangen war, zurückwies. Der Zeuge Merari bekunde jetzt, daß seine Aussage gefälscht worden sei. Man habe ihm Worte in den Mund gelegt, die er nicht gesprochen hatte. Damit endete dieser Streit, zumal Bassan nicht lange darauf starb. Auch mit Luzzatto beschäftigte man sich seitdem nicht mehr. Selbst Jakob Emden schließt seinen Bericht über diese Vorgänge mit den Worten ab: „Dennoch möchte ich ihm (Luzzatto) nicht unrecht tun und auch seine guten Seiten nicht verschweigen ... Von Frankfurt ging er nach Amsterdam, wo er sich mit seiner Familie niederließ. Ich hörte, daß er dort das Schleifen von Diamanten erlernt hat, um sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Das ist jedenfalls lobenswert. Auch heißt es, daß er von der portugiesischen Gemeinde ein Gehalt bezog. Seitdem hörte man von ihm nichts Nachteiliges. Er hat zwei kleine Schriften veröffentlicht, . . . gegen die ich nichts einzuwenden habe."

Trotzdem ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Luzzatto seine Beschäftigung mit der Kabbala in Amsterdam fortgesetzt hat, ohne allerdings die Befürchtungen zu rechtfertigen, die seine Gegner daran geknüpft hatten. Die Schriften, die man seinerzeit Luzzatto abgenommen hatte, übergab am 24. April 1736 Jakob Chasak in Padua einem gewissen David Elieser aus Jaroslau in einer versiegelten Kiste, damit er sie an Luzzatto ausliefere. Was aus diesen Schriften geworden ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls ersehen wir aus dem Briefwechsel Luzzattos mit seinen Freunden in Padua, daß er fortgesetzt über den Sohar spintisierte. Hingegen klagten ihm seine Freunde, daß ihr kabbalistisches Kollegium sich infolge der Teilnahmslosigkeit auflöse. Als Luzzattos Eltern, nachdem sie sich über das Schicksal ihres Sohnes beruhigt hatten, im Frühjahre 1739 Amsterdam verließen,

um wieder ihr Geschäft in Padua aufzunehmen, schickte Luzzatto durch seinen Vater einen Brief an seine Freunde datiert vom 6. März 1739: „Liebe Freunde, deren Andenken bei mir niemals schwinden wird. Die weite Entfernung hat mich Euch nicht entfremdet und meine Sehnsucht nach Euch nicht vermindert . . . . . . Seid mutig und wacker in der wahren Gottesanbetung und in der Erforschung der Gotteslehre. Die wahre Liebe, an die wir uns in unserem Kollegium gewöhnt haben, und die Gottesehrfurcht, in der wir gewandelt sind, möge nie von Euch weichen . . . . . . Seht zu, daß Ihr wenigstens nicht vergeßt, was Ihr früher erlangt habt . . . . . . Lernt fleißig den Sohar und haltet Euch fern von jeder bösen Eigenschaft, von Neid, Haß, Zorn, übler Nachrede und Lüge . . . . . ."

Um jene Zeit veröffentlichte Luzzatto sein ethisches Buch „Der Weg der Redlichen", das zu den besten dieser Gattung im hebräischen Schrifttum gehört (1740).*) Zwei Jahre darauf veröffentlichte er eine Art talmudischer Methodik (Derech tebunot). Diese beiden Schriften waren die Frucht seiner Lehrtätigkeit in Amsterdam, die großen Anklang fand. Der Dichter David Franco-Mendes rühmte sich noch viele Jahre später ein Schüler Luzzattos gewesen zu sein. Im Jahre 1743 schrieb Luzzatto sein poetisches Kunstwerk, das Drama „Ruhm der Tugendhaften" (Lajescharim Tehilla), das er als Hochzeitsgeschenk seinem Jünger Jakob de Chaves, der sich mit Rahel da Vega Enriques vermählte, widmete. Dieses Festgedicht gehört zu den schönsten und vollendetsten Schöpfungen der hebräischen Sprache. Allerdings darf man sich darunter kein modernes Schauspiel denken. Es ist dies ein Drama, wie es gelegentlich bei Hochzeitsfesten von Dilettanten aufgeführt zu werden pflegt. Dem Inhalt nach ist es ein Lehrgedicht, in dem ernste Wahr-

*) Diese in populärer Form gehaltene, von inniger Religiosität und wahrer Frömmigkeit erfüllte Schrift ist vor kurzem durch J. Wohlgemuth mit einer trefflichen deutschen Uebersetzung neu herausgegeben worden. (Louis Lamm, Berlin 1906).

heiten verkündet werden. Es lag gewiß nicht in des Dichters Natur, seinen Verfolgern Haß nachzutragen, aber er hatte unterdessen in der Welt bittere Erfahrungen gemacht, und zweifellos zitterte in ihm noch die Erregung nach, als er sich an die Behandlung erinnerte, die ihm vor Jahren widerfahren war. Er kennzeichnet in seinem allegorischen Gedicht die leichtgläubige und leicht zu betörende Menge, die jedem Wortmacher nachläuft. In einer Szene läßt er den Verstand, den Rechtssinn und die Geduld auftreten, wobei der Verstand bitter klagt:

„Wohl hab ich es gesehen, wie das Unrecht hochkommt und sich mit Frevelmut nnd Frechheit verbindet. Ein zahlreicher Pöbel folgt ihnen blindlings, und die Männer der Wahrheit werden tief gedemütigt. Ein redlicher Mensch kann sich nicht mehr sehen lassen; Fromme und Unschuldige werden verhöhnt ... O, ich kenne die Menge uud ihr Geschwätz und ihren Wankelmut. Vergebens mühen wir uns ab, die betörte Menge auf die richtige Bahn zu bringen. Sie hört auf die Worte der Wahrheit gar nicht. Denn so leicht es ihr ist, jeder Verführung zu folgen, so schwer ist es ihr, Wahrheit und Recht zu erfassen!"

Auch der Rechtsinn klagt bitter darüber. Nur die Geduld mahnt, die Hoffnung nicht aufzugeben, da doch am Ende Vernunft und Recht siegen müsse. Das tritt in diesem Lehrgedicht, das eigentlich nur Dialoge bringt, zum Schluß noch ein. Hochmut und Oberflächlichkeit werden zu schanden, und der Rechtsinn wird jetzt auch von der Menge in seinem Verdienst anerkannt. Die schönen Gedanken, die Luzzatto in diesem Drama behandelt, werden, wie gesagt, in verschiedenen Dialogen und Monologen ausgedrückt, und an vielen Stellen gibt uns der Dichter seine Auffassung von den Erscheinungen in der Natur und der Optik.

Das schönste an diesem Drama ist die herrliche Sprache, die Luzzatto neu geschaffen hat. Auch im Versmaß wich er von den vorhandenen Formen ab, um einen neuen und wohlklingenderen Rhythmus zu wählen. „Jede Eigen-

tümlichkeit des historischen Stils ist sorgfältig gemieden. Hingegen alles, was dem poetischen Stil ausschließlich eigentümlich ist, findet man hier, wie in einem Idiotikon der poetischen Diktion, zusammengedrängt.“ Die Wortverbindung ist einfach und in ihrer Einfachheit kunstvoll. Die Sprache ist edel, maßvoll und natürlich; die Sprachbilder sorgfältig gewählt, frei von jeder Uebertreibung und ohne jede Effekthascherei. Luzzatto entlehnt nichts; er schöpft aus sich Gedanken nnd Empfindungen und kleidet sie in von ihm selbstgeschaffene Formen. Zweifellos ist er der Bahnbrecher und Begründer des modernen hebräischen Stils, der sich fern hält von jedem falschen Pathos, von Ueberschwang und Geschraubtheit, von Witzeleien und Tändeleien mit biblischen Phrasen und sonstigen im hebräischen Schrifttum üblichen Redewendungen.

Was Luzzatto sagen wollte, sagt er mit eigenen Worten und wurde somit mustergiltig für hebräische Dichter und Stilisten, welche die Phrase und die sprachlichen Pikanterien verwarfen. Wenn Luzzatto sich ausschließlich der Dichtkunst gewidmet hätte, und wären die Zeitumstände für ihn günstiger gewesen, so hätte er zweifellos die hebräische Sprache mit Kunstwerken von unvergänglichem Wert bereichert.

Aber Mose Haïm Luzzatto lebte in seiner eigenen Welt, die ihm die Geheimlehre vorgezaubert hatte. Mitten in seinem Glück, das er in Amsterdam unangefochten genoß, zog ihn tiefe Sehnsucht nach dem heiligen Lande, wo er wahrscheinlich göttliche Offenbarungen zu erleben hoffte.

Bereits im Frühjahr 1744 befand er sich auf dem Boden Palästinas, wohin ihm sein Freund Jakob Chasak im Namen des Kollegiums zu Padua schrieb. Sie waren alle erstaunt über diese Reise und gleichzeitig hocherfreut, da nur auf dem heiligen Boden ein gottgefälliges Leben möglich sei. Da der Brief, der vom 17. April 1744 datiert ist, die Antwort bildete auf frühere Briefe, die Luzzatto von Palästina aus an seine Freunde in Padua gerichtet hatte, so wird wohl die Abreise des Dichters

spätestens gegen Anfang des Jahres 1744 erfolgt sein. Seitdem hört jede Nachricht von ihm auf. Man sieht, was von der Beschuldigung gegen ihn zu halten ist, daß er eine messianische Rolle zu spielen gedacht habe. In Palästina scheint er lediglich ein beschauliches, der Vertiefung in die Mystik gewidmetes Leben geführt zu haben. Wir wissen nicht einmal, wovon er dort gelebt hat. Am 6. Mai (26. Ijjar) 1747 wurde er mit seiner ganzen Familie in Akko durch die Pest hingerafft. Seine Leiche wurde nach Tiberias übergeführt und dort mit großen Ehren bestattet.

Das Rabbinat von Tiberias gab alsbald von diesem Todesfall unter großen Lobeserhebungen für den Verstorbenen Kunde. Ein Licht sei in Israel erloschen, eine heilige Leuchte entschwunden. Es sei dies ein Trauertag für die Judenheit, und man möge überall für den Verstorbenen eine Trauerfeier abhalten. Der Sage nach ist Luzzatto neben dem Grabe des großen Rabbi Akiba bestattet, der sechszehn Jahrhunderte früher für den letzten nationalen Freiheitskampf des jüdischen Volkes den Märtyrertod erlitten hat. Luzzatto selbst ist im inneren Freiheitskampf gefallen, den der hochgestimmte Mann im Zeitalter des geistigen Niedergangs des jüdischen Volkes geführt hat.

Mischpoche.

Von

Ulrich Frank.

Samuel und Israel Löwenberg hatten sich im Jahre 1841 etabliert. Sie stammten aus einem so kleinen Oertchen, daß es auf der Landkarte sicher nicht zu finden ist, und sie kamen sich wie Eroberer vor, als sie eine Handelsfirma in der Weltstadt Weißenburg begründeten. Weißenburg hatte genau 9200 Einwohner mehr, als ihre Vaterstadt Oelswitz. Dieser Ort mochte zu jener Zeit etwa 2800 Bewohner zählen. Der Entschluß der Gebrüder Löwenberg rief daher gerechtes Aufsehen in der Gemeinde hervor, und die kühnsten Behauptungen und Prophezeihungen knüpften sich an das ungeheure Ereignis.

Als nach dem Minchagebet, am 2. Tage Sukkot des denkwürdigen Jahres 1841 — nach jüdischer Zeitrechnung 5611 — Hirsch Seligsohn die ersten Andeutungen über das neue Unternehmen seiner beiden Neffen machte, wurden seine Mitteilungen mit Spott und Zweifel begrüßt, und schon im Jahre 1844 machten sie Pleite. Man erfuhr nun, daß die beiden Brüder ohne genügende Mittel ihr Geschäft begründet hätten — auf Kredit, und ein ihnen trotz ihrer Jugend merkwürdiger Weise entgegengebrachtes Vertrauen, das sie leider nicht recht-

fertigten. Ihre Mutter war ganz trostlos, der Vater behauptete, er habe immer gesagt, es sei ein Wagnis, nur der Onkel Hirsch erklärte kaltblütig: „Sof saucher le pleite;“ das aber klang recht kleinmütig und im tiefsten Herzensgrunde war er wohl am meisten von der geschäftlichen Katastrophe seiner Neffen erschüttert. Der Cynismus, mit dem er darüber witzelte, sollte nur die Leute über seine wahren Empfindungen täuschen. Aber in seinem Innern wühlte es, und er dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er der Firma Gebrüder Löwenberg in Weißenburg wieder aufhelfen könnte. Endlich kam er auf den üblichen Ausweg, den Gläubigern einen kleinen Prozentsatz ihres Guthabens zu bieten und sie auf künftige bessere Zeiten des Geschäfts zu verweisen. Und es gelang seiner Ueberredungskunst, den Ausgleich zustande zu bringen.

Die ganze Mischpoche der Löwenbergs und Seligsohns mußte beisteuern, um das dazu erforderliche Kapital zusammenzubringen. Da es meist Hausierer und kleine Handelsleute waren, ging das nicht ohne Schwierigkeiten ab. Aber die Beredsamkeit, die Hirsch Seligsohn den Gläubigern gegenüber aufwendete, wußte er in noch erhöhtem Maße im Kreise der Familie wirksam zu machen. Die Idee der Solidarität und Hilfsbereitschaft, einmal angeregt, drang durch, und Hirsch Seligsohn hatte die Freude, seine Vorschläge vom Familienrat angenommen zu sehen. Dieses Familieninteresse legte den beiden Brüdern die größte Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue auf, und da sie überdies jetzt besser fundiert waren, als bei der Begründung ihres Geschäftes, so entwickelte sich dieses von dem denkwürdigen Zeitpunkt an sehr günstig und die Gebrüder Löwenberg in Weißenburg gehörten bald zu den Kaufleuten, die für „gut“ galten.

Die Erfahrungen der ersten Jahre kamen ihnen auch zu statten, und als nach kurzer Zeit erst Samuel sich verheiratete, wie er es sich und seiner Mischpoche schuldig war, mit einer angemessenen Mitgift, und einige Jahre später auch Israel eine sehr „reiche Partie“ machte, war das Aufblühen des Hauses Löwenberg besiegelt. Von jetzt ab ging es stetig aufwärts.

Samuels Frau entstammte einer sehr angesehenen Familie aus Posen, und Sofie Rosenzweig war schon „erzogen". Das heißt: sie hatte deutschen und französischen Unterricht genossen und war mit den Bildungsmitteln der damaligen Zeit ausgerüstet. Israels Frau allerdings mußte durch größeren Reichtum ersetzen, was ihr an vornehmer Abstammung und guter Erziehung abging. Dafür hatte aber ihr Vater Abraham Bendel bestens gesorgt. Und wenn man auch leise flüsterte, daß er sein Vermögen auf nicht einwandfreie Weise erworben und ebenso beim Ankauf ganz auffallend billiger Ware ein oder auch beide Augen zugedrückt und mit seinem Pfunde tüchtig gewuchert hätte, so war doch nichts bestimmtes nachweisbar. Sein Vermögen wuchs, ohne daß der Staatsanwalt dagegen Einspruch erhoben hätte. Und was dem Herrn Staatsanwalt recht war, konnte seinen Zeitgenossen gewiß billig sein. Er war auch klug genug, seine Tochter Mali so reich auszustatten und ihr eine so große Mitgift zu geben, daß er sich bis zu den Gebrüder Löwenberg mit seinen Ansprüchen versteigen durfte, die mütterlicherseits zur Linie Seligsohn gehörten und durch die Heirat Samuels sogar zu den Rosenzweigs. Mali Bendel und Sofie Rosenzweig gehörten also zur selben Mischpoche. Die Dynastie Löwenberg-Rosenzweig-Bendel war damit gegründet; und als jemand zu Hirsch Seligsohn darüber eine boshafte Bemerkung wagte, zog er seine Stirne in tiefe Falten, machte ein sehr nachdenkliches Gesicht und sprach dann mit dem wehmütigen Lächeln überlegener Weisheit die lapidaren Worte: „Mischpoche is Mischpoche!" Was er mit dieser ewigen Wahrheit in dem speziellen Falle sagen wollte, ob verletzter Stolz, Verbitterung, Resignation oder Spott darin lag, wurde nicht mehr festgestellt, denn schon wenige Monate nach der mit größtem Prunk gefeierten Hochzeit von Mali und Israel erlag er einem Herzschlage. Die ganze Gemeinde stand an seinem Grabe. Und in die Klagen um Hirsch Seligsohn stimmten auch Sofie Rosenzweig und Mali Bendel ein und vermischten ihre Tränen mit denen der gesamten Mischpoche.

Das unerwartete Hinscheiden des trefflichen Mannes riß eine ungeheure Lücke in den Familienkreis. Es war, als wankte ein festgefügter Bau, plötzlich seiner kräftigsten Stütze beraubt. So lange er unter ihnen weilte, war man sich seiner ragenden Persönlichkeit gar nicht bewußt geworden. Er gehörte eben zur Mischpoche, er war einer der ihren, das heißt, er war nicht mehr als sie alle. Brauchte man Rat oder Hilfe, dann war Hirsch Seligsohn immer zu finden und als ganz selbstverständlich nahm man dies hin. Daß besondere Vorzüge, eine starke Natur, eine vornehme Seele und ein weiter Blick, dazu gehörten, das, was man etwa heut zu Tage eine Individualität nennt, das fiel niemanden ein, das ahnte niemand in dieser engen Welt. Er ging, wie sie, durch die Gassen des Städtchens, er stand in „Schul“ neben ihnen, er aß, wie sie alle, am Freitag Abend Barches und Fisch und Mazzoth am Passah. Er fastete mit ihnen am Jom Kippur und jubilierte mit ihnen am Purim, er war wie sie in allen Lebensäußerungen, in allen Glaubensgebräuchen ... Daß man daneben auch noch Anderes, Höheres, Besseres sein konnte, darauf kam niemand ... Einen Witzbold allenfalls ließ man gelten, aber ein Starker, Großer, Einsamer ... ein Mensch für sich allein und doch bereit für alle, das erkannten sie nicht. So hatte er unter ihnen gelebt in schlichter Größe, in heimlicher, ihm selbst wohl nie zum Bewußtsein gelangter Eigenart, und so war er gestorben. Und er, der so vielen geholfen, der niemals kargte und niemals zauderte, wo es galt aufzurichten, aufzubauen, hinterließ seine nächsten Angehörigen in dürftigen Verhältnissen. Niemand hätte das geglaubt. Hirsch Seligsohn, der aufrechte Mann, der „bekowete Balbos“, der edle „Bal-zdokeh“! Als diese Tatsache bekannt wurde, bemächtigte sich der Khille die größte Aufregung und in der Mischpoche waren einige geneigt, es zu mißbilligen, daß er so schlecht für die Seinen gesorgt habe. Besonders von Abraham Bendel, dem Schwiegervater seines Neffen Israel Löwenberg, wurde erzählt, daß er sich sehr unangemessen darüber geäußert habe. „Es könnt ä jeder ä feiner Mann sein,“

hatte er gesagt, „wenn er auf seine Kinder vergeßt und es gehört sich, erst für sich zu sorgen und dann noch ä mal für sich und dann wieder für sich, eh man bei andern sich wichtig tut und die eignen Kinder der Mischpoche zur Last fallen läßt“.

Abraham Bendel hatte allerdings stets nach diesem Grundsatz gehandelt, davon wußten die Bauern und Kleinhändler, die betrübt seinen Laden betraten, um ihn mit verblüffter Befriedigung zu verlassen, ebenso ein Lied zu singen, wie die Gutsbesitzer, die bei ihm vorfuhren, scheinbar um einige Ellen Tuch einzukaufen, in Wirklichkeit aber, um seine „Gefälligkeit“ in Anspruch zu nehmen, die sie beim Wegfahren ihm mit den freundlichen Worten „verfluchter Jud“ dankten. Der wackre Bendel wußte, daß Seligsohn energisch gegen die Verbindung protestiert hatte, und nur ganz zwingenden Gründen, die die Gebrüder Löwenberg in geheimer Unterredung ihm auseinandergesetzt, sich fügte. Aber in der Gemeinde ging es von Mund zu Mund, daß er diese Kränkung nicht überwunden habe und daß sein plötzlicher Tod mit dem Herzleid zusammenhing, das seinen stolzen Sinn in seinen tiefsten Tiefen getroffen. Niemand vermochte die dunkeln Zusammenhänge aufzuklären. Hirsch Seligsohn war tot.

Seine Witwe und seine Kinder saßen gramgebeugt auf der Erde und hielten die „Schiwe“ um ihn, mit einer ehrfurchtgebietenden, rührenden Trauer. Seine Frau Tinchen, die Tochter Rabbi Elkans aus Gnesen, hatte in echtem Weibessinn wohl empfunden, daß ihr das Schicksal einen Auserkorenen zum Gatten bestimmt. In stolzer Demut lebte sie an seiner Seite. Und so ganz mit ihm verbunden in Leid und Freud, so völlig aufgegangen in seines Wesens Art, war sie nur wie ein Teil seiner selbst, wie eine Ausstrahlung seines Geistes. Als man ihn von ihr trug, hinaus zur ewigen Ruhe, schien sie wie erschlagen unter der Wucht dieses Unglücks. „Hirsch sagt“ oder „mein Mann meint“ oder „der Vater wünscht . . .“ in diesem Kreislauf bewegten sich ihre Gedanken, auf diesen Pfeilern ruhte ihre Welt. Jetzt war sie zertrümmert ohne daß „Hirsch“ noch Zeit ge-

funden hatte, ein einziges Wort darüber zu sagen, wie es werden solle ohne ihn. Zu rasch war der Tod an ihn herangetreten. Der stets rüstige, energische Mann hatte gewiß nicht ans Sterben gedacht und vor allem gehofft, seine Kinder noch versorgen zu können. Und nun war er abberufen auf der Mittagshöhe des Lebens, und er, der so vielen geholfen, mußte die Seinen hilflos zurücklassen.

Der jüngstgeborene Sohn Benjamin war 10 Jahre alt, als der Vater starb, der älteste Moritz vierundzwanzig. Mit ihnen vereinten Lazar der zweitälteste und die Schwestern, Friederike, verehelichte Ramslau und die 15jährige Pauline sich um die tiefgebeugte Mutter. Diese hatte keine Ahnung von den zerrütteten Vermögensverhältnissen ihres Mannes. Niemals hatte er sie Sorgen oder gar Entbehrungen ausgesetzt. Sie waltete als Hausfrau eines freundlichen, ansehnlichen Hauswesens, nicht in Ueberfluß oder Ueppigkeit, aber doch im Behagen eines wenn auch bescheidenen Wohlstandes. Die Kinder wurden gut gehalten und gut erzogen. Friederike war reichlich ausgestattet und mit einigen tausend Talern Mitgift versehen, seit drei Jahren an den Rauchwarenhändler Ramslau in Leipzig verheiratet, einem tüchtigen jungen Mann, dessen wenn auch noch kleines Geschäft zu den besten Erwartungen berechtigte; Moritz studierte auf dem Rabbinerseminar in Breslau, und die drei anderen waren noch im Elternhause. Lazar, der in der benachbarten Kreisstadt das Gymnasium besuchte, kam allerdings nur an Sonn- und Feiertagen nach Hause, wo Pauline, ganz der Mutter gleichend, zu einem liebreizenden Mädchen erblühte, und Benjamin, ein seltsam nachdenkliches Kind, ein Liebling von Eltern und Geschwistern, ein verträumtes Knabenleben führte. Die Trauerbotschaft hatte alle herbeigerufen und wie von lähmendem Schrecken befallen, standen sie an der Bahre des Vaters. Sie wußten nicht, was ihnen geschehen . . .

Der Vater tot, dieser Vater! Die ganze Tragweite des schweren Schicksalsschlages vermochten sie nicht zu ermessen. In ihre Trauer mischten sich keinerlei Befürcht-

ungen und Sorgen und darum schien sie auch so heilig und rührend. Auch die Mutter war nur vom Gefühl der Trennung beherrscht und so saßen diese Menschen beieinander, das Bild einer Familie von innigster Zusammengehörigkeit; in tiefstem Leid vereint, denn das Haupt dieser Familie fehlte! Wie dunkle Schatten lagerte es um die trauernden Menschen, die auf ihren kleinen Schemeln hockten, mit zerrissenem Gewand und ohne Schuhe, den Trauergebräuchen in jüdischen Häusern der damaligen Zeit. Eine „Kriee“ hatte man ihnen geschnitten, die Füße waren entblößt, und die Häupter waren gesenkt, wie mit Asche bestreut . . . die graue Asche erloschener Lebensfreude.

Die Freunde und Nachbarn brachten ihnen Wein und Kuchen und sonstige Speisen und Getränke. Das Mitleid war groß; die Gesetzesvorschriften, die Trauernden zu trösten, wurden eifrig befolgt, aber draußen auf der Gasse munkelte und tuschelte man über den Sturz des Hauses Seligsohn. Demütig, willenlos, fast apathisch ließen die Unglücklichen alles über sich ergehen. Nur hin und wieder flog ein irrer Blick der armen Frau hinüber zu dem Licht, das zu des Toten Gedenken nun brennen sollte sieben Tage und sieben Nächte. Und sie stierte in die Flamme als wollte sie fragen: Ist es wirklich wahr? Ist mir wirklich so geschehen? Und dann blickte sie wieder auf ihre Kinder, die auf der Erde saßen mit zerrissenem Gewand und ohne Schuhe. Dort war die Antwort auf ihre Frage. Sie lächelte müde wie geistesabwesend, strich über Benjamins dunkellockiges Haar und dachte: „Daß euer Gewand zerrissen ist, sehen sie alle, die zu uns kommen, niemand aber sieht die zerrissene Seele in meinem Leibe. Und niemand soll sie sehen.

Hirsch Seligsohns Weib trauert um ihn nicht mit äußeren Abzeichen, acht Tage lang! „Ewig währet meine Trauer, aber stumm ist mein Leid und sein Tod gibt mir Leben, und sein Sterben gibt mir Kraft, und sein Scheiden gibt mir Hoffnung. Leben wird er mir in seinen Kindern“. Als hätte dieser Gedankengang sie aufgerüttelt aus tiefer Schmerzversunkenheit, zog sie Benjamin,

der neben ihr am Boden kauerte, den Kopf an ihr Knie gelehnt, zu sich empor und ihre Tränen überfluteten sein Gesicht. Es war das erste Mal seit jener Schreckensstunde, wo ihr Mann tot vor ihren Augen zusammenbrach, daß sie weinte. Und jetzt fingen auch die andern, die um der Mutter stummen Schmerz sich bezwungen hatten, laut zu schluchzen an. Erlösende Tränen befreiten die in Schmerz erstarrten Gemüter. Und die Leute kamen und gingen und sprachen Trostesworte, und sie hielten die Schiwe mit zerrissenem Gewand und ohne Schuhe und auf der Erde saßen sie — aber eine Würde lag über ihrer Trauer und etwas Hoheitsvolles war in ihrer Demut. So war Hirsch Seligsohns Familie.

„Mischpoche ist Mischpoche"! hatte er einmal gesagt. Ist es zum Segen, ist es zum Unheil? Ruhen die starken Wurzeln unserer Kraft in der Familie?

* * *

Im Bildersaal einer der vornehmen Villen der Tiergartenstraße saßen Herr Kommerzienrat Samuel Löwenberg und seine Gattin Sofie in vertraulichem Gespräch. Die Hochzeit ihres zweitältesten Sohnes Arthur stand bevor und am Vormittag hatte ihr ältester Sohn Max ihnen die Geburt seines zweiten Kindes angezeigt. Der Schimmer hohen Glücksgefühls gab dem Antlitz Frau Sofies etwas jugendliches und niemand hätte ihr angesehen, daß sie bereits Großmutter sei und das fünfzigste Lebensjahr überschritten hatte.

„Wie frisch und lieb Du heute wieder aussiehst", sagte der Gatte, „Großmutter zweier Enkelkinder, unberufen", und nun küßte er ihre Hand und ein Ausdruck innigster Freude zog über sein ernstes, gütiges Antlitz.

„Wer könnte anders als froh und zufrieden aussehen, wer in Deiner Güte und Sorgfalt sich sonnt?" gab sie herzlich zurück „und Frohsinn und Zufriedenheit erhalten jung und frisch . . ."

„Also schön!“ unterbrach er sie lächelnd, „übrigens etwas muß man von Haus aus dazu mitgebracht haben ... und das hast Du, meine geliebte Sofie ...“ Er kicherte vergnügt, „meine gebenschte Sorel“. Sie lachte und drohte schelmisch mit dem Finger.

„Aber Herr Kommerzienrat!“

„Ich weiß, ich weiß! Aber wenn wir so ganz unter uns sind, da darf ich mich wohl unseres alten, lieben Lebens erinnern, dort in Weißenburg, wo die Wiege unseres Glückes gestanden, wo wir angefangen und emporgekommen sind und wo ... wo meine gebenschte Sorel wie ein guter Engel waltete, und mit ihrer Klugheit und Fürsorge und ... und — Frömmigkeit Segen brachte über mein Haus!“

Nachdenklich blickte sie vor sich hin und dann sagte sie mit in leichter Verlegenheit bebender Stimme: „Und ... und Frömmigkeit? Samuel“! Er verstand, was sie meinte.

„Im Herzen sind wirs geblieben, meine geliebte Sofie! Wenn auch das große Leben und die moderne Zeit manches abbröckelt von den alten Formen. Nie werden wir aufhören, treue Juden zu sein; treu dem Glauben, stolz auf unsere Ueberlieferung, wenn auch äußerlich sich manches gewandelt und wir Konzessionen gemacht, die in der Welt in der wir jetzt leben, in der wir unsere Kinder erzogen, nicht zu vermeiden waren. Leicht ist es mir, weiß Gott, nicht geworden ...“, er sah sich mit einem zwischen Wehmut und Befriedigung schwankenden Lächeln um, „und wenn ich hier mich so zwischen alten und neuen Meistern finde, so gewährt es mir doch eine tiefinnerliche Beruhigung ... Sieh mal dort ...“

Sie war mit den Augen seinen Bewegungen gefolgt.

... „Dort!“ ... Jetzt lachte sie. Ein warmes, leises, wohlklingendes Lachen. Und beider Blicke hingen am Türpfosten, wo hinter einer kostbaren Seidenportiere eine kleine, von fein ziselierter silberner Hülse umschlossene „Mesusa“ sich befand.

„Dort“!

„Das hält zusammen, diese heiligen Erinnerungen, ohne uns von den andern zu isolieren, vor Allem, ohne uns unsern Kindern zu entfremden. Und je freier und größer sich unser Leben auch gestaltet, je weniger wir dem zeitgemäßen Entwicklungsgang uns entgegensetzen, desto mehr werden sie achten, was uns teuer und heilig ist, auch wenn sie es nicht mehr verstehen. Wie etwas Seltsames, Geheimnisvolles, Romantisches wird ihnen diese versunkene Welt scheinen, die im Herzen ihrer Eltern lebendig ist . . .“

Sie hatte sich erhoben und stand dicht vor ihm. Mit leuchtendem Blick sah sie zu ihm empor.

„O, Du! Wer dich so hörte! Wie hast Du den geistigen Strömungen der Zeit Dich anvertraut, wie hast Du Dein Denken erweitert, wie alle Bildungselemente auf Dich einwirken lassen . . . nicht ein fremdgewordener bist Du der Jugend, die in unsern Kindern uns herrlich umblüht, neben ihnen stehst Du und verstehst sie, über ihnen stehst Du und erhebst sie . . .“

Er zog sie an sich und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter.

„Wer hat mich den Weg finden gelehrt? Wer hat meinem Blick das Schöne erschlossen? Wer meinem Geist Vertiefung gegeben?“ Und mit einer Inbrunst, wie sie wohl in früheren Tagen in den geweihten Stunden frommer Extase betende Juden überkam, preßte er sie an sich und rief in pathetischem Ton: „Du meine . . . Du meine gebenschte Sorel . . .“

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür. Sofort hatte er seine Haltung wiedergefunden. Die Haltung eines wahrhaft vornehmen und überlegenen Mannes. Auch Frau Sofie wußte die Erregung des Augenblickes rasch zu bekämpfen. Und als der Diener jetzt meldete „Herr und Frau Julius Löwenberg lassen fragen, ob sie Herrn und Frau Kommerzienrat nicht stören“, da hätte kein Mensch ahnen können, daß es Samuel und Sorel Löwenberg waren, die ihre Gäste soeben mit vollendeter Vornehmheit und liebenswürdiger Weltgewandheit begrüßten.

Mischpoche.

Von

Ulrich Frank.

Samuel und Israel Löwenberg hatten sich im Jahre 1841 etabliert. Sie stammten aus einem so kleinen Oertchen, daß es auf der Landkarte sicher nicht zu finden ist, und sie kamen sich wie Eroberer vor, als sie eine Handelsfirma in der Weltstadt Weißenburg begründeten. Weißenburg hatte genau 9200 Einwohner mehr, als ihre Vaterstadt Oelswitz. Dieser Ort mochte zu jener Zeit etwa 2800 Bewohner zählen. Der Entschluß der Gebrüder Löwenberg rief daher gerechtes Aufsehen in der Gemeinde hervor, und die kühnsten Behauptungen und Prophezeihungen knüpften sich an das ungeheure Ereignis.

Als nach dem Minchagebet, am 2. Tage Sukkot des denkwürdigen Jahres 1841 — nach jüdischer Zeitrechnung 5611 — Hirsch Seligsohn die ersten Andeutungen über das neue Unternehmen seiner beiden Neffen machte, wurden seine Mitteilungen mit Spott und Zweifel begrüßt, und schon im Jahre 1844 machten sie Pleite. Man erfuhr nun, daß die beiden Brüder ohne genügende Mittel ihr Geschäft begründet hätten — auf Kredit, und ein ihnen trotz ihrer Jugend merkwürdiger Weise entgegengebrachtes Vertrauen, das sie leider nicht recht-

fertigten. Ihre Mutter war ganz trostlos, der Vater behauptete, er habe immer gesagt, es sei ein Wagnis, nur der Onkel Hirsch erklärte kaltblütig: „Sof saucher le pleite;“ das aber klang recht kleinmütig und im tiefsten Herzensgrunde war er wohl am meisten von der geschäftlichen Katastrophe seiner Neffen erschüttert. Der Cynismus, mit dem er darüber witzelte, sollte nur die Leute über seine wahren Empfindungen täuschen. Aber in seinem Innern wühlte es, und er dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er der Firma Gebrüder Löwenberg in Weißenburg wieder aufhelfen könnte. Endlich kam er auf den üblichen Ausweg, den Gläubigern einen kleinen Prozentsatz ihres Guthabens zu bieten und sie auf künftige bessere Zeiten des Geschäfts zu verweisen. Und es gelang seiner Ueberredungskunst, den Ausgleich zustande zu bringen.

Die ganze Mischpoche der Löwenbergs und Seligsohns mußte beisteuern, um das dazu erforderliche Kapital zusammenzubringen. Da es meist Hausierer und kleine Handelsleute waren, ging das nicht ohne Schwierigkeiten ab. Aber die Beredsamkeit, die Hirsch Seligsohn den Gläubigern gegenüber aufwendete, wußte er in noch erhöhtem Maße im Kreise der Familie wirksam zu machen. Die Idee der Solidarität und Hilfsbereitschaft, einmal angeregt, drang durch, und Hirsch Seligsohn hatte die Freude, seine Vorschläge vom Familienrat angenommen zu sehen. Dieses Familieninteresse legte den beiden Brüdern die größte Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue auf, und da sie überdies jetzt besser fundiert waren, als bei der Begründung ihres Geschäftes, so entwickelte sich dieses von dem denkwürdigen Zeitpunkt an sehr günstig und die Gebrüder Löwenberg in Weißenburg gehörten bald zu den Kaufleuten, die für „gut“ galten.

Die Erfahrungen der ersten Jahre kamen ihnen auch zu statten, und als nach kurzer Zeit erst Samuel sich verheiratete, wie er es sich und seiner Mischpoche schuldig war, mit einer angemessenen Mitgift, und einige Jahre später auch Israel eine sehr „reiche Partie“ machte, war das Aufblühen des Hauses Löwenberg besiegelt. Von jetzt ab ging es stetig aufwärts.

Samuels Frau entstammte einer sehr angesehenen Familie aus Posen, und Sofie Rosenzweig war schon „erzogen". Das heißt: sie hatte deutschen und französischen Unterricht genossen und war mit den Bildungsmitteln der damaligen Zeit ausgerüstet. Israels Frau allerdings mußte durch größeren Reichtum ersetzen, was ihr an vornehmer Abstammung und guter Erziehung abging. Dafür hatte aber ihr Vater Abraham Bendel bestens gesorgt. Und wenn man auch leise flüsterte, daß er sein Vermögen auf nicht einwandfreie Weise erworben und ebenso beim Ankauf ganz auffallend billiger Ware ein oder auch beide Augen zugedrückt und mit seinem Pfunde tüchtig gewuchert hätte, so war doch nichts bestimmtes nachweisbar. Sein Vermögen wuchs, ohne daß der Staatsanwalt dagegen Einspruch erhoben hätte. Und was dem Herrn Staatsanwalt recht war, konnte seinen Zeitgenossen gewiß billig sein. Er war auch klug genug, seine Tochter Mali so reich auszustatten und ihr eine so große Mitgift zu geben, daß er sich bis zu den Gebrüder Löwenberg mit seinen Ansprüchen versteigen durfte, die mütterlicherseits zur Linie Seligsohn gehörten und durch die Heirat Samuels sogar zu den Rosenzweigs. Mali Bendel und Sofie Rosenzweig gehörten also zur selben Mischpoche. Die Dynastie Löwenberg-Rosenzweig-Bendel war damit gegründet; und als jemand zu Hirsch Seligsohn darüber eine boshafte Bemerkung wagte, zog er seine Stirne in tiefe Falten, machte ein sehr nachdenkliches Gesicht und sprach dann mit dem wehmütigen Lächeln überlegener Weisheit die lapidaren Worte: „Mischpoche is Mischpoche!" Was er mit dieser ewigen Wahrheit in dem speziellen Falle sagen wollte, ob verletzter Stolz, Verbitterung, Resignation oder Spott darin lag, wurde nicht mehr festgestellt, denn schon wenige Monate nach der mit größtem Prunk gefeierten Hochzeit von Mali und Israel erlag er einem Herzschlage. Die ganze Gemeinde stand an seinem Grabe. Und in die Klagen um Hirsch Seligsohn stimmten auch Sofie Rosenzweig und Mali Bendel ein und vermischten ihre Tränen mit denen der gesamten Mischpoche.

Das unerwartete Hinscheiden des trefflichen Mannes riß eine ungeheure Lücke in den Familienkreis. Es war, als wankte ein festgefügter Bau, plötzlich seiner kräftigsten Stütze beraubt. So lange er unter ihnen weilte, war man sich seiner ragenden Persönlichkeit gar nicht bewußt geworden. Er gehörte eben zur Mischpoche, er war einer der ihren, das heißt, er war nicht mehr als sie alle. Brauchte man Rat oder Hilfe, dann war Hirsch Seligsohn immer zu finden und als ganz selbstverständlich nahm man dies hin. Daß besondere Vorzüge, eine starke Natur, eine vornehme Seele und ein weiter Blick, dazu gehörten, das, was man etwa heut zu Tage eine Individualität nennt, das fiel niemanden ein, das ahnte niemand in dieser engen Welt. Er ging, wie sie, durch die Gassen des Städtchens, er stand in „Schul" neben ihnen, er aß, wie sie alle, am Freitag Abend Barches und Fisch und Mazzoth am Passah. Er fastete mit ihnen am Jom Kippur und jubilierte mit ihnen am Purim, er war wie sie in allen Lebensäußerungen, in allen Glaubensgebräuchen . . . Daß man daneben auch noch Anderes, Höheres, Besseres sein konnte, darauf kam niemand . . . Einen Witzbold allenfalls ließ man gelten, aber ein Starker, Großer, Einsamer . . . ein Mensch für sich allein und doch bereit für alle, das erkannten sie nicht. So hatte er unter ihnen gelebt in schlichter Größe, in heimlicher, ihm selbst wohl nie zum Bewußtsein gelangter Eigenart, und so war er gestorben. Und er, der so vielen geholfen, der niemals kargte und niemals zauderte, wo es galt aufzurichten, aufzubauen, hinterließ seine nächsten Angehörigen in dürftigen Verhältnissen. Niemand hätte das geglaubt. Hirsch Seligsohn, der aufrechte Mann, der „bekowete Balbos", der edle „Bal-zdokeh"! Als diese Tatsache bekannt wurde, bemächtigte sich der Khille die größte Aufregung und in der Mischpoche waren einige geneigt, es zu mißbilligen, daß er so schlecht für die Seinen gesorgt habe. Besonders von Abraham Bendel, dem Schwiegervater seines Neffen Israel Löwenberg, wurde erzählt, daß er sich sehr unangemessen darüber geäußert habe. „Es könnt ä jeder ä feiner Mann sein,"

Gegensatz noch intensiver. Ein ideales Wohlbehagen schien von jedem einzelnen Gegenstande auszuströmen. Wundervolle Arrangements aus frischen Blumen milderten die vornehme Pracht zu heiterem Glanze. Mit frohem Stolze blickte Kommerzienrat Löwenberg sich in dem Zimmer seiner Frau um. Es erfreute ihn stets aufs neue, wie sie es so ganz erfüllte mit dem Abglanz ihrer Persönlichkeit. Seine Schwägerin folgte seinem Blick und fragte:

„Ihr habt wohl wieder etwas neues gekauft, weil Du Dich so umsiehst, Samuel?"

„Ich freue mich mit all dem Schönen, was wir Gott sei Dank schon seit Jahren besitzen. Wir haben, seit wir damals dieses Haus einrichteten, wenig hinzugekauft. Aeltere Leute, wie wir, nehmen sich immer am besten aus mit den Dingen in ihrer Umgebung, die ihnen lieb und vertraut sind, mit denen sie sich gewissermaßen verwachsen fühlen . . ." antwortete er liebenswürdig.

Marie, die in echter Parvenümanier immer das zu haben wünschte, was sie bei anderen sah und fortwährende Veränderungen in ihrer Wohnung vornahm, verstand seine Anspielung nicht.

„Kunststück, wenn man alles hat!"

Er lachte und sagte: „Na, bei Euch fehlt es auch nicht . . ."

„Warum auch, wir haben es ja dazu", rief sie laut und ließ sich am Teetisch nieder.

Ihr Mann zuckte zusammen, peinlich berührt von dieser Redensart, die sie mit Vorliebe im Munde führte.

Sofie goß den Tee ein.

Jetzt war es wieder der Teetisch, der Mariens Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

„Merkwürdig, wie schön sich das Silber und das Teeservice bei Euch ausnimmt . . ." sie drehte eine Tasse um und sah nach dem Abzeichen. „Wunder! Ein Bienenkorb! Alt-Wien!"

Sie hatte aus diesen Tassen schon unzählige Male Tee getrunken, wollte sich aber doch die Gelegenheit nicht

nehmen lassen, ihre Kenntnis der Zeichen alten Porzellans zu zeigen.

Der Kommerzienrat unterdrückte eine spöttische Bemerkung.

„Dein Diener versteht aber auch wirklich alles so ausgezeichnet zu arrangieren, liebe Schwägerin, daß die Sachen noch mal so gut aussehen . . . Sieh Dir an da, Jules, wie das alles dasteht! Die Teemaschine und das Gebäck und die Vasen mit Blumen . . . ich weiß nicht, wir haben kein Glück mit unserm Personal . . . Ich nehme doch auch nur hochherrschaftliche Diener, aber ob einer sich mit Eurem Franz vergleichen kann . . . nichts verstehen sie, und dabei geben sie noch Antworten . . .“

„Bei Franz macht es die langjährige Gewöhnung,“ sagte Sofie, „er ist nun elf Jahr bei uns und kennt wirklich unsere Wünsche und Gewohnheiten so genau . . .“

„Gott, weißt Du, unser jetziger Diener war neun Jahre beim Grafen Solms-Fürsteneck, da sollte er doch auch was verstehen . . .“

„Wenn er erst neun Jahre bei Euch gewesen sein wird, wird er auch wissen es Dir recht zu machen . . .“ warf der Kommerzienrat ein.

„Neun Jahr! Ich habe ihm schon für November gekündigt . . . ich muß zur haute saison gewandte Leute haben, wenn die Gesellschaften dann anfangen . . . werdet Ihr die Elton noch lange behalten?“ fragte sie dann in ihrer Manier, plötzlich von einem Gegenstand auf den andern zu kommen.

Der Kommerzienrat sah seine Frau an.

„Wir haben darüber wirklich noch nicht nachgedacht. Sie war seit Dora die Schule besuchte immer bei ihr, und hat sich so über alle Maßen bewährt . . .“

„Ja und Friedmanns haben die Engländerin auch behalten, bis Isa heiratete . . . das macht Ihr wohl auch . . .?“

Julius erhob sich. Die Albernheiten seiner Frau brachten ihn in Verlegenheit. „Wir müssen fort . . .“

„Weshalb so eilig?“ wandte der Kommerzienrat sich mit echter Herzlichkeit zu ihm.

„Ja wirklich, wir müssen gehen. Ich vergaß wahrhaftig, daß wir heute Abend Besuch erwarten. Leutenant von Wörlitz und Herr von Hammersteg haben sich angemeldet“ . . . Da niemand etwas dazu bemerkte, setzte sie hinzu: „Ganz gemütlich en famille, zum Abendbrot . . . sie sind im Tattersal immer mit Else und Rita Meierstein geritten . . .“ wieder nahm man ihre Mitteilung stillschweigend an, aber das bemerkte sie kaum und fuhr fort: „Sag' mal, Sofie, was glaubst Du zu so 'nem kleinem menu, en petit comité, man kann nach Caviar en assiette doch ganz gut jungen Hasen geben, so Anfang Oktober ist das doch noch eine primeur mit Champagnerkohl und dann . . .“

Die Brüder verabschiedeten sich.

„Du bist doch ein Kenner, Samuel, was meinst Du,“ sie reichte ihm die Hand, „ich denke, es ist eine ganz gute Zusammenstellung, und junger Hase, jetzt wo die Jagd kaum begonnen . . .“

„Ganz gewiß! Aristokraten lieben immer Jagdreminiszenzen!“

„Nicht wahr!“ rief sie befriedigt, sie hatte gar kein Verständnis für seine Ironie. Sofie sah ihn bittend an.

Er hatte ihre stumme Bitte verstanden und nickte zustimmend.

„Adieu, lieber Julius!“

„Adieu! Kommst Du morgen ins Kontor?“

„Natürlich! Auf Wiedersehn, Frau Schwägerin, und viel Vergnügen für heute Abend!“

„Merci und auf baldiges Wiedersehn!“ antwortete sie in sehr guter Laune.

„Auf Wiedersehn, liebe Marie, grüße die Kinder! . . .“

Sie waren gegangen.

„Armer Bruder!“ sagte der Kommerzienrat und ließ sich wie ermüdet in einen Sessel nieder.

Sofie war neben ihn getreten und legte wie beschwichtigend ihre Hand auf seine Schulter.

„Sie macht ihn lächerlich und kompromittiert uns

nicht unnachsichtig!“

„Es gehört viel Nachsicht zu Frau Marie Löwenberg, Mali geb. Bendel . . .“

„Aber Samuel . . .“

„Das nennt man nun Mischpoche!“

Sie lächelte, dann schlang sie die Arme um seinen Hals und flüsterte, sich an sein Ohr neigend, noch einmal so leise, daß es nur wie ein Hauch war: „Aber Samuel!“

* * *

In aufgeregtem Gespräch gingen der Rabbiner Dr. Moritz Seligsohn und der Kommerzienrat Löwenberg den Promenadenweg entlang, der von Heringsdorf nach dem langen Berge führte. Vergebens versuchte der jüngere der beiden den älteren zu beschwichtigen.

„Glaube mir, lieber Samuel, niemand kann Deine Entrüstung tiefer nachfühlen als ich, und wie sehr schmerzlich gerade ich diesen Abfall empfinde, brauche ich Dir nicht zu sagen, aber Du darfst Dich nicht so aufregen, daß Deine Gesundheit darunter leidet, ich habe Deiner Frau versprochen, ruhig die Sache zu überlegen.“ . . .

„Ruhig, ruhig! Bist Du denn ruhig diesem Skandal gegenüber?“ . . .

„Innerlich gewiß nicht; mein ganzes Empfinden ist aufgewühlt und wie eine Schmach scheint es mir, was Julius getan . . . und warum . . . warum.“ . . .

„Warum?“ rief der Kommerzienrat heftig, „Weibereitelkeit, Niedrigkeit der Gesinnung, alberner Dünkel, närrische Protzenhaftigkeit . . . er hat's nötig! Mein unglücklicher, lächerlicher Bruder! Schwachkopf!“

Sie waren zu einer einsamen Bank unter einer Föhre gelangt, die spärliche Schattenstreifen darüber zog.

„Wollen wir uns hier ein wenig niederlassen?“ fragte Dr. Seligsohn, der mit besorgtem Blick das Antlitz seines Begleiters streifte, „es wird Dir gut tun, auszuruhen und Dich etwas zu sammeln. Deine Aufregung wird sich legen.“

Ohne ein Wort zu sagen, setzte sich der Kommerzienrat und sein Auge flog über das spiegelglatt daliegende

Meer zum fernen Horizont. Leichte Dunstwölkchen, aus denen hie und da Sonnenpfeile emporblitzten, lagerten davor, Himmel und Wasser zu einem unendlichen Weitblick vereinend.

Auch Dr. Seligsohn war nachdenklich und schweigsam. Es schien, als ob die tiefe Stille, die sie umgab, die wundersame Ruhe des Bildes, das vor ihnen sich ausbreitete, auch auf ihre Nerven besänftigend wirkte. Weit hinaus wanderten ihre Blicke, weit zurück wanderten ihre Gedanken. Zurück zur Jugend, zur Heimat!

Beide waren in Erinnerungen versunken, die zu derselben Persönlichkeit führte, zu Hirsch Seligsohn! Ohne daß sie ein Wort sprachen, ohne daß sie sich darüber verständigt hatten, verfolgten sie den gleichen Ideengang. Erst nach längerer Pause fing der Kommerzienrat wieder an:

„Wie recht hatte Dein seliger Vater, als er damals mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit gegen die Heirat meines unglücklichen Bruders mit Abraham Bendels Tochter sich wendete ... wie recht hatte er, dreimal recht" ... seine Stimme bebte in verhaltenem Schmerz, aber er war doch viel ruhiger, und die Gelassenheit und Würde, die er gewöhnlich zeigte, schienen wiederzukehren.

„Und doch wurde diese Ehe geschlossen!" antwortete Dr. Seligsohn. „Nimms nicht als Vorwurf. Wir haben in all den Jahren nicht davon gesprochen und Du weißt, wie ich zu Dir stehe, was ich von Dir halte" ...

„Lange schon hatte ich den Wunsch mich mit Dir einmal darüber auszusprechen, aber eine Scheu hielt mich davon zurück, die Du begreiflich finden wirst, wenn ich Dir sage, daß ich es war, der diese Heirat befürwortete, mehr als das, erzwang" ....

„Du?" Höchstes Erstaunen war in seinem Ausruf.

„Ja, ich! Ich" ... Ein Zug schweren Leides lag auf seinem Antlitz. Er schien, wie in sich zusammengesunken und der sonst so stattliche, kraftvolle Mann war wie gebrochen.

„Samuel!" Mit zarter Bewegung ergriff er seine Hand, drückte sie warmherzig und sagte: „Wenn Du es

getan, so wirst Du Deine zwingenden Gründe gehabt haben. Wie ich Dich heute kenne, seit langen Jahren kenne, warst Du auch sicherlich damals schon . . . daß ich es Dir nur sage, ein kluger, gütiger, edler Mensch . . . ein junger Mensch, den mein Vater über Alles geliebt hat und von dem er immer sagte: „Samuel Löwenberg wird der Stolz und die Freude der ganzen Mischpoche werden . . . Noch wenige Wochen vor seinem plötzlichen Tode hörte ich diese Worte von ihm“ . . .

„Und ihm, gerade ihm mußte ich dieses herbe Weh bereiten, unter dem seine feine Seele gelitten bis in seine Todesstunde“ . . . Aufs neue wuchs seine Aufregung „bis in seine Todesstunde!“ . . .

„Samuel!“ beschwichtigend klang es, doch wie in tiefer seelischer Erschütterung, „Samuel, teurer Bruder, willst Du Dich mir nicht offenbaren, glaubst Du nicht, daß es Dir Erleichterung gewähren würde, Dich auszusprechen? Wie ein dunkles Geheimnis liegt es seit des seligen Vaters Tode über uns — was hat den plötzlichen Zusammenbruch des sonst so rüstigen Mannes herbeigeführt? War es die Sorge um sein Haus, die an ihm zehrte, war es irgend ein Ereignis, das uns unbekannt geblieben und das ihn niederstreckte? . . .“

„Er konnte den Schlag nicht verwinden, daß Abraham Bendels Tochter in unsere Familie aufgenommen wurde, in unserer Mischpoche, deren Ehrenschild er so hoch hielt“ . . . Düster blickte er vor sich hin und fügte leise murmelnd hinzu: „Und recht hat er behalten, leider, leider! Bis über seinen Tod hinaus, hinaus in unser Leben! Was im letzten Jahre sich in unserer Familie abspielte, ist die Frucht der Aussaat des Ehrenbendel! Was solche Leute gesät, müssen wir ernten. Und das kolossale Vermögen, das er im vorigen Jahre seinen beiden Kindern hinterließ, hat wohl die Entschließungen Julius endgültig beeinflußt. Die Millionen werden jetzt aristokratischen Boden düngen. Ueber ihren Ursprung wird sich der Herr von Wörlitz kaum den Kopf zerbrechen. Ob Münzjude, Grundstückwucherer, Geldverleiher, toute même chose! Sie wissen, worüber sie despektierlich spötteln, wenn

Meer zum fernen Horizont. Leichte Dunstwölkchen, aus denen hie und da Sonnenpfeile emporblitzten, lagerten davor, Himmel und Wasser zu einem unendlichen Weitblick vereinend.

Auch Dr. Seligsohn war nachdenklich und schweigsam. Es schien, als ob die tiefe Stille, die sie umgab, die wundersame Ruhe des Bildes, das vor ihnen sich ausbreitete, auch auf ihre Nerven besänftigend wirkte. Weit hinaus wanderten ihre Blicke, weit zurück wanderten ihre Gedanken. Zurück zur Jugend, zur Heimat!

Beide waren in Erinnerungen versunken, die zu derselben Persönlichkeit führte, zu Hirsch Seligsohn! Ohne daß sie ein Wort sprachen, ohne daß sie sich darüber verständigt hatten, verfolgten sie den gleichen Ideengang. Erst nach längerer Pause fing der Kommerzienrat wieder an:

„Wie recht hatte Dein seliger Vater, als er damals mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit gegen die Heirat meines unglücklichen Bruders mit Abraham Bendels Tochter sich wendete . . . wie recht hatte er, dreimal recht“ . . . seine Stimme bebte in verhaltenem Schmerz, aber er war doch viel ruhiger, und die Gelassenheit und Würde, die er gewöhnlich zeigte, schienen wiederzukehren.

„Und doch wurde diese Ehe geschlossen!“ antwortete Dr. Seligsohn. „Nimms nicht als Vorwurf. Wir haben in all den Jahren nicht davon gesprochen und Du weißt, wie ich zu Dir stehe, was ich von Dir halte“ . . .

„Lange schon hatte ich den Wunsch mich mit Dir einmal darüber auszusprechen, aber eine Scheu hielt mich davon zurück, die Du begreiflich finden wirst, wenn ich Dir sage, daß ich es war, der diese Heirat befürwortete, mehr als das, erzwang“ . . . .

„Du?“ Höchstes Erstaunen war in seinem Ausruf.

„Ja, ich! Ich“ . . . Ein Zug schweren Leides [illegible] auf seinem Antlitz. Er schien, wie in sich zusam[illegible] gesunken und der sonst so stattliche, kraftvolle M[illegible] wie gebrochen.

„Samuel!“ Mit zarter Bewegung er[illegible] Hand, drückte sie warmherzig und sagte:

getan, so wirst Du Deine zwingenden Gründe gehabt haben. Wie ich Dich heute kenne, seit langen Jahren kenne, warst Du auch sicherlich damals schon . . . daß ich es Dir nur sage, ein kluger, gütiger, edler Mensch . . . ein junger Mensch, den mein Vater über Alles geliebt hat und von dem er immer sagte: „Samuel Löwenberg wird der Stolz und die Freude der ganzen Mischpoche werden . . . Noch wenige Wochen vor seinem plötzlichen Tode hörte ich diese Worte von ihm“ . . .

„Und ihm, gerade ihm mußte ich dieses herbe Weh bereiten, unter dem seine feine Seele gelitten bis in seine Todesstunde“ . . . Aufs neue wuchs seine Aufregung „bis in seine Todesstunde!“ . . .

„Samuel!“ beschwichtigend klang es, doch wie in tiefer seelischer Erschütterung, „Samuel, teurer Bruder, willst Du Dich mir nicht offenbaren, glaubst Du nicht, daß es Dir Erleichterung gewähren würde, Dich auszusprechen? Wie ein dunkles Geheimnis liegt es seit des seligen Vaters Tode über uns — was hat den plötzlichen Zusammenbruch des sonst so rüstigen Mannes herbeigeführt? War es die Sorge um sein Haus, die an ihm zehrte, war es irgend ein Ereignis, das uns unbekannt geblieben und das ihn niederstreckte? . . .“

„Er konnte den Schlag nicht verwinden, daß Abraham Bendels Tochter in unsere Familie aufgenommen wurde, in unserer Mischpoche, deren Ehrenschild er so hoch hielt“ . . . Düster blickte er vor sich hin und fügte leise murmelnd hinzu: „Und recht hat er behalten, leider, leider! [illegible] über seinen Tod hinaus, hinaus in unser Leben! [illegible] im letzten Jahre sich in unserer [illegible] Frucht der Aussaat [illegible] gesät, müssen wir [illegible] das er im vor[illegible] ließ, hat wo[illegible] einfluß[illegible]

von reich gewordenen Juden die Rede ist, die sich in ihre Reihen drängen und dort leider aufgenommen werden. Daß sie es sind, die so das non olet zu Ehren bringen, fällt ihnen gar nicht ein. Von der ernsten, mühevollen, rastlosen Arbeit, die unter uns große Vermögen geschaffen, wissen sie kaum etwas. Was sie sehen, erscheint ihnen befremdlich, lächerlich oder verächtlich und die sie danach beurteilen sind wahrlich nicht die besten unter uns“ . . .

„Wie Du einer bist“, fiel ihm der Rabbiner ins Wort.

„Und so mancher andere unter unsern Glaubensgenossen. Wahrlich wir können stolz sein auf die Berliner Großkaufmannschaft. . .“ seine Worte hatten auf ihn selbst beruhigend eingewirkt. Er fühlte sich wieder ganz in der vornehmen Würde und Sicherheit, die sein Reichtum und seine hervorragende soziale Stellung ihm gaben. Wieder sann er vor sich hin, aber die Genugtuung, die ihn einen Augenblick beseelt hatte, wich bald der Kränkung und dem Schmerz, die ihn beherrschten. „Und gerade uns muß diese unerhörte Lächerlichkeit treffen! Unsere Familie. Wenn er schon seine Zustimmung zur Taufe seiner Tochter und der Heirat mit diesem Herrn von Wörlitz gab, so war das übergenug, daß er nun aber selbst mit Frau und Sohn den Uebertritt vollzogen, wie er schreibt, ist verdammenswert. Und wenn es nicht so schrecklich traurig wäre, man könnte es einfach komisch finden. Israel und Mali Löwenberg — strenggläubige Christen!“ Ein schneidender Hohn klang aus diesen Worten.

„Sie gehen allsonntäglich in die Kirche, berichtete mir Georg, der gestern Abend ankam, und Erich, ihr jüngster Sprößling, hat neulich erklärt, daß er nunmehr bei den Gardedragonern dienen werde, wo die Epauletten ihm sicher seien, seit er aufs Kreuz geschworen.“

„Das nennt sich nun Christ, was weder Jud' noch Christ ist!“ sagte mit Bitterkeit Dr. Seligsohn, „nicht Protestanten sind es, sondern Opportunisten! Die Gläubigen der Opportunität!“

„Es wäre wirklich zum Lachen, wenn der Narr nicht mein wäre“, ein harter Zug trat jäh in sein edles Antlitz, „oder richtiger, gewesen wäre! Denn es ist selbstverständlich,

daß ich mich völlig von ihm lossage, von ihm und seiner ganzen Sippschaft. Die von Wörlitz-Löwenberg-Bendel mögen den Familienanhang suchen, der ihrer würdig ist, in der Abraham Bendel'schen Mischpoche!" Dieser aus Leid und Hohn gemischte Ausruf schien sein gepreßtes Herz zu erleichtern, „und nun sollst Du auch erfahren, wieso mein Bruder Julius zu dieser Heirat kam".

Er machte eine kleine Pause und sah nachdenklich vor sich nieder, als überlege er, was er zu sagen habe, um dem Manne an seiner Seite, gerade ihm, verständlich zu werden, seinem Vetter Moritz, dem Sohn von Hirsch Seligsohn.

Erwartungsvoll harrte dieser der Mitteilungen seines Vetters, dem er, obwohl der viel jüngere, stets sehr nahe gestanden. Nicht nur das verwandtschaftliche Verhältnis, sondern eine innige Freundschaft verband die beiden Männer. Um so auffallender war es, daß er über diesen Punkt noch nie mit ihm gesprochen hatte. Die Ehe und das Haus Julius Löwenbergs wurde wie ein Fremdes, Unerfreuliches, Unverstandenes im Familienkreise, stets mit Stillschweigen übergangen. Man scheute sich, Mißbilligung und Uebelwollen zu äußern, man war zu vornehm, um die Aergerlichkeiten, die von dort herkamen, durch Zank und Streit zu vermehren, und suchte, so weit es irgend anging, den äußern Frieden aufrecht zu erhalten und die Formen zu wahren, die die verwandtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen der Brüder mit sich brachten. Frau Sofie unterstützte ihren Mann darin. Wie er, war auch sie allem abhold, was Aergernis erregen, Aufsehen machen konnte und so ertrugen sie beide die Geschmacklosigkeiten und Albernheiten der Schwägerin nachsichtig, die Haltlosigkeit und Schwäche des Bruders mitleidig, und suchten, so weit es anging, zu beschönigen und zu vertuschen, was ihnen selbst im höchsten Grade unleidlich war. Die Autorität des Kommerzienrats, die Klugheit und vornehme Haltung seiner Frau ermöglichten so ein scheinbar gutes Einvernehmen herzustellen, und niemand von den jüngern Familienmitgliedern wagte es anders, als hie und da mit leichtem Spott diese Dinge zu be-

rühren. Die überragende Persönlichkeit Samuel Löwenbergs hatte es bisher immer noch vermocht, Zwistigkeiten und Zwiespaltigkeiten innerhalb der Familie zu beschränken und größere Verwicklungen zu verhüten. Wenn Dr. Seligsohn, der eine Rabbinatsstellung in einer großen Gemeinde Ostpreußens vertrat, zu gelegentlichen Besuchen nach Berlin kam, wenn er mit dem Kommerzienrat und dessen Angehörigen auf sommerlichen Erholungsreisen sich traf, so erfreute er sich immer des schönen, glücklichen, harmonischen Lebens in diesem Kreise. Er bemerkte ja wohl, daß die Uebereinstimmung der beiden Familien keine so intime war, wie die inneren und äußerlichen Zusammenhänge es hätten erwarten lassen. Aber da man ihm nichts sagte, fragte er auch nicht. Nun sollte er zum ersten Male etwas näheres erfahren und er sah den Mitteilungen Samuels mit einer Spannung entgegen, die fern jeder banalen Neugier, der aufrichtigen Freundschaft und Anteilnahme entsprang, die er für den von ihm verehrten, geliebten Mann hegte.

„Ich muß etwas weit zurückgreifen", begann dieser nach kurzer Sammlung. „Mit den ersten Anfängen unseres Geschäfts muß ich Dich bekannt machen. Sie waren denkbar ungünstig. Mir selbst unbegreiflich heut, wo für die gedeihliche Entwicklung aller kaufmännischen Unternehmungen und Großbetriebe nur ein Merkwort gilt: Korrektheit. In meiner Jugend war das anders. Der Ehrgeiz, das Streben aller jungen Leute, die dem Hausierhandel und der Kleinkrämerei ihrer Väter sich entwachsen fühlten, kannte nur ein Ziel: Sich etablieren. Wie und womit war eine zweite Frage, die man leider mit weniger Aufmerksamkeit und Wichtigkeit behandelte, als Not tat. Begreiflich ist es. Die Kunde von großen geschäftlichen Erfolgen bei Juden in den bedeutenden Zentren des Handels kam in die Provinz, in die kleinen Gemeinden und jeder glaubte in sich einen künftigen Rothschild, Heine oder Bleichröder zu entdecken. Nur versuchen muß man es. Mir ging es nicht besser als vielen andern. Ein unsagbarer Drang hinaus zu kommen aus der Engnis des väterlichen Hauses beseelte mich . . . wenn ich den

Vater auf die Märkte begleitete und von ihm in seine Geschäftspraktiken eingeweiht wurde, träumte ich von Handel und Verkehr auf großer Basis, wie ich sie aus Büchern und vom Hörensagen kannte, und die ganze trostlose Armseligkeit des Hausierens, Schacherns und, daß ich es nur gestehe, Uebervorteilens maß ich an dem ersten Großhandelsherrn, den ich kennen lernte, an .... Nathan dem Weisen." — Ein Lächeln, in dem Bescheidenheit und Selbstgefühl sich mischten, umspielte seine Lippen.

„Du findest das vielleicht komisch, sonderbar? Eine Ueberhebung erscheint es Dir . . ."

„Durchaus nicht", fiel Dr. Seligsohn ein, „durchaus nicht. Ich glaube die Großzügigkeit, die kluge Weltweisheit, die ruhige Ueberlegung und Sachlichkeit, die mich an Dir so oft mit Bewunderung und frommer Freude erfüllt, haben von solchem Wertmesser bestimmt, sich in Dir entwickelt und was Dich in Deiner Jugend mit Staunen und Bewunderung erfüllte, hat Deinem Leben späterhin seine Prägung gegeben."

„Du findest für alles immer die feinste Auslegung . . ." erwiderte er liebenswürdig, „ein echter Talmud Chochem . . . aber erkenne daraus auch, wie groß diese Armseligkeit mir erscheinen mußte. Die graue Wirklichkeit des kleinlichen, eingeengten Judenlebens jener Zeit, neben den neuen bunten, phantastischen Träumen, die in den Schätzen des Orients ihre Wurzel hatten . . ."

„Orient . . . Heimatsland!" sprach der andere wie aus tiefem Sinnen leise vor sich hin.

Wieder schwiegen beide und ihre Blicke tauchten in das Meer, das unergründlich in geheimnisvoller Unendlichkeit sich vor ihnen ausbreitete. Wohin zogen ihre Gedanken? Ueber ferne Ozeane fort zur Wiege unseres Volkes, das sich neue Heimstätten erbaut überall . . . Heimstätten, die gesegnet wurden durch die Kultur, die sie mit sich geführt, in ihren Ueberlieferungen, wie die Habseligkeiten in ihren Bündeln. Sorgfältig gehütet und bewahrt. Ein ideeller Besitz, der ihnen ihr geistiges Leben aufbauen half und erhalten, wie der andere ihre materielle Existenz.

Nach einer Weile hub der Kommerzienrat wieder an: „Ich weiß nicht, was aus jener Zeit Dir bekannt ist. Es war kurz nach Deiner Barmizwoh, als ich Deinem Vater zum ersten Male von meiner Absicht sprach, mich zu etablieren. Ich war damals 23 Jahre alt und dieser Abend und das Gespräch blieben mir unvergeßlich. Es war im Spätherbst, am Tage nach Jom Kippur. Noch stand ich unter dem Eindruck der gottesdienstlichen Handlungen des Versöhnungstages. Gebete und Gelübde hallten in mir nach und da ich ein sehr frommes und gläubiges Gemüt hatte, so fühlte ich mich wirklich ein entsühnter, reiner Mensch, dessen Entschlüsse segensvoll sein müssen. Etwas ähnliches sagte ich zu Deinem Vater, den ich heimbegleitete von einem Besuche, den er seiner Schwester, meiner Mutter, abgestattet hatte. Er sah mich mit sehr erstaunten Blicken an und fragte: „Wozu?" und dann mit einem pfiffigen aber gutmütigen Lächeln: „Womit?" Im ersten Augenblick war ich von der Kürze und Logik seiner Antwort ganz perplex. Dann aber faßte ich mich rasch und sagte: „Wozu? Um aus dieser engen beschränkten Welt heraus zu kommen, um vorwärts zu kommen, um zu arbeiten, um zu verdienen, um etwas zu werden . . ."

„Und womit?" fragte er nochmals. Mein Vater muß uns was dazu geben, denn den Israel nehme ich auch mit, und . . . und . . . Du auch Onkel Hirsch", er galt nämlich für den Rothschild der Familie, „und . . . und . . . Onkel Berger und Tante Pinchen, und Onkel Feinberg, . . . kurz, die ganze Mischpoche, unterbrach er mich und lachte. Aber obwohl ich dunkel empfand, daß er mich eigentlich auslachte, zog doch ein sehr behagliches und wohltuendes Gefühl durch meine Seele. Wie jemand, der sich geborgen fühlt im sichern Schutz und Wohlwollen eines Menschen, dem er vertraut. „Ja, die ganze Mischpoche!" gab ich mit einem gewissen Trotz zur Antwort. Und er erwiderte darauf nur mit einem gewissen feierlichen Ernst: „Merke Dir dieses Wort, Samuel, und lerne seinen Inhalt verstehen!" Wie oft mußte ich an dieses Wort denken, immer wieder, wenn

seine ganze tiefe Bedeutung in Leid und Freud mir klar wurde, klarer und verständlicher, je mehr das Leben uns damit umschlingt, je mehr das Leben uns davon entfernt, abstößt.“ Hart kam dieser Ausruf von seinen Lippen.

„Mischpoche! Seltsame Gemeinsamkeit, seltsame Zusammengehörigkeit! Wurzelfest, aber nicht immer wurzelecht! Ich hab's erlebt, ich hab's erlitten!“ Er machte eine nachdenkliche Pause, und mit leiser Wehmut in der Stimme sagte Dr. Seligsohn: „Wem geht es anders von uns, die Treue halten wollen? Wem wird es nicht schwer gemacht, oft unmöglich . . .“

Der Kommerzienrat blickte auf.

„Dein Vater wußte, was diese Familiensolidarität zu bedeuten hat. Er ging auf meinen Plan ein und trat mit soviel Eifer und Energie für uns ein, daß Israel und ich schon nach einigen Monaten, im Jahre 1841 in dem schlesischen Gebirgsstädtchen Weißenburg ein Baumwollwarengeschäft en gros und en detail etablieren konnten. Der Boden war günstig. Von Weißenburg, damals noch in den ersten, schüchternen Anfängen stehend, entwickelte sich später die große, schlesische Leinen- und Baumwollenindustrie, die einen Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Handels einnimmt . . .

„Die Firma Gebrüder Löwenberg hat nicht wenig dazu beigetragen . . .“

„Gewiß, gewiß . . . ich darf es mit Befriedigung sagen. Aber erst haben wir Lehrgeld gezahlt . . . richtiger“, ein feines, spöttisches Lächeln durchzuckte sein Antlitz, „haben unsere Gläubiger es für uns bezahlt. Israel und ich hatten nicht viel zu verlieren, an Einsicht und Erfahrung gebrach es uns auch, dagegen besaßen wir beide wohl genug Wagemut, um uns an geschäftlichen Manipulationen zu beteiligen, von denen wir nichts verstanden und die vor allen Dingen unsere Mittel überstiegen . . . kurz ehe drei Jahre ins Land gingen, waren wir pleite . . .“

Ein schwerer Atemzug hob seine Brust und dunkle Schatten fielen auf sein edles Antlitz.

„Ja wirklich, wir müssen gehen. Ich vergaß wahrhaftig, daß wir heute Abend Besuch erwarten. Leutenant von Wörlitz und Herr von Hammersteg haben sich angemeldet“ . . . Da niemand etwas dazu bemerkte, setzte sie hinzu: „Ganz gemütlich en famille, zum Abendbrot . . . sie sind im Tattersal immer mit Else und Rita Meierstein geritten . . .“ wieder nahm man ihre Mitteilung stillschweigend an, aber das bemerkte sie kaum und fuhr fort: „Sag' mal, Sofie, was glaubst Du zu so 'nem kleinem menu, en petit comité, man kann nach Caviar en assiette doch ganz gut jungen Hasen geben, so Anfang Oktober ist das doch noch eine primeur mit Champagnerkohl und dann . . .“

Die Brüder verabschiedeten sich.

„Du bist doch ein Kenner, Samuel, was meinst Du,“ sie reichte ihm die Hand, „ich denke, es ist eine ganz gute Zusammenstellung, und junger Hase, jetzt wo die Jagd kaum begonnen . . .“

„Ganz gewiß! Aristokraten lieben immer Jagdreminiszenzen!“

„Nicht wahr!“ rief sie befriedigt, sie hatte gar kein Verständnis für seine Ironie. Sofie sah ihn bittend an.

Er hatte ihre stumme Bitte verstanden und nickte zustimmend.

„Adieu, lieber Julius!“

„Adieu! Kommst Du morgen ins Kontor?“

„Natürlich! Auf Wiedersehn, Frau Schwägerin, und viel Vergnügen für heute Abend!“

„Merci und auf baldiges Wiedersehn!“ antwortete sie in sehr guter Laune.

„Auf Wiedersehn, liebe Marie, grüße die Kinder! . . .“

Sie waren gegangen.

„Armer Bruder!“ sagte der Kommerzienrat und ließ sich wie ermüdet in einen Sessel nieder.

Sofie war neben ihn getreten und legte wie beschwichtigend ihre Hand auf seine Schulter.

„Sie macht ihn lächerlich und kompromittiert uns alle . . .“

„Sei nicht unnachsichtig!“

„Es gehört viel Nachsicht zu Frau Marie Löwenberg, Mali geb. Bendel . . .“

„Aber Samuel . . .“

„Das nennt man nun Mischpoche!“

Sie lächelte, dann schlang sie die Arme um seinen Hals und flüsterte, sich an sein Ohr neigend, noch einmal so leise, daß es nur wie ein Hauch war: „Aber Samuel!“

* * *

In aufgeregtem Gespräch gingen der Rabbiner Dr. Moritz Seligsohn und der Kommerzienrat Löwenberg den Promenadenweg entlang, der von Heringsdorf nach dem langen Berge führte. Vergebens versuchte der jüngere der beiden den älteren zu beschwichtigen.

„Glaube mir, lieber Samuel, niemand kann Deine Entrüstung tiefer nachfühlen als ich, und wie sehr schmerzlich gerade ich diesen Abfall empfinde, brauche ich Dir nicht zu sagen, aber Du darfst Dich nicht so aufregen, daß Deine Gesundheit darunter leidet, ich habe Deiner Frau versprochen, ruhig die Sache zu überlegen.“ . . .

„Ruhig, ruhig! Bist Du denn ruhig diesem Skandal gegenüber?“ . . .

„Innerlich gewiß nicht; mein ganzes Empfinden ist aufgewühlt und wie eine Schmach scheint es mir, was Julius getan . . . und warum . . . warum.“ . . .

„Warum?“ rief der Kommerzienrat heftig, „Weibereitelkeit, Niedrigkeit der Gesinnung, alberner Dünkel, närrische Protzenhaftigkeit . . . er hat's nötig! Mein unglücklicher, lächerlicher Bruder! Schwachkopf!“

Sie waren zu einer einsamen Bank unter einer Föhre gelangt, die spärliche Schattenstreifen darüber zog.

„Wollen wir uns hier ein wenig niederlassen?“ fragte Dr. Seligsohn, der mit besorgtem Blick das Antlitz seines Begleiters streifte, „es wird Dir gut tun, auszuruhen und Dich etwas zu sammeln. Deine Aufregung wird sich legen.“

Ohne ein Wort zu sagen, setzte sich der Kommerzienrat und sein Auge flog über das spiegelglatt daliegende

Meer zum fernen Horizont. Leichte Dunstwölkchen, aus denen hie und da Sonnenpfeile emporblitzten, lagerten davor, Himmel und Wasser zu einem unendlichen Weitblick vereinend.

Auch Dr. Seligsohn war nachdenklich und schweigsam. Es schien, als ob die tiefe Stille, die sie umgab, die wundersame Ruhe des Bildes, das vor ihnen sich ausbreitete, auch auf ihre Nerven besänftigend wirkte. Weit hinaus wanderten ihre Blicke, weit zurück wanderten ihre Gedanken. Zurück zur Jugend, zur Heimat!

Beide waren in Erinnerungen versunken, die zu derselben Persönlichkeit führte, zu Hirsch Seligsohn! Ohne daß sie ein Wort sprachen, ohne daß sie sich darüber verständigt hatten, verfolgten sie den gleichen Ideengang. Erst nach längerer Pause fing der Kommerzienrat wieder an:

„Wie recht hatte Dein seliger Vater, als er damals mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit gegen die Heirat meines unglücklichen Bruders mit Abraham Bendels Tochter sich wendete . . . wie recht hatte er, dreimal recht“ . . . seine Stimme bebte in verhaltenem Schmerz, aber er war doch viel ruhiger, und die Gelassenheit und Würde, die er gewöhnlich zeigte, schienen wiederzukehren.

„Und doch wurde diese Ehe geschlossen!“ antwortete Dr. Seligsohn. „Nimms nicht als Vorwurf. Wir haben in all den Jahren nicht davon gesprochen und Du weißt, wie ich zu Dir stehe, was ich von Dir halte“ . . .

„Lange schon hatte ich den Wunsch mich mit Dir einmal darüber auszusprechen, aber eine Scheu hielt mich davon zurück, die Du begreiflich finden wirst, wenn ich Dir sage, daß ich es war, der diese Heirat befürwortete, mehr als das, erzwang“ . . . .

„Du?“ Höchstes Erstaunen war in seinem Ausruf.

„Ja, ich! Ich“ . . . Ein Zug schweren Leides lag auf seinem Antlitz. Er schien, wie in sich zusammengesunken und der sonst so stattliche, kraftvolle Mann war wie gebrochen.

„Samuel!“ Mit zarter Bewegung ergriff er seine Hand, drückte sie warmherzig und sagte: „Wenn Du es

getan, so wirst Du Deine zwingenden Gründe gehabt haben. Wie ich Dich heute kenne, seit langen Jahren kenne, warst Du auch sicherlich damals schon . . . daß ich es Dir nur sage, ein kluger, gütiger, edler Mensch . . . ein junger Mensch, den mein Vater über Alles geliebt hat und von dem er immer sagte: „Samuel Löwenberg wird der Stolz und die Freude der ganzen Mischpoche werden . . . Noch wenige Wochen vor seinem plötzlichen Tode hörte ich diese Worte von ihm“ . . .

„Und ihm, gerade ihm mußte ich dieses herbe Weh bereiten, unter dem seine feine Seele gelitten bis in seine Todesstunde“ . . . Aufs neue wuchs seine Aufregung „bis in seine Todesstunde!“ . . .

„Samuel!“ beschwichtigend klang es, doch wie in tiefer seelischer Erschütterung, „Samuel, teurer Bruder, willst Du Dich mir nicht offenbaren, glaubst Du nicht, daß es Dir Erleichterung gewähren würde, Dich auszusprechen? Wie ein dunkles Geheimnis liegt es seit des seligen Vaters Tode über uns — was hat den plötzlichen Zusammenbruch des sonst so rüstigen Mannes herbeigeführt? War es die Sorge um sein Haus, die an ihm zehrte, war es irgend ein Ereignis, das uns unbekannt geblieben und das ihn niederstreckte? . . .“

„Er konnte den Schlag nicht verwinden, daß Abraham Bendels Tochter in unsere Familie aufgenommen wurde, in unserer Mischpoche, deren Ehrenschild er so hoch hielt“ . . . Düster blickte er vor sich hin und fügte leise murmelnd hinzu: „Und recht hat er behalten, leider, leider! Bis über seinen Tod hinaus, hinaus in unser Leben! Was im letzten Jahre sich in unserer Familie abspielte, ist die Frucht der Aussaat des Ehrenbendel! Was solche Leute gesät, müssen wir ernten. Und das kolossale Vermögen, das er im vorigen Jahre seinen beiden Kindern hinterließ, hat wohl die Entschließungen Julius endgültig beeinflußt. Die Millionen werden jetzt aristokratischen Boden düngen. Ueber ihren Ursprung wird sich der Herr von Wörlitz kaum den Kopf zerbrechen. Ob Münzjude, Grundstückwucherer, Geldverleiher, toute même chose! Sie wissen, worüber sie despektierlich spötteln, wenn

von reich gewordenen Juden die Rede ist, die sich in ihre Reihen drängen und dort leider aufgenommen werden. Daß sie es sind, die so das non olet zu Ehren bringen, fällt ihnen gar nicht ein. Von der ernsten, mühevollen, rastlosen Arbeit, die unter uns große Vermögen geschaffen, wissen sie kaum etwas. Was sie sehen, erscheint ihnen befremdlich, lächerlich oder verächtlich und die sie danach beurteilen sind wahrlich nicht die besten unter uns" . . .

„Wie Du einer bist", fiel ihm der Rabbiner ins Wort.

„Und so mancher andere unter unsern Glaubensgenossen. Wahrlich wir können stolz sein auf die Berliner Großkaufmannschaft. . ." seine Worte hatten auf ihn selbst beruhigend eingewirkt. Er fühlte sich wieder ganz in der vornehmen Würde und Sicherheit, die sein Reichtum und seine hervorragende soziale Stellung ihm gaben. Wieder sann er vor sich hin, aber die Genugtuung, die ihn einen Augenblick beseelt hatte, wich bald der Kränkung und dem Schmerz, die ihn beherrschten. „Und gerade uns muß diese unerhörte Lächerlichkeit treffen! Unsere Familie. Wenn er schon seine Zustimmung zur Taufe seiner Tochter und der Heirat mit diesem Herrn von Wörlitz gab, so war das übergenug, daß er nun aber selbst mit Frau und Sohn den Uebertritt vollzogen, wie er schreibt, ist verdammenswert. Und wenn es nicht so schrecklich traurig wäre, man könnte es einfach komisch finden. Israel und Mali Löwenberg — strenggläubige Christen!" Ein schneidender Hohn klang aus diesen Worten.

„Sie gehen allsonntäglich in die Kirche, berichtete mir Georg, der gestern Abend ankam, und Erich, ihr jüngster Sprößling, hat neulich erklärt, daß er nunmehr bei den Gardedragonern dienen werde, wo die Epauletten ihm sicher seien, seit er aufs Kreuz geschworen."

„Das nennt sich nun Christ, was weder Jud' noch Christ ist!" sagte mit Bitterkeit Dr. Seligsohn, „nicht Protestanten sind es, sondern Opportunisten! Die Gläubigen der Opportunität!"

„Es wäre wirklich zum Lachen, wenn der Narr nicht mein wäre", ein harter Zug trat jäh in sein edles Antlitz, „oder richtiger, gewesen wäre! Denn es ist selbstverständlich,

daß ich mich völlig von ihm lossage, von ihm und seiner ganzen Sippschaft. Die von Wörlitz-Löwenberg-Bendel mögen den Familienanhang suchen, der ihrer würdig ist, in der Abraham Bendel'schen Mischpoche!" Dieser aus Leid und Hohn gemischte Ausruf schien sein gepreßtes Herz zu erleichtern, „und nun sollst Du auch erfahren, wieso mein Bruder Julius zu dieser Heirat kam".

Er machte eine kleine Pause und sah nachdenklich vor sich nieder, als überlege er, was er zu sagen habe, um dem Manne an seiner Seite, gerade ihm, verständlich zu werden, seinem Vetter Moritz, dem Sohn von Hirsch Seligsohn.

Erwartungsvoll harrte dieser der Mitteilungen seines Vetters, dem er, obwohl der viel jüngere, stets sehr nahe gestanden. Nicht nur das verwandtschaftliche Verhältnis, sondern eine innige Freundschaft verband die beiden Männer. Um so auffallender war es, daß er über diesen Punkt noch nie mit ihm gesprochen hatte. Die Ehe und das Haus Julius Löwenbergs wurde wie ein Fremdes, Unerfreuliches, Unverstandenes im Familienkreise, stets mit Stillschweigen übergangen. Man scheute sich, Mißbilligung und Uebelwollen zu äußern, man war zu vornehm, um die Aergerlichkeiten, die von dort herkamen, durch Zank und Streit zu vermehren, und suchte, so weit es irgend anging, den äußern Frieden aufrecht zu erhalten und die Formen zu wahren, die die verwandtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen der Brüder mit sich brachten. Frau Sofie unterstützte ihren Mann darin. Wie er, war auch sie allem abhold, was Aergernis erregen, Aufsehen machen konnte und so ertrugen sie beide die Geschmacklosigkeiten und Albernheiten der Schwägerin nachsichtig, die Haltlosigkeit und Schwäche des Bruders mitleidig, und suchten, so weit es anging, zu beschönigen und zu vertuschen, was ihnen selbst im höchsten Grade unleidlich war. Die Autorität des Kommerzienrats, die Klugheit und vornehme Haltung seiner Frau ermöglichten so ein scheinbar gutes Einvernehmen herzustellen, und niemand von den jüngern Familienmitgliedern wagte es anders, als hie und da mit leichtem Spott diese Dinge zu be-

rühren. Die überragende Persönlichkeit Samuel Löwenbergs hatte es bisher immer noch vermocht, Zwistigkeiten und Zwiespaltigkeiten innerhalb der Familie zu beschränken und größere Verwicklungen zu verhüten. Wenn Dr. Seligsohn, der eine Rabbinatsstellung in einer großen Gemeinde Ostpreußens vertrat, zu gelegentlichen Besuchen nach Berlin kam, wenn er mit dem Kommerzienrat und dessen Angehörigen auf sommerlichen Erholungsreisen sich traf, so erfreute er sich immer des schönen, glücklichen, harmonischen Lebens in diesem Kreise. Er bemerkte ja wohl, daß die Uebereinstimmung der beiden Familien keine so intime war, wie die inneren und äußerlichen Zusammenhänge es hätten erwarten lassen. Aber da man ihm nichts sagte, fragte er auch nicht. Nun sollte er zum ersten Male etwas näheres erfahren und er sah den Mitteilungen Samuels mit einer Spannung entgegen, die fern jeder banalen Neugier, der aufrichtigen Freundschaft und Anteilnahme entsprang, die er für den von ihm verehrten, geliebten Mann hegte.

„Ich muß etwas weit zurückgreifen", begann dieser nach kurzer Sammlung. „Mit den ersten Anfängen unseres Geschäfts muß ich Dich bekannt machen. Sie waren denkbar ungünstig. Mir selbst unbegreiflich heut, wo für die gedeihliche Entwicklung aller kaufmännischen Unternehmungen und Großbetriebe nur ein Merkwort gilt: Korrektheit. In meiner Jugend war das anders. Der Ehrgeiz, das Streben aller jungen Leute, die dem Hausierhandel und der Kleinkrämerei ihrer Väter sich entwachsen fühlten, kannte nur ein Ziel: Sich etablieren. Wie und womit war eine zweite Frage, die man leider mit weniger Aufmerksamkeit und Wichtigkeit behandelte, als Not tat. Begreiflich ist es. Die Kunde von großen geschäftlichen Erfolgen bei Juden in den bedeutenden Zentren des Handels kam in die Provinz, in die kleinen Gemeinden und jeder glaubte in sich einen künftigen Rothschild, Heine oder Bleichröder zu entdecken. Nur versuchen muß man es. Mir ging es nicht besser als vielen andern. Ein unsagbarer Drang hinaus zu kommen aus der Engnis des väterlichen Hauses beseelte mich . . . wenn ich den

Vater auf die Märkte begleitete und von ihm in seine Geschäftspraktiken eingeweiht wurde, träumte ich von Handel und Verkehr auf großer Basis, wie ich sie aus Büchern und vom Hörensagen kannte, und die ganze trostlose Armseligkeit des Hausierens, Schacherns und, daß ich es nur gestehe, Uebervorteilens maß ich an dem ersten Großhandelsherrn, den ich kennen lernte, an .... Nathan dem Weisen." — Ein Lächeln, in dem Bescheidenheit und Selbstgefühl sich mischten, umspielte seine Lippen.

„Du findest das vielleicht komisch, sonderbar? Eine Ueberhebung erscheint es Dir ..."

„Durchaus nicht", fiel Dr. Seligsohn ein, „durchaus nicht. Ich glaube die Großzügigkeit, die kluge Weltweisheit, die ruhige Ueberlegung und Sachlichkeit, die mich an Dir so oft mit Bewunderung und frommer Freude erfüllt, haben von solchem Wertmesser bestimmt, sich in Dir entwickelt und was Dich in Deiner Jugend mit Staunen und Bewunderung erfüllte, hat Deinem Leben späterhin seine Prägung gegeben."

„Du findest für alles immer die feinste Auslegung ..." erwiderte er liebenswürdig, „ein echter Talmud Chochem ... aber erkenne daraus auch, wie groß diese Armseligkeit mir erscheinen mußte. Die graue Wirklichkeit des kleinlichen, eingeengten Judenlebens jener Zeit, neben den neuen bunten, phantastischen Träumen, die in den Schätzen des Orients ihre Wurzel hatten ..."

„Orient ... Heimatsland!" sprach der andere wie aus tiefem Sinnen leise vor sich hin.

Wieder schwiegen beide und ihre Blicke tauchten in das Meer, das unergründlich in geheimnisvoller Unendlichkeit sich vor ihnen ausbreitete. Wohin zogen ihre Gedanken? Ueber ferne Ozeane fort zur Wiege unseres Volkes, das sich neue Heimstätten erbaut überall ... Heimstätten, die gesegnet wurden durch die Kultur, die sie mit sich geführt, in ihren Ueberlieferungen, wie die Habseligkeiten in ihren Bündeln. Sorgfältig gehütet und bewahrt. Ein ideeller Besitz, der ihnen ihr geistiges Leben aufbauen half und erhalten, wie der andere ihre materielle Existenz.

zu befürchten ist, er habe jedes Uebergewicht, jedes maßgebende Urteil im Kreise seiner Familie verloren. So hätte er nie geschrieben ohne den Einfluß anderer . . ."

„Vielleicht ist es schon das arische Blut oder richtiger, die arischen Instinkte Tante Malis, die ihn zu dieser rücksichtslosen Form der Mitteilung veranlaßten . . ." sagte Betty, die mit dem Stolze, die Tochter Heymann Lessers zu sein, einem der hervorragendsten Juden Berlins, den Geist und Witz eines in glücklichster Unabhängigkeit aufgewachsenen Mädchens verband.

„Spötterin!" sagte ihr Mann, dem man aber ansah, wie er sich über die wenn auch etwas boshafte, witzige Bemerkung seiner Frau freute. Er wußte, daß auch sein Vater dieser Art seiner Schwiegertochter nicht abhold war.

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen," gab sie zurück. „Ich wette übrigens, daß ganz Berlin-Tiergarten sich in diesen Tagen mit nichts Anderem beschäftigt, wie mit diesem Uebertritt zweier Leute, die bereits über die Jahre hinaus sind, um ein Kapitel zum „alten und neuen Glauben" zu liefern, das seit David Friedrich Strauß seine Grundideen wohl kaum im Stammgut derer von Wörlitz und in den Aktien der Biesendorfer Brauerei gefunden hat . . ." Unendlich hochmütig klangen ihre Worte.

„Na, den Tratsch," rief Georg, „und die faulen Witze! Ich höre förmlich, wie Kurt Sternheim sagt, die alten Löwenbergs haben sich nur getauft, weil die Direktor Sperlings christlichen Umgang haben wollen . . ."

„Nu! Junge," rief Arthur, „die alten Kalauer . . ."

„Glaubst Du etwa, daß sie zu Ehren des „neuen Löwenbergschen Glaubens" auch neue Witze machen werden?"

In diesem Augenblicke erhob sich Betty. Sie empfand, daß über allen diesen Scherzen sich wieder jenes bedrückende Gefühl ausbreite, das ihre Schwiegereltern und Dr. Seligsohn doch nur sehr schwer abzuschütteln vermochten, wenn sie es auch versuchten, mit leichten Worten ihnen darüber hinwegzuhelfen.

Das saß tiefer. Ihr feines Empfinden ließ sie es nachfühlen, und sie dachte, es sei am besten, die Eltern mit ihrem Gaste allein zu lassen. Sie, die aus einer Zeit, einer Welt stammten und sich verstanden.

„Ich möchte noch einmal nach den Kindern sehen", sagte sie, „kommst Du mit, Max?"

Er erkannte ihre Absicht, und auch Arthur und Georg folgten ihrem Winke. —

„Wenn Du gestattest, Papa? Wir haben noch eine Verabredung unten am Strande!" . . . fragte Arthur.

„Du erlaubst, Mama . . . . Sie entschuldigen uns, Herr Doktor" . . . wandte Georg sich zu ihnen.

„Ja, geht nur . . . . geht nur Kinder . . . ." rief der Kommerzienrat „und vergeßt alles Unschöne und Unerfreuliche in dieser gottbegnadeten, herrlichen Sommernacht . . . ."

Sein Blick stieg zum Himmel empor, der jetzt jene wundersame, tiefdunkelblaue Färbung angenommen hatte, wie sie nur über den Wassern sich ausbreitet. Mit funkelnden Sternen war das Firmament dicht besät.

Mit leisem Gruß hatten die jungen Leute sich entfernt. Sinnend sah der Vater ihnen nach, wie sie im Dunkel des Gartens verschwanden. Dann wandte er sich langsam zu den Beiden . . . . „Das trägt nun die Krone und — die Bürde einer jahrtausende alten Tradition auf zarten Schulter hinaus ins Leben . . ."

„Sie wird ihnen leicht werden, wenn sie der Würde sich bewußt bleiben, die eine Krone in sich schließt . . . ." sagte Frau Sofie mit Nachdruck.

Die beiden Männer sannen ihrem Worte nach.

„Wollte es Gott!" sprach der Rabbiner, und wie ein Segensspruch klang es hinaus in die schweigsame Nacht.

* *
*

Dr. Seligsohn hatte den Bitten seiner Verwandten nachgegeben, und seinen Besuch bei ihnen um eine ganze Woche verlängert. Schon für einen der nächsten Tage fürchtete Frau Sofie neuerliche Aufregungen, da ihr Mann

Max, dem Mitinhaber der Firma, eine Unterredung angekündigt hatte, die mit den Vorgängen im Hause Julius Löwenbergs im Zusammenhang stand, und es schien ihr daher gut, wenn sein Freund und Vetter bei ihm war. Obwohl die beiden nächsten Tage ohne besondere Anzeichen verliefen und man behaglich und ruhig die wundervolle Sommermuße am Seestrande genoß und der Annehmlichkeiten und Schönheiten dieses Daseins sich erfreute, lag es doch wie in Erwartung kommender Dinge über aller Gemüter und mit Ausnahme der Enkelkinder, die in ahnungsloser Glückseligkeit sich im weißen Dünensand tummelten oder durch den Garten tollten, hatte eine gewisse Befangenheit sich aller bemächtigt.

Und nicht allzu lange sollten sie darauf warten.

Am Mittwoch Vormittag hatte der Kommerzienrat Max zu sich beschieden. Auch seine Gattin, ohne deren Uebereinstimmung er schwerwiegende Entschlüsse nicht ausführte, und sein Vetter Seligsohn, waren bei diesem Gespräch zugegen Von viel größerer Tragweite aber war es, als sie vermutet hatten.

Samuel Löwenberg erklärte, aus der Firma Gebrüder Löwenberg ausscheiden zu wollen In schreckhafter Erschütterung faßte seine Frau nach seiner Hand, als wolle sie ihn besänftigen und von so schwerer Entschließung zurückhalten, und Max fuhr empor und rief mit einem Tone, in dem Zweifel und Schmerz sich mischten: „Du, Vater? Du!“

Auch Dr. Seligsohn war im ersten Augenblick ganz fassungslos, dann aber sagte er: „Weshalb Du, Samuel, wie kommst Du dazu . . .? Dieses Haus . . . . Diese Firma . . . es ist unmöglich . . . .!“

„Dieses Haus, diese Firma, die in vierzig Jahren schwere Krisen überdauert, Krisen kaufmännischer, materieller Natur und fest stand und nicht wankte, soll nicht bestehen bleiben, wenn moralische Morschheit die Grundpfeiler erschüttert . . . .“ er sah den Rabbiner bedeutungsvoll an, „es ist beschlossene Sache . . . ich habe mein Lebelang als ein kühler, nüchterner Mann an der Größe und dem Gedeihen dieses Hauses gearbeitet, und nun

nehme ich mir auch mein Teil und mein Recht, nicht immer nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen zu handeln, mit meinem jüdischen Herzen“ . . . .

Wie verwandelt erschien er. Die hohe Gestalt war vornüber geneigt, das sonst in fester Willensstärke etwas strengerscheinende Antlitz weich und müde, die Augen in Tränen. Die ruhige Ueberlegenheit schien leidenschaftlichem Schmerz gewichen.

„Meinem jüdischen Herzen . . .“, er hob die Stimme zu starkem, fast rauhem Klang . . . „Die Firma Gebrüder Löwenberg hat aufgehört zu existieren, wenn diese Gebrüder auseinandergerissen, wenn einer dieser Brüder sich losgelöst von seinem Stamme, von seinem Glauben, von seinem Gotte! Dem Gott Israels . . . dem einig, einzigen Gotte . . .“

„Vater!“ rief Max, als wolle er ihn dieser Extase entreißen und auch Frau Sofie sah ihn mit besorgter Zärtlichkeit an. —

„Seid ruhig . . . fürchtet nichts . . .“ er lächelte leise, „es ist alles wohl bedacht, wie es sich ziemt . . . wie es der Verantwortung entspricht, die mir obliegt, als Gatte, als Vater, als Inhaber eines Geschäftes, das im Welthandel sich einen ehrenvollen Namen erworben . . . nichts vergaß ich, nichts werfe ich von mir . . . aber meine Seele rette ich!“

In höchster Ergriffenheit lauschten alle drei seinen Worten.

„Ich will durch mein Vorgehen öffentlich bekennen, daß ich keine Gemeinschaft habe mit einem — Abtrünnigen!“

„Aber die Konsequenzen, Vater“ . . . der bedächtige Einwurf seines Sohnes schien ihn zu beruhigen . . . er rang nach Fassung und es gelang ihm, allmählich seiner Erregung Herr zu werden. Er rieb die hohe Stirn einige Male mit den Fingern, als wolle er sich so zur Sammlung zwingen.

„Die Konsequenzen?“ ein weises Lächeln spielte jetzt um seine Lippen. „Ich höre die Frage gern aus Deinem Munde, Max. Zeigt sie mir doch den bedachtsamen, ruhig

überlegenden, alles in Erwägung ziehenden Kaufmann . . . Die Konsequenzen? Diese immer ins Auge zu fassen, ist die solide Basis aller geschäftlichen Manipulationen . . ."

Der Seligsohn und Frau Sofie tauschten einen Blick der Beruhigung. So war er wieder im rechten Fahrwasser.

„Die Konsequenzen . . . . . es wird die Umwandlung der Firma Gebrüder Löwenberg in eine Aktiengesellschaft sein . . . . Seit Jahr und Tag liegen diesbezügliche Vorschläge von einer der ersten Banken mir vor . . . . ich habe sie zurückgewiesen, denn die „Gebrüder Löwenberg" waren mir lieb . . . waren mir ans Herz gewachsen . . ." wieder schwankte seine Stimme, „nun aber . . . ja . . . nun aber existieren sie nicht mehr!"

Wie ein jäher Schmerzensruf klang's. Aber nur einen Moment, und wieder war er Herr seiner selbst und mit bewunderungswerter Klarheit entwickelte er jetzt seinen, in allen Teilen wohldurchdachten Plan.

„Natürlich, hast auch Du ein Wort darein zu reden, mein wackerer Associé und lieber Sohn Max und auch Julius Löwenberg. Dieser wird leicht einverstanden sein. Er weiß zu gut, daß er ohne mich in diesem Geschäfte nichts leisten kann, und daß wenn ich gehe, auch er gehen muß. Sein sonderlicher Ehrgeiz war in den letzten Jahren ohnedies nicht auf unsere kaufmännische Bedeutung gerichtet. Dafür hat Frau Mali Löwenberg geb. Bendel schon gesorgt. Er sprach mir wiederholt von der Notwendigkeit, daß der jüdische Großkaufmannsstand sich arischen Interessen zuwende, daß dies der einzige Weg der Assimilierung sei, daß der immobile Besitz uns zu Mitbesitzern der deutschen Erde mache und ähnliche politische Weisheiten mit renegatischem Beigeschmack . . . so ist's nun gekommen . . . . und wenn er sich jetzt ein Rittergut kauft, dann wird Mali Bendel mit Emphase sagen können: „Wir haben's dazu!"

„Sie sind in der Tat sehr reich . . . ." sagte Max, „die Bendelschen Millionen, die der — alte Wucherer . . . Du entschuldigst Papa . . ." — „Bitte, bitte!" — „ihnen hinterlassen, machen sie der Wörlitze und ähnlicher Adels-

geschlechter wert. Aber nun heißt's nicht mehr Mischpoche sondern Sippe . . ."

„Aber Max . . ." wehrte die Mutter, doch auch sie mußte mit den andern lachen und es war wirklich eine freiere Stimmung unter ihnen wiedergekehrt.

„Und ich . . . Papa?" fragte nun mit großem Interesse Max.

„Ich denke, Du schätzest Dich nicht zu niedrig ein, wenn Du morgen mit dem Syndikus der Schlesischen Industrie- nnd Handels-Bank, die Präliminarien der Umwandlung besprichst, auf Grund der mir früher gemachten Vorschläge . . . ."

„Meinst Du, daß ich . . . . . ."

„Gewiß . . . Direktor . . . . Du bist jung und sollst die Früchte meiner, unserer Arbeit genießen . . . und Du kennst das Geschäft . . . und sollst drin bleiben. . ."

„Und der Onkel . . . ."

„Ich habe Julius Löwenberg meine Absichten bereits mitgeteilt. Ohne seines Briefes mit einer Silbe zu erwähnen, die einzige Antwort auf diesen Brief."

* *
*

Am nächsten Tage war Max abgereist, mit genauen Informationen des Vaters versehen, um die Angelegenheit möglichst rasch zum Abschluß zu bringen. Sein Bruder Georg, dessen eigentliche Ferien noch nicht begonnen hatten, begleitete ihn. Mit Zustimmung der Eltern aber wollte dieser immer von Sonnabend Abend bis Montag früh bei ihnen verweilen. Es war nun stiller in der Villa, denn auch Arthur hatte die Seinigen bereits verlassen.

Als der Uebertritt von Julius Löwenberg bekannt wurde in Karlsbad, war er auf einige Tage herübergekommen, um in der Nähe seines Vaters zu sein und Max war beauftragt, in aller erster Reihe dem Bruder von den Absichten des Vaters Mitteilung zu machen. Man empfand die Ruhe in dem jetzt so zusammengeschmolzenen Familienkreise nach den Aufregungen der

vorangegangenen Tage doppelt angenehm. Jeder lebte ganz seinem Behagen und seinen Neigungen und nur die Mahlzeiten vereinten sie zu herzlichem Beieinander. Betty, die nach der Abreise ihres Mannes sich ganz ihren Kindern widmete, verbrachte beinahe den größten Teil des Tages unten am Strande, wo Tante Dortha, der Abgott der Kinder, mit ihnen spielte Oben in der schattigen Veranda aber saßen die „Alten", wie der Kommerzienrat diese Gruppe lächelnd bezeichnet hatte, redeten „Tachles", wie er es nannte, und vertieften sich in die Erinnerungen an vergangene Zeiten und die Interessen und die Entwicklung der Mischpoche. Es erstand aus diesen Reminiscenzen und Ausblicken ihnen ein freudig-wehmütiges Gefühl. Viele aus diesem weitverzweigten Kreise waren abgeschieden; gestorben die einen, verdorben manche andere, wie es in einer so großen Familie nicht anders sein kann. Zu Ansehen, Ehren und Reichtum waren manche gekommen, andere waren im Dunkel geblieben und Kümmerlichkeit. Alles im Allem durfte man zufrieden sein. Und die Frage nach dem und jenen fand vielfach befriedigende Antwort.

„Es ist etwas merkwürdiges, um derartige Judenfamilien, wie sie aus den bescheidensten, in Engnis und Kleinheit, Bedrängnis, Verfolgung, Aechtung wurzelnden Anfängen sich durcharbeiten und durchsetzen, mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die einzig dasteht in der Geschichte der Menschheit", sagte Dr. Seligsohn, als sie an einem dieser Nachmittage wieder plaudernd beisammen waren.

Nachdenklich sah er dem Rauch seiner Zigarre nach und seine Gedanken gingen zurück zu den wunderbaren Entwicklungsphasen seines Volkes.

Frau Sofie, die den Nachmittagskafé auf englischer Maschine am liebsten selbst bereitete, füllte die Tasse des teuren Gastfreundes und fügte hinzu: „Und wo man hinblickt, die gleiche Erscheinung. Nicht wir und nicht die und jene dürfen sich einbilden etwas erreicht zu haben. Wohin man sieht in der Judenschaft von heut, dasselbe Bild; überall erzählen sie, manchmal laut prah-

lend, viel öfter mit verstecktem Stolz, recht heimlich von dem, was in der Mischpoche erreicht wurde. . . ."

„Gewiß", sagte der Rabbiner, „es ist ein gemeinsamer Zug, dieser ausgeprägte Familiensinn, man könnte ihn das Wahrzeichen des Judentums nennen. Sein Schicksal und sein Waffen, denn in diesem Zeichen haben sie sich erhalten und was man auch heute sagt, darüber spöttelt und es oft lästig empfindet, in dieser Solidarität steckte ein Teil der großen, triebfähigen Kraft, der Entwicklung und Erhaltung . . .!"

„Wenn's nur nicht manchmal mit soviel Lästigem, Verletzendem verknüpft wäre . . .!" wendete der Kommerzienrat ein. „Wir Aelteren empfinden dies ja nicht so, wir sind's erstens gewohnt, es liegt uns nicht so fern und drängt sich nicht so störend in unser jetziges Leben ein wie bei der jüngeren Generation. Jeden Augenblick kommt Max oder Arthur aus dem Kontor oder von der Börse mit der Meldung, daß jemand aus der Mischpoche sich vorgestellt habe, und Georg hatte an der Universität so viel Vettern aller Fakultäten, daß er sich dieser lieben Vetterschaft gar nicht erwehren konnte. Es war bei ihm schon übermütiger Scherz geworden, jeden Mittag mit der Meldung zu Tisch zu kommen: „Denke Dir Papa, Herr Saul Heymansohn läßt sich Dir empfehlen, er ist ein Neffe von Tante Feilchenfeld aus Meseritz, die den Bruder von der Muhme Lea aus Weißenburg in dritter Ehe geheiratet hat . . . er studiert hier Philosophie, nicht der dritte Mann der Muhme Lea, sondern ihr Neffe Heymansohn, und wird nächsten Sonntag seine Aufwartung machen . . . kennst Du ihn Papa? . . . Nee? Ich kenn ihn aber ganz genau, er hat mir die Mischpoche bis in die letzten Ausläufer auseinander gesetzt, ich glaube bis zum Ahnherrn von unserm Großvater Josef Seligsohn . . . mütterlicherseits . . ."

„Ach Samuel", lachte Frau Sophie, „nun mach mal Georg nicht schlecht . . . er hängt an der Familie, wie kaum einer, wenn er auch seine Witze macht . . ."

„Natürlich! Besonders an der Familie seiner Mutter, deren Liebling er ist", neckte der Kommerzienrat,

„Ja, die Rosenzweigs! Da ist keiner über! Wenn von der Seite sich einer bei ihm meldet, ist's wenigstens immer ein Professor, oder ein Regierungsrat, oder ein . . . . oder ein . . . ."

„Aber Samuel . . ." sie hielt sich scherzend die Ohren zu, „ist es auch . . . ist es auch. Glauben Sie mir, lieber Vetter, der reine Neid spricht aus ihm . . ." sie nahm seine Hand, streichelte sie zärtlich und sah ihn mit treuen, innigen Blicken an, in denen eine Welt von Verehrung für den geliebten Gatten lag, „übrigens immerhin, die Löwenberg-Seligsohns können sich auch schon sehen lassen, und was aus dieser Linie kommt . . ."

„Na, Kinder, wir wollen uns doch hier keine Komplimente machen. Mit einem Worte: „Mischpoche ist Mischpoche, hat Dein seliger Vater gesagt, lieber Moritz, und wenn sie sich manchmal etwas diskreter verhielte, könnte es gerade nichts schaden, aber es muß auch so gehen. Wenn es auch nicht immer die angenehmsten sind, die darauf pochen und uns der Ehre ihrer Verwandtschaft würdigen. Der Kreis ist heute so groß, so erweitert, daß die, die etwas geworden sind und etwas vermögen, die andern mit fortziehen können. Die großen Schleppdampfer mit ihrem Anhang, wie wir sie hier täglich sehen! . . . ." Er wies hinaus auf das Meer, wo eben ein großes Schiff vorüberzog. „Die unserer begehren aus unserm Stamme, weil sie zu schwach waren und sind, um allein vorwärts zu kommen, bedürfen so wenig in ihrer Armseligkeit. Was wollen und erwarten sie denn vom Leben, ihnen ist wirklich leicht geholfen und die werdenden . . . die ausschreitenden, denen muß geholfen werden . . . sind sie doch nur Glieder in der Kette der Schleppschiffe, die weiterziehen . . . immer weiter! Das ist nun einmal das Los und der Sinn der Mischpoche und ich denke, man soll sich seiner nicht entäußern so lange Juden nur auf Juden angewiesen sind . . . ." Mit erhobener Stimme sprach er die letzten Worte.

„Ich wollte, man hörte Deine Stimme weit hinaus . . ." rief der Rabbiner in freudiger Zustimmung.

„War das nun einer aus der Mischpoche der Löwen-

bergs oder der Seligsohns, der also sprach?" fragte sie gerührt und sah den Gatten an in Stolz und Demut.

„Von jedem etwas! Doch Moritz' Vater, Onkel Hirsch Seligsohn, hat die Bedeutung des Wortes für uns geprägt, seinen Inhalt aber hat niemand tiefer erfaßt, als eine aus der Mischpoche der Rosenzweig . . . ."

Er küßte galant die Hand der Gattin, die wie in Jugendglanz errötend, das Haupt mit dem leicht ergrauten Haar vor ihm neigte.

* *
*

Betty und Dorothea waren Sonnabend gegen Abend nach Swinemünde gefahren, um Georg vom Bahnhof abzuholen. Dorothea hatte der Mutter die Erlaubnis abgeschmeichelt, selbst kutschieren zu dürfen und sie nahmen den docart, auf dessen Hintersitz der Kutscher Platz nahm, während die beiden jungen Frauengestalten, geschmeidig und elastisch sich auf den Vordersitz schwangen. Gewandt ergriff Dorothea die Zügel, die schönen, feurigen Jucker zogen an und fort sauste das Gefährt.

Frau Sofie sah etwas bedenklich den Abfahrenden nach und ihr Mann der neben ihr an der Tür des rückwärts an die Straße grenzenden Gartens stand, sagte neckend:

„Siehste Du, Alte, soweit haben wir es noch nicht gebracht! Wie das zugreift, beherzt und sicher, als wäre ihnen das angeboren. Reiten, Kutschieren, Schlittschuhlaufen, Turnen, Schwimmen . . . . kurz, training! training! wie Georg immer sagt . . . das brauchen die modernen Juden um ihre geistige Überlegenheit durch körperliche Kraft zu unterstützen . . . ."

„Ja, hat er denn nicht recht?" sagte sie und schob ihren Arm unter den des Gatten, „es gibt ein Gefühl der Sicherheit und es ist doch auch dem Organismus zuträglich und macht ihn widerstandsfähig . . ."

„Wer wollte es ihnen wehren oder nicht von Herzen gönnen?! Und dann, die Freude an edlen Pferden habe ich auch und freue mich sie halten zu können, wenn auch

der selige Onkel Meyer gesagt hätte: Aufgewachsen bei Sparaser Zucker . . .“

Die beiden aber fuhren in frohestem Jugendmut die Chaussee entlang, die zur Bahnstation Swinemünde führte. Der Boden der prächtigen Laub- und Nadelwaldungen war mit Heidekraut dicht bedeckt und umsäumte den Fahrweg, wie mit einem dicken lila Teppich, durch den sich der Farrenkräuter grüne Dessins zogen, die Baumgipfel waren von der scheidenden Sonne vergoldet und über allem breitet sich der Friede stimmungsreiner Abendruhe.

„Ist das nicht köstlich hier?“ rief Betty, „stets aufs neue freue ich mich dieser stillen Natur und die Heringsdorfer Sommermonate sind mir lieber, wie die schönsten, weitesten Schweizerreisen.“

„Na, zu verachten sind diese auch nicht, Bettychen . . . so mit dem großen Train, wie im vorigen Jahre nach St. Moriz . . .“

„Gott, ja! Natürlich! Aber behaglicher ist's hier und ausruhsamer und . . . und . . . weißt Du, auch distinguierter, so in der Familie, so ganz vornehm für sich . . . nicht so im Trubel von Hotels und table d'hôte und Toiletten. Hier diese Villa, die Intimität des Hauses, die Equipage: Unser alles, unser allein, ganz apart . . .“ jauchzte sie, „und der Strand und das Meer . . .“

„Auch unser ganz allein?“ lachte Dorothea.

„Na, das ist groß genug, da können auch die anderen was abhaben“ . . . rief die lebhafte Frau übermütig.

„Das ist wieder mal unsere stolze Betty“, sagte das junge Mädchen, das die bedächtigere von beiden schien, und ließ den Pferden, die jetzt in ruhigem Trabe der kleinen Hafenstadt zustrebten, die Zügel.

„Hat auch alle Ursache dazu“, gab sie mit frohem Selbstbewußtsein zur Antwort, „die Tochter von Heymann Lesser, die Schwiegertochter von Samuel Löwenberg, die Frau von . . .“

„Vom demnächstigen Direktor Max Löwenberg . . .“

„Stimmt!“

„Und die Mutter von Käthe, Fritz und Hansi Löwenberg . . ."

Jetzt lachte diese in tollster Laune und sprudelte heraus: „und die Schwägerin von Arthur Löwenberg, in Firma Rosenzweig und Löwenberg, und die Schwägerin von Referendar Dr. Georg Löwenberg und gar die Schwägerin von . . . von . . . Dortha Löwenberg". Sie umschlang das junge Mädchen zärtlich . . . „hast Du schon jemals so viel entzückende Juden beisammen gesehen? Das nenn' ich eine Mischpoche!"

Unter fröhlichen Gesprächen waren sie am Bahnhof angelangt, der Kutscher übernahm jetzt das Gespann und die beiden Damen gingen nach dem Perron.

„Georg wird viel neues zu erzählen haben . . ."

„Und Max?"

„Max? Glaubst Du, daß er mitkommt?"

„Aber Bettychen, Heuchlerin, tue doch nicht so! Für mich und Georg hast Du Dich doch nicht so schön gemacht. . . ." Sie sah mit Wohlgefallen die reizende Schwägerin an, die in leichter Verlegenheit errötete.

„Du, hör' einmal, ich denke doch ich bin immer schön! . . ."

„Also, sagen wir, bildschön!"

In diesem Augenblick fuhr der Zug ein und wenige Augenblicke später hatte Max seine Frau umarmt, während Georg die Schwester begrüßte.

In raschem Trabe legten die Pferde dann den Heimweg zurück, und als die ersten Sterne am Himmel standen und Dr. Seligsohn aus seinem Zimmer kam, wo er für sich den Segen über den scheidenden Sabbat gesprochen hatte, waren alle um die trauliche Familientafel vereinigt, auf der leckere Speisen zum Mahle luden.

Der Kommerzienrat lächelte seine Frau an.

„Alles zu rechter Zeit! Bei einer klugen jüdischen Hausfrau kann auch ein Rabbiner ruhig zu Gaste sein . . . die weiß, was sich gehört und was sich gebührt und darauf kann man sich verlassen!"

Man blieb noch ein Stündchen beisammen. Die am Tage entbehrte Zigarre schmeckte jetzt Dr. Seligsohn

noch einmal so gut und auch die Uebrigen genossen das volle Behagen des schönen Abends. Max erzählte. Das Geschäftliche in allen Einzelheiten wollte er morgen dem Vater berichten. Es war alles weit über jede Erwartung leicht und günstig abgelaufen. Der Präliminarvertrag war entworfen, es gab kaum eine Konzession, die man dem Hause Gebrüder Löwenberg nicht gemacht hätte, kaum einen Wunsch, den man nicht erfüllt hätte.

„Deshalb bin ich gekommen, um Dir, Vater, alles persönlich zu berichten. . . .“

„Hörst Du, Betty, nur deshalb“, flüsterte Georg der Schwägerin neckend zu.

„Und dann . . . ich habe Onkel Julius noch heute Vormittag gesprochen . . .“

Alle horchten auf. In die Heiterkeit der Stimmung trat ein augenblicklicher Ernst ein und ein düsterer Schatten flog über das Antlitz des eben noch befriedigt den Mitteilungen des Sohnes Lauschenden.

„Vielleicht, Max . . . es ist spät . . .“ suchte die Mutter vorzubeugen.

„Laß ihn nur reden, liebe Sofie . . . man geht unangenehmen Dingen nicht aus dem Wege, wenn man die Augen zukneift und wenn man mit einer Sache auch fertig zu sein glaubt, so kann man weder verhindern, daß sie innerlich in uns nachvibriert, noch daß sie in äußerlichen Forderungen uns beschäftigt. Es war vorauszusehen, daß mein Bruder Dich zu sprechen verlangen würde . . .“

Das erste Mal seit jenem Tage hatte er „mein Bruder“ gesagt. Sie sahen sich betroffen an, und Max sagte etwas unsicher: „Ich fand, als ich heute früh ins Kontor kam, einen Brief vor, in dem er schrieb: Mein Rechtsanwalt, Notar Dr. Fröhlich, ist mit allen Vollmachten ausgestattet, die zur Umwandlung unseres Geschäfts in eine Aktiengesellschaft erforderlich sind. Ich erkläre mich mit den Absichten und Anordnungen Deines Vaters einverstanden und füge mich in Allem seiner Einsicht. Euer Anwalt, Notar Dr. Behrens, hat mir die nötigen Mitteilungen gemacht und daß Du persönlich

die Interessen der Firma wahrnehmen wirst. Aber ich möchte in diesem Augenblick, wo unsere Wege auseinandergehen, nicht nur geschäftlich, wie es nach dem Verfahren Deines Vaters leider den Anschein hat, sondern auch persönlich, eine Unterredung mit Dir haben und erwarte Dich heute um elf Uhr im Privatkontor des Geschäfts . . .“

„Du gingst natürlich hin . . . .“

„Ja, Vater! Ich hielt mich nicht berechtigt seinen Wunsch zu mißachten. Ich stehe, aufrichtig gesagt, diesen Privat-Angelegenheiten der Familie Julius Löwenberg viel zu fremd und innerlich kühl gegenüber, er ist der ältere Mann, mein Associe, mein Onkel . . . ein bestimmter Wunsch von Dir lag nicht vor, und so glaubte ich, daß ich den üblichen Formen zu entsprechen habe . . . .“

„Du hast ganz richtig und überlegt gehandelt . . .“ sagte der Vater, „was zwischen ihm ist und mir,“ eine düstere Falte grub sich zwischen seine Brauen, „ist in der Tat eine allerpersönlichste Frage und Du durftest ihm diese Begegnung nicht verweigern, so lange der Abbruch der Familienbeziehungen nicht genau präzisiert ist . . . .“

„Na, unsere Beziehungen zu Julius Löwenbergs waren immer sehr locker und beruhten nur auf dem Zusammenhang, den sie mit Euch hatten . . .“ warf Betty dazwischen.

„Um so besser und desto rascher wird sich alles vollziehen . . . .“ er machte eine ablehnende Handbewegung, „und . . . . aber . . . .“

„Ich fand den Onkel sehr gedrückt und verändert aussehend . . . .“

„Nicht jede Wasserbehandlung schlägt gut an,“ flüsterte Betty Georg zu

„Er sagte nach einer kleinen Verlegenheitspause, Dein Vater hat die Anzeige, daß ich und meine Frau, ebenso wie unsere Kinder die Staatsreligion angenommen, mit einem Stillschweigen hingenommen, daß ich, dem seine Gesinnungen bekannt sind, als nichtachtend ansehen muß. Das schmerzt mich sehr, aber ich muß es über mich ergehen lassen und seinen Unwillen zu ertragen suchen, denn die eigene Familie, die man begründet hat, und

auf deren Fortentwicklung man bedacht sein muß, steht einem näher, wie Bruder und Schwester und selbst wie Eltern. Denn das Haus seiner Eltern soll man verlassen und seinem Weibe folgen . . . ."

„Nun wird Herr Julius gar noch bibelfest . . ." rief der Kommerzienrat erbittert, „hat nie genug! Nichts in diesen Worten ist von ihm, auf die Weisheit von Frau Mali und seiner Tochter Irene verzichte ich . . . ."

„Es ist auch nicht viel mehr zu sagen, bestelle Deinem Vater, daß ich seiner in steter Liebe gedenken werde, fuhr er fort, und daß ich den wärmsten Anteil an Euch allen nehme und Eurem Gedeihen, und daß ich in meinem Herzen dem Glauben der Väter eine Stätte bereitet . . . ."

„Eine Grabstätte mit einem Kreuz darauf . . ." rief Georg empört. —

Der Kommerzienrat hatte sich erhoben und schüttelte traurig sein Haupt.

„Dein ist der Spott, mein Sohn, ich kann Dich darob nicht schelten, aber was mein Bruder gesagt, das war seine Stimme! Vielleicht der letzte Aufschrei seiner Seele . . . das Letzte, was sein verleugnetes Judentum noch aus ihm sprach."

Er hatte das Zimmer verlassen und seine Gattin folgte ihm in tiefster Besorgnis. Auch der Rabbiner verabschiedete sich bald darauf.

* * *

Die jungen Familienmitglieder waren jetzt unter sich.

„Das hättest Du nicht sagen dürfen, Georg . . ." zürnte Dorothea.

„Gewiß, es war hart, aber glaubt mir, man kann nicht wie die Katze um den Brei, um die abscheuliche Geschichte herumgehen. Es wird sich nicht immer vermeiden lassen, wenn die Eltern erst wieder in Berlin sind, daß sie eine oder die andere Bemerkung werden zu hören bekommen."

„Ich glaube, Georg hat Recht", stimmte Max zu, „mit

Glacehandschuhen wird sich die Sache nicht behandeln lassen . . .“

„Will ich auch nicht, kann ich auch nicht . . .“ rief Georg, „einen ganzen Sack von Neuigkeiten habe ich mitgebracht und trage schwer daran . . .“

„Ja, aber Papa und Mama müssen unbedingt geschont werden,“ mahnte Dorothea.

„Gott, selbstverständlich wird man ihnen nicht den ganzen Tratsch auftischen und ihnen alle die Lächerlichkeiten erzählen, mit denen das liebe Berlin-Tiergartenviertel sich jetzt amüsiert, aber Euch muß ich sie vorsetzen, sonst platze ich . . .“

„Also, man zu . . .“ lachte Betty, „ich brenne vor Neugier, und mich mit 'ner Trauermiene wegen unserer protestantisch-aristokratischen Mischpoche hinzusetzen, habe ich keine Lust. Ich will die Sache auch von der heiteren Seite sehen, also, los, Georg, mein Ritter . . . Was sagt man zu dieser Staatsaffäre oder richtiger zu dieser Staatsreligionsaffäre? . . .“

„Man räsoniert und man mokiert sich. Alle Welt aus unserer Welt spricht davon, so weit sie nicht glücklicherweise schon verreist ist. Aber die noch in Berlin Anwesenden haben wenigstens für die Saison morte einen überlebensgroßen Skandal, den sie nach allen Dimensionen abgrasen . . .“

„Ist ja grade die Zeit der Heuernte!“

„Au, Betty!“ rief Max.

„Na, wenn Du darauf bestehst, nehmen wir den Fall feierlich . . .“

„Das war er auch, wie Sperling an der Börse versicherte. Niemals hätte er einen Taufakt von gleicher Feierlichkeit erlebt, als diesen, an zwei reifen, gealterten Menschen vollzogen . . .“

„Pfäh! lachhaft, wenn Du nicht bald aufhörst, mit Deinem Blödsinn . . .“ mahnte der Bruder.

„Allen Ernstes, Max, das hat Herr Direktor Sperling, alias Schmerbauch, mit dem ihm eignen Pathos wirklich gesagt . . .“

„Wieso Schmerbauch?“ fragte Dorothea mit naivem Staunen. Alle lachten.

„Weil seine Ahnen sicherlich Schmerbauch geheißen, bevor er mit der Taufe den Namen Sperling angenommen hat . . .“

„Sperling klingt auch wirklich gar nicht semitisch,“ sagte Dorothea, „niemals wäre ich auf so was gekommen . . .“

„Gott, leicht ist es auch nicht, besonders wenn man die hagere Gestalt Sperlings sieht, an den Schmerbauch seiner Ahnen zu denken,“ lachte Betty, „aber darüber erfahren wir nun noch immer nicht, was der gute Schwiegersohn erzählt, und wie es Berlin glossiert. Ich erteile hiermit Georg das Wort zu zusammenhängender Berichterstattung . . . Unterbrechungen strengstens verboten . . . vorbehaltlich . . . also . . .“

„Ja, also die Taufe fand in Wörlitz statt.“

„Dem von den Wucherern zurückeroberten Stammgut . . .“ unterbrach Betty.

„Du! So kommen wir wirklich nicht weiter . . . Hast Du nicht selbst gesagt, Unterbrechungen verboten . . .“ drohte Max.

„Wahrhaftig! Von nun ab höre ich aber ganz andächtig zu . . . denn jetzt betreten wir — die Kirche.“

„So ist es! In der kleinen, romantisch von Buchen überschatteten Kirche, die sich rechts von dem stillen Kirchhof erhebt, auf dem sich auch die Grabkapelle derer von Wörlitz befindet, fand die feierliche Handlung statt. Pastor Stehde empfing die Täuflinge am Altar und reichte ihnen die Hand, die Maria mit tiefer Rührung küßte. Die Taufzeugen waren Fräulein von Kobold, eine Tante Gottfrieds, Hans, Egon von Wörlitz und Direktor Sperling . . .“

„Schmerbauch! . . .“

„Betty! . . .

Sie legte lachend den Finger an den Mund.

„Die Täuflinge empfingen die Namen: Maria, Elisabeth, Louise und Johannes, Friedrich, Adalbert . . .“

„Und wo bleibt Julius?“ fragte jetzt auch Max erstaunt.

„Auf den Wechseln des Herrn von Wörlitz vermutlich!“ rief Georg übermütig, „nein wirklich, Kinder, man kann die Sache auf die Dauer nicht ernsthaft nehmen. Was ich da erzählte, hat Sperling wörtlich dem Bankdirektor Pfeiffer gesagt, und Kurt hat es mir gestern Abend wiedererzählt. Kurt Pfeiffer ist ein toller Bruder, wird aber im Namen seines Vaters nichts sagen, was nicht wahr ist.“

„Und übrigens“, rief Betty, „das sieht Schmerbauch so ähnlich. Ich höre ihn förmlich, wie er mit seiner gedehnten, salbungsvollen Stimme fortfuhr: Tiefste Erschütterung bemächtigte sich des kleinen Kreises, der mit frommen Schauern dem heiligen Vorgang folgte. Zwei irrende Menschenkinder wurden mit den Segnungen eines Glaubens geweiht, den sie demütigen und reinen Herzens empfingen . . .“ Sie parodierte so ausgezeichnet, daß alle ihr aufs höchste belustigt zuhörten. „Besonders Tante von Kobold, von der die Tradition nicht meldete, ob sie eine Erb- oder nur eine Stammtante sei, vergoß Tränen der Rührung und umarmte die neue Christin, Frau Mali . . . pardon, Frau Maria, Elisabeth, Louise Löwenberg, während Herr von Wörlitz seinem frisch getauften Schwiegervater errötend ins Ohr flüsterte, daß der nächste Täufling von diesem Altare sein Enkel sein würde . . .“

„Bravo, Betty, bravissimo“, jubelte Georg. „Das hast Du reizend gemacht und nur so kommt man über seine Entrüstung und seinen Aerger hinaus, über diese Renegaten, die einen Glauben annehmen äußerer Vorteile und Eitelkeiten halber, dessen hohen, sittlichen Gehalt einer lehrte, der aus der Judenheit hervorgegangen, die seiner wunderbaren Erscheinung und seiner, diesem Boden entsprossenen, ethischen Ideen sich in leidvollem Stolze rühmt.“

Sie waren nachdenklich geworden bei seinen Worten und eine Pause trat in der Unterhaltung ein, die Georg nach einigen Minuten mit den Worten unterbrach: „Und

da wir das eine begreifen, das ernste, bedeutsame dieser Frage, sollt Ihr auch das amüsante zu hören bekommen. . . ."

„Also : . . ich sterbe vor Neugier", rief Betty.

„Das Menu des Taufdiners . . ."

„Aber Georg", ermahnte der vernünftige, ruhige Max.

„Na, glaubst Du denn, Sperling hat es an der Börse verteilt, damit es jeder im Busen still bewahre . . . einer zeigte und gab es dem andern, Kurt Pfeiffer schenkte es mir, da ist es". Er zog aus seiner Brieftasche ein Menu hervor, das unter allerhand grünem Blattgewinde diskret verborgen ein goldenes Kreuz zeigte, als Kopfschmuck der mit goldenen Buchstaben gedruckten Speisenfolge. „Also Achtung und laßt Euch den Mund nicht wässrig werden:

Schloss Wörlitz, am 18. Juli 1886.

Menu.

Hohenzollern-Bombe
Crême d'été á la Windsor-Castle
Rinderbrust à la Dressel
Saiblinge aus dem Königssee — sauce hollandaise
Frischlingsrücken mit Francillon-Salat
Ponche romaine
Italienische Hühner — Salade royale
Champignonpurée mit grünen und weissen Spargelspitzen
Poires gourmets — Eisomelette oder Charlotte Valeska
Käse-Bisquits
Fruits — Desserts

Weine.

St. Peray mousseux
Old Madeira
Chateau la Lagune
68er Dom Dechaney
Chateau Lafitte
Mouton Rothschild, Berncastler
95er Heidsieck

„A la bonheur! Da lob' ich mir den verfeinerten Geschmack der Löwenbergs . . .“ lachte Betty.

„Es kommt aber noch besser . . .“

„Nu hör' aber auf“, rief Max belustigt, „wenn er noch lange weiter erzählt, wird er uns schließlich vorreden, daß nach Beendigung des Festmahles Marie, Elisabeth, Luise Löwenberg, Mali geb. Bendel, das „Vater unser“ sprach . . .“

„Owinu malkeinu . . .“ sagte mit leiser Stimme Betty, in merkwürdiger Ideenverbindung und plötzlicher Erinnerung an die Gebräuche und Gebetverrichtungen im frommen Elternhause.

Dorothea hatte unwillkürlich die Hand der Schwägerin ergriffen. Das junge Mädchen blickte in träumerischer Selbstvergessenheit die Geschwister an, als wäre die ganze überstiegene, hypermoderne Welt vor ihren Augen mit einem Schlage versunken.

Max aber wiederholte gedankenvoll die Worte seiner Frau: „Owinu malkeinu“ . . .

„Unsere alten Gebete hallen in den Kirchen wieder“, rief jetzt Georg.

Ein heiliger Schauer zog durch die Seelen der jungen, schönen, glaubenstreuen Menschen.

* *
*

Einige Jahre waren über diese Ereignisse hingegangen. Im Hause des Kommerzienrats Löwenberg sah man der Heimkehr der Herrschaft entgegen, die nach fast dreijähriger Abwesenheit heut zurückerwartet wurde. Georg, der jüngste Sohn, ging erregt durch die zum Empfang der Eltern festlich geschmückten Räume. Er hatte den Teuren eine besondere Ueberraschung zu bereiten. Vorgestern hatte er sein Assessorexamen bestanden und wollte erst bei ihrer Rückkehr ihnen diese Mitteilung machen und dann noch eins . . . sein Herz klopfte hörbar, wie würden Vater und Mutter das aufnehmen, was er ihnen noch zu sagen hatte? So vielerlei Neues und Ueberraschendes harrte ihrer, so vielerlei hatte in ihrer Ab-

wesenheit sich zugetragen. Erfreuliches und Verstimmendes. Wenn man auch in fortdauerndem, brieflichen Verkehr stand, so hatte man den Eltern doch nur in kurzen Umrissen mitgeteilt, was sich ereignet hatte, und ihnen alles verschwiegen, was sie hätte beunruhigen und aufregen können. Des Vaters Gesundheit war nicht mehr die feste wie in früherer Zeit. Und wenn er es auch nicht zugeben wollte: er hatte sich von den mit seines Bruders Uebertritt sich vollziehenden Aufregungen sich nicht wieder ganz erholt. Der Austritt aus dem Geschäft, die unfreiwillige Ruhe, zu der der noch tatkräftige Mann sich verurteilt sah, zehrten an seinem Lebensmark, und wenn er auch äußerlich sich scheinbar aufrecht erhielt, er war getroffen im innersten Lebensnerv. Den klugen Blicken seiner besorgten Gattin entging das nicht, auch nicht der Achtsamkeit seiner liebevollen Kinder. Der Arzt riet eine längere Abwesenheit von Berlin an, aber dazu wollte er sich anfangs nicht entschließen. Es schien ihm wie feige Flucht. Was gingen ihm schließlich alle diese Unerfreulichkeiten und Unerquicklichkeiten an, diese Lächerlichkeiten und Blamagen im Hause seines Bruders? Aber wenn er auch wähnte, mit starker Hand ausgerissen zu haben, was sich als nicht wurzelfest erwiesen, das Erdreich war tief, viel zu tief und dort unten sproßte und keimte etwas, was ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Julius Löwenberg war tot, tot für ihn und die Seinigen, und doch, von Zeit zu Zeit erschien er wieder, mit fremden, verzerrten Zügen, und sein müdes, tottrauriges Antlitz tauchte gespenstisch auf im Bannkreis der Familie. Davor gab es keine Rettung, auch wenn es anfangs schien, als würde man doch darüber hinwegkommen. Je weniger man davon sprach, je ängstlicher man es vermied daran zu rühren, desto mehr wühlte der Schmerz und die Kränkung sich im Innern ein. Als dann aber nach einigen Jahren den seelischen Leiden sich auch körperliche gesellten, gelang es endlich den Bitten der Gattin und der Kinder und der energischen Forderung des langjährigen Hausarztes, den Kommerzienrat zu bestimmen, auf längere Zeit fortzugehen. Frau und Tochter begleiteten ihn, und um ihn dem Zwang einer Einschränkung

seiner persönlichen Freiheit nicht auszusetzen, gingen sie nach Florenz, wo sie sich zu bleibendem Aufenthalte niederließen. Diese Veränderung wirkte wohltätig auf die Stimmung des Kommerzienrates, es war als ob er dem Schauplatz der Ereignisse entrückt, seine frühere Spannkraft und das Gleichmaß seiner Seele wiedergewinnen würde. Die hingebende Zärtlichkeit und Sorgfalt, mit der Frau Sofie und Dorothea ihn umgaben, die entzückende Natur des herrlichen Arnotales, in dem Florenz, dies wundersame, mit seinen Kunstschätzen ihm höchste Anregungen gewährte, gab seinem Geist neue Frische und seinem Körper wiedererwachende Kraft, und nur wie ein leichter Schatten lag über ihm ausgebreitet, was in jener Zeit tiefer seelischer Erschütterungen sein Herz in Aufruhr gebracht, mit Bitterkeit erfüllt hatte.

Der Arzt hatte geraten die Abwesenheit von der Heimat möglichst lange auszudehnen, den Kontakt mit den dortigen Verhältnissen einzuschränken, ja selbst nicht einmal zu kurzem Aufenthalt nach Berlin zurückzukehren und auch die nächsten Angehörigen womöglich nicht wiederzusehen, damit nichts an die Vorgänge erinnere, die so beunruhigende Erscheinungen im Befinden des Kommerzienrats hervorgerufen hatten.

So bürgerten sie sich völlig ein in Italien und blieben im ersten Jahre, sogar während des Sommers, in den apeninischen Bergen, während sie im zweiten Sommer an einem abgelegenen Schweizer Ort sich niederließen. Nur Max, der älteste Sohn, war einmal auf einige Tage zu Besuch nach Florenz gekommen, hatte von dem Ergehen der Brüder, der Schwiegertöchter und Enkel Erfreuliches berichtet und war bald wieder abgereist, um die stille Zurückgezogenheit, in der die Eltern lebten, und die dem Vater augenscheinlich gut bekam, durch nichts zu stören. Im Gespräch mit der Mutter gab er allerdings seiner Befürchtung Ausdruck, daß die machtvolle, ehrfurchtgebietende Erscheinung des Vaters doch so sehr unter den Einwirkungen dieser traurigen Angelegenheit gelitten habe, daß er kaum zu hoffen wage, ihn je wieder ganz in früherer Tatkraft zu sehen.

„Das erwarte ich auch nicht", hatte Frau Sofie erwidert. „Es ist soviel Weichheit und Zaghaftigkeit jetzt in seinem Wesen, daß es mir oft in tiefster Seele wehtut, ihn so zu sehen. Er ist früh, viel zu früh alt geworden, und über sein Haupt ist die Schuld der Anderen gekommen . . ." Ein leiser Ton von Verbitterung klang an . . .

„Dieser Anderen", gab er mit einem Ausdruck von Entrüstung zurück, „von denen man nicht weiß, ob das Mitleid oder die Verachtung größer ist, die sie einflößen".

„Wir wollen von ihnen nicht sprechen. Gerade das muß man ihm besonders fernhalten bis auf die Erinnerung womöglich, und darum will auch ich zunächst nichts darüber wissen . . ."

„Aber wenn Ihr heimkehrt?"

„Vielleicht schließt sich die Wunde bis dahin . . ."

„Ich hätte damals in Heringsdorf wirklich nicht gedacht, daß diese fatale Sache Papa so tief gehen würde. Es hatte den Anschein, als würde er gerade um seiner großen Empörung willen leichter darüber hinwegkommen . . ."

„Er liebte seinen Bruder sehr! Nicht nur geschwisterliche Zuneigung war es, was sie verband, er hatte für ihn auch eine fast väterliche Liebe und Treue. Und bedenke auch die große Wegstrecke, die sie miteinander zurückgelegt, so in Leid und Freud und tausend Sorgen und Kämpfen, so aus kleinem Anfang, aus Irrtum und Fehl emporsteigend, Schulter an Schulter . . . das ist ein unlösbarer Kitt sollte man meinen! Und nun bröckelte er ab und barst dann mit gewaltsam klaffendem Riß . . . Das läßt sich doch wohl nicht überwinden . . . so, wie wir meinten, und man muß Acht haben, daß die Wunde vernarbe, damit er sich nicht innerlich verblute . . ."

„Aber was soll geschehen, Mutter?"

„Liebe . . . Liebe . . . teurer Sohn, muß ihn unausgesetzt umgeben, behüten . . ."

„Ja, war das nicht immer der Fall?"

„Vergiß nicht, daß er stets der Gebende war, was er empfing, war der Abglanz seiner edlen Persönlichkeit,

... so stand er auch zu seinem Bruder, und manchmal scheint es mir, als ob er sich im Geheimen Vorwürfe mache, daß der, den er so hoch mitemporgehoben, so tief gefallen sei ..."

„Aber um des Himmelswillen, Mama, das ist doch nicht seine Schuld, wahrhaftig nicht ... was kann er für die Schwäche dieses Armseligen? ..."

„Vielleicht ist er ein Schwächling geworden neben dem Starken. Wie häufig mag es vorkommen, daß jemand, der stets gewohnt war, sich auf andere zu stützen, dieser Stütze beraubt, zu Falle kommt ..."

„Dann müßte man ja jeden auf die eigene Kraft stellen ..."

„Versuchen sollte man es wohl", sagte sie nachdenklich, „jedenfalls, es ist etwas in Papa, was in dunklen Zusammenhängen steht mit der Geschichte dieser Abtrünnigkeit seines Bruders; die Enttäuschung allein kann es nicht sein, die ihn so niedergedrückt ..."

„Aber was ist da zu tun?"

„Man darf nicht darnach forschen, nicht daran rühren ... jede Andeutung, die ich anfangs manchmal versuchte, beunruhigt ihn ..."

„Und wenn Ihr nach Berlin zurückkommen werdet? Die Verbannung kann doch nicht immer währen ... wir bedürfen Eurer, wie Ihr unserer bedürft! Ihr sollt Eurer Kinder Euch erfreuen, ... Eurer Enkel ... Das Haus ist verödet, das Ihr für uns zur Stätte der Freude gemacht, zum Tempel der Liebe und Dankbarkeit ... sollen wir büßen, was jene gefehlt ... sollen wir? ..."

„Max, mein teurer Sohn, ... hoffen und vertrauen wir auf Gott, ... auf den Gott unserer Väter! Diese Zeit der Trennung wird vorübergehen, schneller hoffentlich, je konsequenter wir sie durchführen, sage das unseren Lieben daheim, Deinen Brüdern und Arthurs Frau ... es sind prächtige Geschöpfe, die mit Euch und für Euch empfinden und Euch und uns diese Situation erleichtern werden ... Eure Kinder sind noch jung und entbehren uns nicht, und Dortha bleibt bei uns ... sie ist unser guter Engel und trägt viel zu Papas Aufheiterung bei ..."

„Ja, aber . . .“ er wollte noch etwas sagen, aber ein bittender Blick der Mutter legte ihm Schweigen auf. Ehrerbietig küßte er ihre Hand und die Unterredung war beendet.

Und nun war es so weit. Der Kommerzienrat hatte selbst geschrieben, daß er heimzukehren beabsichtige. Er sehne sich nach seinen Söhnen, nach seinen Schwiegertöchtern und Enkeln. Er wolle wieder teilnehmen an ihrem Leben, er hoffe, daß er frohen Herzens sich ihres Glückes, ihrer Entwicklung werde erfreuen können, und daß die Familienliebe so eng sie umschließen würde, daß es keine Lücke gäbe, nirgends . . . und für niemanden . . . Es war das erste Mal, daß er wieder eine Andeutung nach dieser Richtung machte. Frau Sofie aber ergänzte diesen Brief mit den Worten: „Ich wünsche es nicht nur . . . ich hoffe es aus vollstem Herzen. Und ich willige ein, in diese Heimkehr, denn seine Sehnsucht ist groß und ich denke, daß dieses Gefühl so stark sein wird, um die anderen Empfindungen auszulöschen, die ihn quälten. So rüstet nun das Haus zu unserer Heimkehr, die eine gesegnete sein möge. Wir wollen am 20. September in Berlin eintreffen, zwei Tage vor dem Neujahrsfest, das wir schon mit Euch vereint zu feiern gedenken. Auf gutes Wiedersehn!“

* *
*

Des reichsten Segens Fülle schien sich über das Haus des Kommerzienrats auszubreiten. Niemals waren die hohen Feiertage festlicher und stimmungsvoller dort begangen worden, aber auch niemals inniger in der treuen Liebe für einander, niemals vertiefter in der Glaubenstreue für den Gott Israels! Mit Rührung und höchster Ehrerbietung schaarten sich alle um das Familienoberhaupt, und als Samuel Löwenberg das neue Jahr geweiht und den Segensspruch gesprochen hatte, stimmten sie ergriffen, von der Weihe des Momentes ein in die Worte: „Gelobt seist Du, o Herr, der Du uns hast erleben und erreichen lassen diese Tage!“

Die im Silberschmuck der Gerätschaften prangende Tafel bot einen herrlichen Anblick, noch herrlicher aber war das Familienbild, das sich um sie gruppierte. Die jungen, blühenden Söhne, die schönen, anmutigen Töchter, die lieblichen Kinder, um dieses Elternpaar von edler Würde. Frau Sofie sah wie verjüngt aus. Die Spuren der letzten, in vielen heimlichen Sorgen verbrachten Jahre, schienen weggewischt; sah ja auch der Gatte am heutigen Abend wieder kräftiger und frischer aus, als während dieser langen Trennungszeit. Ein freudiger Glanz ruhte über seinem Antlitz, die Gestalt war zu ihrer ehemaligen Straffheit emporgereckt und aus den Augen leuchtete die frühere Energie. Einem scharfen Beobachter wäre es jedoch nicht entgangen, daß diese Elastizität nur hervorgerufen war durch die freudige Erregung dieser Stunde, durch die in ihrer symbolischen Bedeutung Herz und Geist zu höherem Aufschwung anregenden religiösen Gebräuche, durch das beglückende Gefühl, daß diese trefflichen Menschen seine Kinder, diese Jugend eine Familie bildet, die die Gewähr einer gesegneten Zukunft böte. Und als während der Mahlzeit Max sein Glas erhob und auf das Gedeihen der „Mischpoche" anstieß, trank er ihm mit einer fast jugendlichen Lebhaftigkeit zu. Aber im selben Augenblick schwankte der Kelch in seiner Hand und einige Tropfen des roten Weines flossen auf das Tischtuch. Ein Schatten fiel über sein soeben noch in Heiterkeit strahlendes Gesicht, über das eine jähe Blässe sich ausbreitete. Den klugen Blicken Betty's, seiner ältesten Schwiegertochter, war diese plötzliche Veränderung nicht entgangen, die zwar rasch vorüberzog, aber ihre Besorgnis wachhielt. Sie hatte es genau gesehen, daß er bei dem Worte Mischpoche, das ihr Mann mit scherzhafter Betonung in seinem Trinkspruch hervorgehoben hatte, zusammenzuckte, als würde seine Seele schmerzlich berührt, ja, als verursache ihm dieses Wort einen physischen Schmerz. Sie hatte sich auch nicht getäuscht. Wie im Fluge zogen die Erinnerungen an seinen Geist vorüber. Die Vergangenheit stieg vor ihm auf und Alles, was für ihn in diesem

Begriff sich barg. Mischpoche! Fast wie ein Schwindelanfall überkam es ihn und wirre Vorstellungen kreisten in seinem Hirn. Aber er gewann das Gleichgewicht bald wieder und außer Betty hatte niemand etwas von dem Vorgang gemerkt, der sogar den Augen seiner sonst so aufmerksam ihn beobachtenden Gattin entgangen war. Hingen diese Augen doch heute Abend in stolzer Mutterfreude an den Kindern und Enkeln, die sie so lange hatte entbehren müssen.

Was gab es Alles von ihnen zu erzählen und zu berichten: Maxens Aelteste, Käthe, würde Oktober schon in die Schule gehen, und Fritz und Hansi hatten sich bei Tisch so manierlich wie erwachsene Leute benommen, das jüngste Aennchen war dagegen noch nicht kourfähig, wie Betty lachend erklärte „stubenrein", aber Arthurs, des zweiten Sohnes, vierjährige Ellen durfte schon auf Stündchen an der großelterlichen Tafel erscheinen, weil „Jontef" war, wie ihre Mutter ihr erklärte, worauf sie mit großen verwunderten Augen alles betrachtete und endlich verlangte, Kurtchen und Baby, ihre jüngeren Geschwister, sollen auch „Jontef" bekommen.

Als nach beendeter Mahlzeit die Kleinen mit ihren Bonnen nach Hause geschickt worden waren, ließen die Anderen sich in Mutters gemütlichem Rundsalon noch zum Plaudern nieder. Wie lange waren sie nicht mehr so beisammen gewesen, wie lange hatte man auf dieses trauliche, vertrauliche Beieinander verzichten müssen. Jetzt, wo sie die ganze Innigkeit und Harmonie dieses Familienlebens wieder gewonnen, empfanden sie erst was sie vermißt hatten. Ein jeder von ihnen war in dieser Zeit seine eigenen Wege gegangen, hatte verschiedene Interessen verfolgt und wenn sie auch in herzlicher Geschwisterliebe an einander hingen, es hatte doch der Mittelpunkt gefehlt, das Elternhaus, das sie, unter einem schützenden Dache, auf den starken Säulen der Liebe ruhend, zu einer Gemeinsamkeit vereinte.

Von den einzelnen Erlebnissen wurde nun berichtet und was sich zugetragen im Laufe der Jahre. Ihr Leben ''e in ruhiger Weise und immer aufsteigender Linie sich

abgesponnen. Die kleinen Fatalitäten und unvermeidlichen Störungen und Sorgen, die zu den Bestandteilen des Daseins gehören, kamen dabei nicht in Betracht. Die Aktiengesellschaft für schlesische Leinenindustrie — vormals Gebrüder Löwenberg — gedieh unter Maxens direktorialer Leitung vortrefflich. Die Bankfirma Rosenzweig & Löwenberg, deren Mitinhaber Arthur war, erfreute sich des besten Renommees und genoß das Vertrauen der Finanzwelt. In den Ehen beider Brüder herrschte Glück, Zufriedenheit und die Harmonie vornehmer Lebenskunst. Frau Betty, die die führende Rolle hatte, war für Arthurs Frau vorbildlich. Die etwas zarte, sehr anmutige Frau hatte an der klugen, geistvollen und energischen Schwägerin eine wahre Freundin gefunden, und beide wetteiferten, ihre Häuslichkeiten zu Stätten eines innigen Familienlebens und liebenswürdigen geselligen Verkehrs zu machen.

„Unsere Männer sind verwöhnt und haben's vor sich gesehen, wir dürfen uns von Schwiegermutter nicht beschämen lassen," pflegte Betty scherzhaft zu sagen, „das dürfen wir uns nicht antun." Auch der Kindersegen ließ nichts zu wünschen, und man konnte den Eltern in Italien den Zuwachs von drei Enkeln innerhalb der drei Jahre ihrer Abwesenheit melden. Bei Max war ein Mädchen, bei Arthur ein Knabe und ein Mädchen hinzugekommen. Mit viel Frohsinn und Befriedigung wurden alle diese Ereignisse rekapituliert und in allen Einzelheiten besprochen und jetzt erst schienen die Eltern und Dorothea wieder ganz daheim, nachdem sie in alle diese hübschen, freudigen Intimitäten eingeweiht und die Bewegungen des starken Lebensstromes, der das Haus Samuel Löwenberg und seiner Nebenlinien durchflutete, in sich vibrieren fühlten. Nun aber sollte auch Georg erzählen, der inzwischen zu schöner Männlichkeit sich entwickelt hatte. Mit heimlichem Stolz ruhte der Mutter Auge auf ihrem Liebling, und er fühlte diesen Blick. Seine elegante, geschmeidige Gestalt schien darunter noch zu wachsen.

„Was sagst Du nur zu unserm Assessor, Mama?" fragte Betty.

„Er hat sich sehr verändert, seit ich ihn zum letzten Male gesehen, als er vor zwei Jahren zu kurzem Besuch bei uns in Florenz war . . .“

„Ja, zwei Jahre machen viel aus einem Menschen . . . Aus einem Referendar einen Assessor, aus einem übermütigen Jungen einen seriösen Herrn, aus einem schwächlichen Körper eine stattliche Figur, aus einem flotten Kurmacher einen ernsthaften . . .“

Ein scheuer, bittender Blick flog zu der Schwägerin; diese legte verständnisvoll den Finger an den Mund, „ach so . . . ja natürlich, so was muß man selber beichten . . . und eines hat sich sicherlich nicht verändert in diesen Jahren, daß Du Mamas Verzug geblieben . . . Du hast also, wie sonst immer, die häusliche Majorität auf Deiner Seite“.

„Aber Betty . . .“, rief Annie ganz erschrocken.

„Gott, tu doch nicht so, Annie, frag' mal Arthur, ob ich nicht recht habe. In jeder guten Ehe hat der Mann wohl die erste Stimme, die Frau aber alle übrigen, die zweite, dritte, vierte, fünfte und so fort mit Grazie . . . bei Euch ist's auch nicht anders — und Stimmen zählt man übrigens nicht, man wägt sie, en fin . . .“

Während dieser kleinen Scherzreden Betty's hatte Georg seine Fassung wiedergefunden und wendete sich an die Eltern: „Daß ich es Euch nur sage, teurer Vater, geliebte Mutter, mit den ernsthaftesten, heiligsten Gefühlen, die eines Mannes Herz beseelen, stehe ich vor Euch“, ein Aufleuchten ging über sein hübsches Gesicht, „ich liebe und werde geliebt . . .“ Er hatte sich erhoben und war dicht an den Vater herangetreten. „Und ich bitte um Deine Einwilligung, geliebter Vater, um Euren Segen, teuerste Eltern“. Seine Stimme bebte, obwohl er bemüht war ihr Festigkeit zu geben.

„O, Georg . . .“, rief die Mutter in großer Erregung . . . „wer, wer ist es? Kennen wir sie . . .?“

„Kaum liebe Mama, wohl nur dem Namen nach . . . aber dieser Name ist Euch wert und lieb . . . ich weiß es . . .“

Der Kommerzienrat streckte ihm die Hand entgegen . . . er saß in der ganzen Würde des Familienoberhauptes da, das eine wichtige Entscheidung zu treffen habe.

„Sprich, wer ist es, Georg . . .?"

„Es ist die jüngste Tochter von Dr. Moritz Seligsohn, Hedwig . . ."

Ein Glücksstrahl leuchtete in Samuel Löwenbergs Auge auf . . .

„Eine Tochter . . . ein Kind meines Vetters Seligsohn . . . ein Enkel von Hirsch Seligsohn . . . von Hirsch Seligsohn . . ." Wie Jauchzen klang es aus seiner Stimme und dann preßte er die Hände vor sein Antlitz und brach in ein erschütterndes Weinen aus . . . „Georg, mein Sohn . . . mein Sohn! Wahrlich, Gott hat mich gesegnet in meinen Kindern . . . Mischpoche ist Mischpoche hat Hirsch Seligsohn einmal gesagt, mein Onkel Hirsch Seligsohn . . . damals . . . einst . . ."

Die große Gemütsbewegung hatte seine Kräfte erschöpft, er lehnte ermüdet in seinem Sessel und schloß die Augen. Beunruhigt sah Frau Sofie zu ihm hinüber und auch Betty beobachtete scharf die jähe Veränderung, die wieder mit ihm vorgegangen. Aber bald raffte er sich wieder auf und sagte: „Wer sie ist, weiß ich . . . wie sie ist, denke ich mir . . . jung und schön und wohlgebildet und fein, aber wie es gekommen, wo Du sie kennen gelernt, möchte ich erfahren . . ."

Und nun erzählte Georg, daß Hedwig im vorigen Jahre nach Berlin gekommen war, um hier Musik zu studieren und sich zur Musiklehrerin auszubilden. Sie war in einer bescheidenen Pension untergebracht und von ihrem Vater an Max und Arthur empfohlen worden, die die liebe Verwandte sehr herzlich aufnahmen . . . und dort bei Betty, der prächtigen, und Annie, der gütigen, lernte ich sie kennen, und da das junge Mädchen sehr bald die Zuneigung aller gewann, durch ihr herrliches Spiel alle entzückte, begegnete ich ihr öfter . . . erst absichtslos, dann suchte ich sie und dann . . . und dann . . . ja, so war's gekommen . . ."

„Und wo ist sie? Warum hast Du sie mir nicht hergebracht? Meine Tochter . . . Moriz Seligsohns Kind . . . Hirsch Seligsohns Enkel . . .“ Wieder wuchs seine Erregung. —

„Sie ist zu den Feiertagen nach Hause gereist, zu ihren Eltern, dort wollte sie Deine Entscheidung erwarten . . .“ antwortete Georg.

„Mischpoche ist Mischpoche!“ rief der Kommerzienrat emphatisch und sank dann wieder in sich zusammen.

„Ich glaube es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen, die freudigen Aufregungen dieser Stunde haben Papa etwas müde gemacht uud es ist spät geworden . . .“ mahnte Betty.

„Ja, mein Bettychen, mein kluges Töchterchen, Heymann Lessers Tochter, Du hast recht . . . viel Schönes ist über mich hingegangen an diesem Abend, den Gott hat eingesetzt zur Freude und Einkehr und Erinnerung . . . aber auch die Freude macht müde und die Einkehr macht nachdenklich und die Erinnerung macht wehmütig . . . und morgen ist wieder ein Tag, ein großer, heiliger Tag . . . also gute Nacht für heute, gute Nacht . . . ich danke Euch allen . . . ich danke Euch . . . Gott hat mich gesegnet in meinen Kindern . . . ich danke Euch!“

Ehrfurchtsvoll küßten sie seine Hand, die er jedem reichte. Aber diese starke Hand war matt und welk geworden in den letzten Jahren. Ein ahnungsvoller Schauer ging durch ihre Seelen . . . Nur Dorothea, die Jüngste, die sich während des ganzen Abends schweigsam verhalten hatte, schien nichts von der Veränderung zu merken, die mit dem Vater vorgegangen war und als sie vor ihm stand, hielt er ihre Hand länger fest, sah sie zärtlich an und sagte mit einem schalkhaften Lächeln: „Soll ich den Geschwistern heute noch erzählen, warum Du die Laurentinische Bibliothek für das Interessanteste in Florenz erklärtest, die Handschriften dort nicht genug anstaunen konntest und zu der Einsicht gelangtest, daß man die Kunstschätze dieser Stadt ohne sachverständigen Führer unmöglich erfassen könnte, daß dazu unbedingt ein Kunsthistoriker, ein Gelehrter, der sich mit dem

Cinquecento besonders befasse, ein künftiger Privatdozent der Berliner Universität nötig sei, wenn er dabei noch ein junger, tüchtiger, bescheidener Mann ist, so sei das kein Hindernis. . . .“

Eine Blutwelle rötete das liebliche Antlitz Dorotheas. . . . Betroffen sahen die Geschwister sich an. —

„Und morgen ist auch noch ein Tag . . .“ rief Frau Sofie. . . .

„Auf morgen denn . . . gute Nacht meine Kinder . . . gute Nacht!“

„Gute Nacht, Papa!“

„Gute Nacht, Mama!“

Auf dem Nachhausewege sprachen die Geschwister über den Abend und die vielfachen Eindrücke, die er gebracht. Sie fanden die Eltern sehr verändert. In den ersten Stunden der Ankunft hatte sich das nicht so bemerklich gemacht. Die Freude des Wiedersehens hatte die Schärfe ihres Blickes getrübt, die Aufregung der Eltern hatte diese lebhafter und darum frischer erscheinen lassen. Erst heute im Laufe des Abends hatte es sich wiederholt gezeigt, daß sie recht gealtert waren in diesen Jahren.

„Einer mochte es am andern nicht so wahrgenommen haben . . .“, meinte Georg, „wenn man so nebeneinander lebt, bemerkt man diese allmählich sich vollziehenden Wandlungen kaum. . . .“

„Und Dorothea . . . nie schrieb sie etwas darüber. . . .“

„Auch ihr, die unausgesetzt um die Eltern war, konnte es leicht entgangen sein und dann, sie waren ja eigentlich nicht krank . . .“

„Vielleicht ist es auch nur eine vorübergehende Ermüdung . . . sie sind aus der Ruhe und Abgeschlossenheit der letzten Jahre wieder in den großen Familienkreis versetzt, mit seinen vielfältigen Interessen und Ansprüchen . . .“ sagte Arthur.

„Bei Mama, glaube ich wohl, daß es so sei, aber Papas Gesundheit hat augenscheinlich gelitten . . . .“ erwiderte Betty sehr ernst, „wir dürfen uns das nicht

verhehlen . . . Dieser jähe Stimmungswechsel, dieses Sichaufrichten und Zusammenklappen . . . der plötzliche Farbenwechsel . . . die sichtliche Erregung und nervöse Abspannung hinterher . . . das alles sind beunruhigende Anzeichen organischer Störungen . . . wir müssen achtsam sein . . . sehr achtsam . . ."

„Man muß den Arzt darauf aufmerksam machen . . ." sagte Max mit gepreßter Stimme.

„Ja, Maxi, natürlich! Vor allem aber muß er vor jeder Gemütsbewegung, vor jeder seelischen Erschütterung behütet werden . . . und deshalb glaube ich, er darf nichts erfahren von den Vorgängen in der Familie seines Bruders", meinte Betty.

„Nein, ganz gewiß nicht! Wer sollte ihm davon erzählen? Fernstehende werden nicht so taktlos sein über diese traurigen Skandale mit ihm zu sprechen . . ."

„Ja, aber Mama muß es wissen . . ." rief Georg.

„Du sollst es ihr morgen erzählen", sagte Max, „ganz verschweigen lassen sich ja solche Dinge nicht, die in aller Munde sind und Mama wird dann am besten wissen, ob und wann und wie Papa etwas davon erfahren muß . . ."

Damit trennten sich die Geschwister.

* * *

Am Nachmittag des nächsten Tages saßen Georg und die Mutter in ihrem Zimmer. Die Behaglichkeit des allen Kindern so besonders teuren, vertrauten Raumes wirkte wieder mit vollem Zauber auf den Sohn, aber es lag ein Ausdruck von Ernst über seinem offnen, hübschen Antlitz und Frau Sofie sah ihn mit prüfenden Blicken an und erwartete mit einer gewissen Unruhe die Mitteilungen, die er ihr machen wollte.

Im Zimmer nebenan hielt der Kommerzienrat sein Nachmittagsschläfchen. Er war heute etwas frischer als am gestrigen Abende. Stiller Friede, feiertägige Ruhe durchzogen das Haus.

„Ich bin glücklich und zufrieden, wieder daheim zu sein“, begann die Kommerzienrätin, „so viel Angenehmes und Schönes dieses dolce far niente in Italien auch hatte . . . es war doch die Fremde . . . und manchmal kam es mir vor, als lebten wir in der Verbannung, getrennt und losgelöst von allen, die uns lieb und teuer sind, von allem, was den Inhalt unseres Lebens ausmacht.“

„Und doch war es richtig so, liebe Mama, so schwer es uns allen wurde, so sehr wir Euch vermißten. Der Vater mußte bewahrt werden vor den Eindrücken der unliebsamen Ereignisse, die sich bei Onkel Julius abspielten, im Zusammenhang mit diesem halb lächerlichen, halb traurigen Religionswechsel. Er hätte ebenso, wie er sich anfänglich geärgert hatte über dieses törichte, groteske Zurschaustellen des neugewonnenen Lebenskreises, sich später hin sehr gekränkt und betrübt durch das, was darauf folgte. Eine Tragikomödie mit entsetzlichem Ausgang . . .

„Georg!“

„Ich weiß nicht, wie ich es Dir erzählen soll, Mama . . . es ist so jämmerlich, so jammervoll! Aber erfahren mußt Du es ja doch . . .“

„Sprich, Kind . . . was . . . ist dem Onkel etwas geschehen? Ist er gesund? . . . was . . . ich bin auf alles gefaßt . . .“

„Er ist gesund . . . wir sahen ihn erst vor 14 Tagen . . . sehr niedergedrückt zwar und gebeugt . . . Erich . . . ja, wir sahen den Onkel bei Erichs Beisetzung . . .“

„Erich! Um Gotteswillen, was hat ihm gefehlt? . . . dieser junge, blühende Mensch . . .“

„Erschossen wurde er, im Duell . . .“

„Im Duell?“ Verständnislos sah sie ihn an und dann sich allmählig fassend, sprach sie mit weicher Stimme: „Du mußt Dich zusammennehmen, Georg, erzähle mir im Zusammenhang, was hier vorgegangen . . . alles . . . alles, was sich zugetragen in der Familie von Deines Vaters Bruder . . . während der Zeit unserer Abwesenheit . . . leise, sprich leise, damit des Vaters Schlummer nicht gestört werde, nicht seine Ruhe, ich . . .

ich höre . . ." Sie lehnte sich in den Fauteuil zurück und stützte den Kopf in die Hand, „ich höre!"

Und nun erzählte Georg.

„Die Albernheiten und Fatalitäten mit denen Tante Mali ihren Eintritt in das Christentum weihte, sind Dir ja bekannt, Mama. Wenigstens teilweise, wenn wir auch bemüht waren, soviel als möglich Euch diesen blamablen Klatsch zu verschweigen, mit denen unsere Gesellschaftskreise sich damals amüsierten. Besonders Papa sollte nichts von diesen Geschmacklosigkeiten und Würdelosigkeiten erfahren . .!"

„Wollte Gott Papa hätte sich damals sofort dazu bestimmen lassen, manche schwere Stunde wäre ihm erspart geblieben . . . es war ihm nicht gleichgiltig, wenn er hören mußte, Frau Marie Löwenberg sei eine eifrige Kirchengängerin und sein Bruder Julius sei Mitglied der inneren Mission . . ."

„Und doch war das mehr komisch als ernsthaft zu nehmen . . ."

„Vielleicht! Aber weißt Du, Georg, es gibt ein gutes, altes jüdisches Sprüchwort: Ich möcht' auch lachen, wenn der Narr nicht mein wär. In dieser Lage befand sich leider Papa . . . was er sonst mit Verachtung und vielleicht mit Humor aufgefaßt hätte, traf ins innerste Herz, weil der Name sein war . . . seine Blutsverwandtschaft, sein Bruder, seine — Mischpoche! Und er konnte dieses unwürdige, lächerliche Bekennen christlicher Gesinnung nicht verschmerzen in einer Zeit, wo der Antisemitismus alle Juden, die einen Funken von Ehrgefühl, eine Spur von Selbstbewußtsein und Selbstachtung besaßen, wieder zusammenführte; so weit ab sie auch standen, so fremd sie der Gemeinschaft geworden waren. Nur ganz Verworfene, Renegaten, die Vorteil zu ziehen suchten aus der kläglichen Situation, sah man in den Reihen der Angreifer und unter ihnen die Angehörigen von Julius Löwenberg . . ."

„Sage doch richtiger von Frau Mali Löwenberg geb. Bendel! Jedermann wußte, woher diese Christlichkeit [illegible]mmte, und daß der Onkel ein schwacher Mann ist, der

ganz dem Einfluß der Ehrenbendel — Schmerbauch — sprich Sperling, unterworfen ist . . ."

„Das ändert nichts an der traurigen Tatsache . . ."

„Doch, Mama . . . doch! Niemand ließ es uns fühlen, im Gegenteil, alle Welt war bemüht, uns zu zeigen, daß man diese komischen Leute nicht mit uns identifiziere . . . jedes Band war gelöst . . . zerschnitten und er stockte einen Augenblick . . . . zerschnitten . . . bis . . ."

„Georg!" rief sie unruhig, bis . . . bis wann?"

„Bis das Unglück über sie hereinbrach!"

Sie neigte ihr Haupt. Beide verharrten einige Minuten in Stillschweigen, dann sah sie ihn an und fragte leise: „Das Unglück?"

„So ist es, Mama. Auf die ungeheuerlichen Lächerlichkeiten und Blamagen folgten die Katastrophen. Sprach man auch noch in der ersten Zeit nach Eurer Abreise von den Festen, die sie gaben, von dem Bestreben überall dabei zu sein, von den aufdringlichen, mit großen Geldopfern unterstützten Bemühungen, in die aristokratischen Kreise hineinzukommen, fand man Frau Marie Löwenbergs Namen auch unter jeder Wohltätigkeitsliste arischen Geistes . . . so tauchten doch hin und wieder schon andere Gerüchte auf, die weniger lachhaft waren . . . Man sprach davon, Wörlitz hätte im Klub ungeheure Summen verspielt, während der liebe Sperling, wahrscheinlich um seinem adeligen Schwager nicht nachzustehen, in gewagten Börsenspekulationen ebensoviel verloren haben sollte. Bei Onkel Julius Vermögenslage blieb das unkontrollierbar, denn natürlich wurde alles beglichen . . . aber Klub und Börse können auch große Vermögen ins Wanken bringen. Jedenfalls war Else eines Tages zu Hause angekommen mit zwei Kindern, dem Knaben, zu dessen bevorstehender Geburt damals angeblich der Uebertritt Onkels und Tantes erfolgte, und einem zweijährigen Mädchen . . . vergrämt, verprügelt, mißhandelt von dem edlen Gatten, der die Weigerung seines Schwiegervaters, seine Spielschulden unausgesetzt zu bezahlen, damit beantwortete,

daß er seine Frau brutalisierte. Else, die mit den Kindern auf dem Gute war, während er seine Zeit meist in Berlin verbrachte, im Klub oder bei seiner Maitresse, einer bekannten Schauspielerin, die weniger Künstlerin als Kokotte . . . pardon, Mama, einen unerhörten, frechen Aufwand trieb, wurde von ihm dazu angehalten, immer neue Summen von ihrem Vater zu verlangen, und als sie sich endlich dem widersetzte, gab es eine abscheuliche Szene, in der der wüste Mensch sie mit der Reitpeitsche derart traktiert haben soll . . . daß die Domestiken sich einmischten . . ."

Die Kommerzienrätin streckte die Hände wie abwehrend von sich. „O, Georg . . . Georg . . . wie entsetzlich . . . wie fürchterlich . . . wie häßlich und gemein . . ."

„Ja, Mama . . . gemein! Du hast recht . . . Das sind die Folgen dieses Strebens, sich anderwärts breit zu machen, den angestammten Boden zu verlassen und Treu und Glauben zu verleugnen!"

„Du bist hart, Georg!"

„Das Leben schmiedet uns, Mama! Und was man sieht, erlebt, erfährt, macht nachdenklich und ernsthaft . . ."

„Armer, lieber Junge!"

„Ach, Mama" — er erfaßte ihre Hand und küßte sie . . . „das geht auch wieder vorüber . . . aber es war ein bischen viel, was so in diesen letzten paar Jahren uns die . . . die . . . die liebe Mischpoche bescheerte. Wäre es wenigstens noch bei Sorgen, Kummer und Skandal geblieben! . . . Es hieß allgemein, die Vermögensverhältnisse des Onkel Julius wären erschüttert, wir glaubten es anfangs nicht, aber als eines Tages Arthur von der Börse kam, mit der Nachricht, Sperling sei verschwunden, und allerhand Befürchtungen laut wurden von Veruntreuungen und Unredlichkeit in der Geschäftsführung der Aktienbrauerei, da hielten Max und Arthur es doch für erforderlich, sich dem Onkel zur Verfügung zu stellen, falls er ihres Rates und ihrer Hilfe bedürfe . . ."

„Das war recht von meinen wackeren Söhnen . . . ja . . . und dann? . . ."

„Was sie fanden, war traurig genug . . . aber doch, wie wir richtig annahmen, so, daß das sehr große Vermögen des Onkels, die ererbten Millionen des Ehrenbendels nicht ganz alle zu machen waren. Es gelang, die Angelegenheit zu regulieren, ohne Einmischung des Staatsanwalts, wenn auch der Familie nur ein relativ kleines Vermögen verblieb, um ihnen ein bescheidenes Auskommen zu gewähren. Irene, Sperlings würdige Gattin, die an dem ganzen Unheil die Hauptschuld trägt, denn sie war es, die den schwachen Vater, die alberne Mutter und die haltlosen Geschwister auf die schiefe Ebene der gesellschaftlichen Heuchelei und Abtrünnigkeit drängte, ist ihrem Manne gefolgt . . . wohin, das ist nicht bekannt, soll es auch nicht werden. Nur Max weiß es . . . Else ist von ihrem Manne wegen erwiesener Mißhandlungen geschieden und lebt mit den Kindern bei den Eltern und mithin wäre ja alles gut und in schönster Ordnung . . . .“

„Georg!“

„Verzeihe Mama . . . es ist schwer darüber nicht bitter zu werden und ja . . . und dann wirklich es ist nicht das Schlimmste, glaube mir, leider! In Not und Tod heißt es da! Erich war das eigentliche Opfer dieser traurigen Verirrungen. Was bedeuten Geldverluste, was Enttäuschungen? Er mußte es mit dem Leben bezahlen, mit dem jungen, hoffnungsfrohen Leben!“

Ein Schauer erfaßte die Mutter, die angstvoll seinen Worten folgte. Ein junges Menschenleben! Ihr Blick flog zu dem Sohne hin . . . einen Sohn hatten diese Irregeleiteten geopfert . . . den einzigen Sohn! Den Eitelkeiten und Torheiten der Welt geopfert! Als wolle sie ihre Hände schützend über ihn ausbreiten, erfaßte sie Georgs Hand und ließ sie nicht mehr los.

„Und wie geschah's?“

„Erich hatte sein Jahr, wie er immer gewünscht, bei deu Garde-Dragonern abgedient und war seit zweieinhalb Jahr Reserveoffizier. Erst nach seiner Ernennung zum Reserveleutnant fingen diese Geschichten an bekannt zu werden. Etwa ein Jahr nachdem Ihr abgereist, und dann kam Schlag auf Schlag, was ich

„Er hat sich sehr verändert, seit ich ihn zum letzten Male gesehen, als er vor zwei Jahren zu kurzem Besuch bei uns in Florenz war . . .“

„Ja, zwei Jahre machen viel aus einem Menschen . . . Aus einem Referendar einen Assessor, aus einem übermütigen Jungen einen seriösen Herrn, aus einem schwächlichen Körper eine stattliche Figur, aus einem flotten Kurmacher einen ernsthaften . . .“

Ein scheuer, bittender Blick flog zu der Schwägerin; diese legte verständnisvoll den Finger an den Mund, „ach so . . . ja natürlich, so was muß man selber beichten . . . und eines hat sich sicherlich nicht verändert in diesen Jahren, daß Du Mamas Verzug geblieben . . . Du hast also, wie sonst immer, die häusliche Majorität auf Deiner Seite“.

„Aber Betty . . .“, rief Annie ganz erschrocken.

„Gott, tu doch nicht so, Annie, frag' mal Arthur, ob ich nicht recht habe. In jeder guten Ehe hat der Mann wohl die erste Stimme, die Frau aber alle übrigen, die zweite, dritte, vierte, fünfte und so fort mit Grazie . . . bei Euch ist's auch nicht anders — und Stimmen zählt man übrigens nicht, man wägt sie, en fin . . .“

Während dieser kleinen Scherzreden Betty's hatte Georg seine Fassung wiedergefunden und wendete sich an die Eltern: „Daß ich es Euch nur sage, teurer Vater, geliebte Mutter, mit den ernsthaftesten, heiligsten Gefühlen, die eines Mannes Herz beseelen, stehe ich vor Euch“, ein Aufleuchten ging über sein hübsches Gesicht, „ich liebe und werde geliebt . . .“ Er hatte sich erhoben und war dicht an den Vater herangetreten. „Und ich bitte um Deine Einwilligung, geliebter Vater, um Euren Segen, teuerste Eltern“. Seine Stimme bebte, obwohl er bemüht war ihr Festigkeit zu geben.

„O, Georg . . .“, rief die Mutter in großer Erregung . . . „wer, wer ist es? Kennen wir sie . . .?“

„Kaum liebe Mama, wohl nur dem Namen nach . . . aber dieser Name ist Euch wert und lieb . . . ich weiß es . . .“

Der Kommerzienrat streckte ihm die Hand entgegen . . . er saß in der ganzen Würde des Familienoberhauptes da, das eine wichtige Entscheidung zu treffen habe.

„Sprich, wer ist es, Georg . . .?"

„Es ist die jüngste Tochter von Dr. Moritz Seligsohn, Hedwig . . ."

Ein Glücksstrahl leuchtete in Samuel Löwenbergs Auge auf . . .

„Eine Tochter . . . ein Kind meines Vetters Seligsohn . . . ein Enkel von Hirsch Seligsohn . . . von Hirsch Seligsohn . . ." Wie Jauchzen klang es aus seiner Stimme und dann preßte er die Hände vor sein Antlitz und brach in ein erschütterndes Weinen aus . . . „Georg, mein Sohn . . . mein Sohn! Wahrlich, Gott hat mich gesegnet in meinen Kindern . . . Mischpoche ist Mischpoche hat Hirsch Seligsohn einmal gesagt, mein Onkel Hirsch Seligsohn . . . damals . . . einst . . ."

Die große Gemütsbewegung hatte seine Kräfte erschöpft, er lehnte ermüdet in seinem Sessel und schloß die Augen. Beunruhigt sah Frau Sofie zu ihm hinüber und auch Betty beobachtete scharf die jähe Veränderung, die wieder mit ihm vorgegangen. Aber bald raffte er sich wieder auf und sagte: „Wer sie ist, weiß ich . . . wie sie ist, denke ich mir . . . jung und schön und wohlgebildet und fein, aber wie es gekommen, wo Du sie kennen gelernt, möchte ich erfahren . . ."

Und nun erzählte Georg, daß Hedwig im vorigen Jahre nach Berlin gekommen war, um hier Musik zu studieren und sich zur Musiklehrerin auszubilden. Sie war in einer bescheidenen Pension untergebracht und von ihrem Vater an Max und Arthur empfohlen worden, die die liebe Verwandte sehr herzlich aufnahmen . . . und dort bei Betty, der prächtigen, und Annie, der gütigen, lernte ich sie kennen, und da das junge Mädchen sehr bald die Zuneigung aller gewann, durch ihr herrliches Spiel alle entzückte, begegnete ich ihr öfter . . . erst absichtslos, dann suchte ich sie und dann . . . und dann . . . ja, so war's gekommen . . ."

Mitteilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 14.	Berlin, im Dezember.	1906.

Inhalt:

Zur Geschichte des Verbandes.

Zum vierzehnten Male treten wir mit unseren Mitteilungen vor die Oeffentlichkeit und wir freuen uns, konstatieren zu dürfen, daß das Interesse für unsere Bestrebungen in steter Zunahme begriffen ist. Es ist weniger die hohe Zahl der Vereine, die uns mit freudiger Erwartung für die Zukunft erfüllt, als vielmehr die unter den Vereinsmitgliedern sich immer mehr geltend machende Ueberzeugung, daß wir Juden bei all' unserem Interesse für die Forderungen der Zeit es keinen Augenblick vergessen dürfen, daß wir als „am ha-sefer", als Bibelvolk, noch eine besondere Aufgabe haben: das von unseren Vätern ererbte Gut zu erhalten und fortzupflanzen.

Nur dürfen wir uns mit dem bis jetzt Erreichten nicht begnügen. Das von uns begonnene, nun zu einer

gewissen Höhe gebrachte Werk, bedarf unausgesetzt einer steten Ueberwachung, einer sorgfältigen Geschäftsleitung, die sowohl jeden Stillstand in der Wirksamkeit der Vereine verhindern, als auch die Unterstützung der kleineren Vereine anstreben soll.

Wir wiederholen daher, was wir bereits vor zehn Jahren geschrieben haben: „Das kann und wird nur dann geschehen, wenn der Fonds für Wanderredner, der jetzt über ein Kapital von ca. 10000 Mark verfügt, eine zehnfache Summe aufzuweisen haben wird. Und um dieses Ziel so bald wie möglich zu erreichen, bei dessen Verwirklichung es uns gegeben sein wird, insbesondere die Vereine in kleinen Gemeinden kräftig zu unterstützen, gestatten wir uns an Alle, denen die Zukunft des Judentums am Herzen liegt, die dringende Bitte zu richten, in ihren Bekanntenkreisen freiwillige Jahresbeiträge, wenn auch nur in Höhe von 3 Mark für den Fonds zu sammeln. In der kleinsten Gemeinde dürften sich einige Wenige finden, die bereitwillig einen solch geringen Betrag der guten Sache opfern würden. Bei der hohen Zahl der Vereine aber ist es nicht zu hoch angeschlagen, wenn wir hoffen, auf diesem Wege jährlich 1000 freiwillige Spenden zu bekommen, die eine Summe von 3000 Mark einbringen würden. Von dieser Summe könnten zwei Drittel nebst den Zinsen des Fonds für Wanderredner verausgabt und ein Drittel für den Fonds zurückgelegt werden".

Indessen hat der Verband auch laufende Ausgaben, und um diese bestreiten zu können, müssen wir, wie peinlich es uns auch ist, die Vereine immer wieder an ihre Verpflichtungen dem Verbande gegenüber erinnern. Wie ideal die Bestrebungen des Verbandes auch sind, so kann doch eine geregelte Geschäftsleitung der erforderlichen pekuniären Mittel nicht entbehren. Wir richten daher an sämtliche Vereine die dringende Bitte, dem Verband als ordentliche Mitglieder beizutreten und regelmäßige Jahresbeiträge an die Kasse des Verbandes abzuführen. Nur wenn die Vereine den Verband in seiner Wirksamkeit für die Gesamtheit unterstützen werden, wird es diesem

möglich sein, die vielen an ihn gestellten Anforderungen zu aller Zufriedenheit zu erfüllen.

Wie es aber auch kommen mag, der Verband wird auch ferner ein wachsames Auge über das Ganze halten und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die das erwachte Interesse unserer Glaubensgenossen für die Geschichte und das Schrifttum der Väter zu kräftigen geeignet ist. Wie in den letzten Jahren die Gedenktage von Maimonides und Raschi, wurde auf unsere Anregung am 2. April d. J. in vielen Vereinen auch der 100jährige Geburtstag Gabriel Rießers feierlich begangen. Ebenso waren wir bemüht, alle an uns gerichteten Gesuche, sei es um Ueberweisung von Gratis-Publikationen, um Zusendung von Material zu Vorträgen oder um Rat bei der Gründung von Bibliotheken, nach Möglichkeit zu berücksichtigen.

Leider hat der Verband auch in diesem Jahre manche schmerzliche Verluste zu verzeichnen; insbesondere gedenken wir des Rabbiners Dr. Richter in Filehne, der mit wahrer Begeisterung sein reiches Wissen in den Dienst vieler Vereine gestellt hat. Aber indem wir den uns durch einen frühzeitigen Tod entrissenen Männern ein treues Andenken bewahren, wenden wir uns an die Lebenden und fordern sie zu fleißiger Mitarbeit an unseren Bestrebungen auf: Die Kenntnis unserer Geschichte und Literatur in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 130 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Francken, Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann S. Rosenfeld, Schriftführer; Fabrikant Robert Marx, Kassierer; Rentner Herm. Gottfeld, Oberingenieur S. Oestreicher, Rentner B. Neckarsulmer, Beisitzer.

2. **Allenstein.** 58 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Olitzki, Vorsitzender; Gymnasialoberlehrer Levy, stellvertretender Vorsitzender; Rechtsanwalt Cohn, Schriftführer; Kantor Karo, Kassierer; Kaufmann Borczinski und Apotheker Eisen, Beisitzer.

3. **Altona.** Vorstand: Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 75 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Emil Liebmann, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf, Schriftführer; Lehrer A. Stern, Bibliothekar; Ludwig Koch II, Kassierer; Moses Kahn und Simon Hirsch, Beisitzer.

5. **Annaberg** (Erzgebirge), 27 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Julius Neumark, Kassierer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer; S. Leiser und H. Lamm, Ausschuß.

6. **Ansbach.** 27 Mitglieder. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Distrikts-Rabbiner.

7. **Aschaffenburg.** 54 Mitglieder. Vorstand: Distriktsrabbiner Dr. Wachenheimer, Rechtsanwalt Schottenfels, Direktor Bamberger, A. Hamburger, S. Vogel, L. Sternheimer.

8. **Augsburg.** 69 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Groß; Ehrenpräsident Justizrat Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, 2. Vorsitzender und Kassierer; Bankier Gustav Flesch, Schriftführer; Kommerzienrat Heinr. Landauer und Rechtsanwalt Dr. Eppstein, Beisitzer.

9. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, Ad. Koburger, Sigm. Morgenroth, Emil Wassermann, Justizrat Dr. Werner.

10. **Bebra.** 24 Mitglieder. Vorstand: B. Apfel, Vorsitzender; L. Oppenheim, Kassierer; S. Katz, Schriftführer.

11. **Beuel.** 38 Mitglieder. Vorstand: Herm. Hirschhorn Vorsitzender; Kaufmann Simon, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Adolf Nußbaum, Schriftführer; Sommer Seligmann, stellvertretender Schriftführer; Samuel Levy, Kassenwart; Andreas Horn, David Kaufmann, Salomon Behr, Moses Herz, Beisitzende.

12. **Berlin.** 1150 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. M. Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Julius Fränkel, Schatzmeister; Schriftsteller Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fraenkel, Benas Levy, Professor Dr. M. Philippson, Professor Dr. Rosin, Beisitzer.

13. **Bernburg.** 44 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Ludw. Gumpel, 2. Vorsitzender; Leopold Maschke, Schriftführer; Alfr. Simonsohn, Kassierer; Jos. Sarne, Louis Märker, Louis Calm, Beisitzer.

14. **Bernstadt i. Schl.** 30 Mitglieder. Vorstand: Th. Brinnitzer, Hugo Bloch, Julius Bertun, Albert Wolfgang.

15. **Beuthen** (O./S.) 100 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Eisenberg, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Galliner, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann Hugo Lesser, Schriftführer; Kaufmann Benno Steinfeld, Rendant; Dr. med. Pick, Oberkantor de Beer; Kaufmann Isidor Herzfeld, Lehrer Rosenthal.

16. **Bingen a. Rh.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grünfeld, Rabb. Dr. Neuwirth, Julius Landau, Dr. med. Ebertsheim, Moses Groß, Rechtsanwalt Strauß, Ferdinand Seligmann II.

17. **Bochum.** 100 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Ostermann, Schriftführer; J. Leffmann, Kassierer; Kfm. H. Buxbaum, Bibliothekar.

18. **Bonn.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Kalischer, Ehrenvorsitzender; Dr. Edelstein, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Cohn, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Hermanns, Rechtsanwalt; Bankier L. David, Rendant; Max Herschel, Leopold Feldmann, Kantor Baum, Schriftführer.

19. **Brakel** (Kreis Höxter). 21 Mitglieder. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; Lehrer Jacobi, Schriftführer; August Sommer; Bernhard Heineberg.

20. **Brandenburg a. H.** 43 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. Sittner, 2. Vorsitzender; Paul Epstein, Kassierer; Alb. Nathanson, 1. Schriftführer; Kantor Löwinson, 2. Schriftführer.

21. **Braunschweig.** 91 Mitglieder. Vorstand: Dr. Rülf, F. Spanjer-Herford, B. Mielziner, M. Regensburger.

22. **Bremen.** 80 Mitglieder. Vorstand: J. Aschendorff, 1. Vorsitzender; Dr. J. Pinette, 2. Vorsitzender, Rabb. Dr. L. Rosenak, Schriftführer; B. Zacharias, Protokollführer; Julius Abraham; N. Abraham; Dr. Gorodiske; H. Steinberg.

23. **Bremerhaven, Geestemünde-Lehe.** 63 Mitglieder. Vorstand: Benno Adler, Bremerhaven.

24. **Breslau.** 325 Mitglieder. Vorstand: Wollstein, Landgerichtsrat, Vorsitzender; Dr. M. Brann, Dozent, stellvertretender Vorsitzender; Hirschberg, R.-A., Schriftführer; Prof. Dr. L. Cohn, Kgl. Oberbibliothekar, stellvertretender Schriftführer; Max Marcus, Verlagsbuchhändler, Schatzmeister; Burgfeld, Rabb. Dr. Guttmann, Hugo Jacobsohn, Joël, R.-A., Louis Loewenthal, Rabb. Dr. Rosenthal, Beisitzer.

25. **Briesen,** Westpr. 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Dr. med. Wolff, Bibliothekar; Kaufmann S. Pottlitzer, Kassierer; Kaufmann Ad. Jäger, Schriftführer.

26. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Walter, Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassierer; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Oberlehrer Dr. Friedland, Kaufmann Fuß, Beisitzer.

27. **Bruchsal.** 107 Mitglieder. Vorstand: Fabr. Wilh. Schrag, Vorsitzender; Jakob Oppenheimer, stellvertr. Vorsitzender; Sig. Sulzberger, Schriftführer; Bernh. Hilb, Kassierer; Moritz Nathan, Bibl.; Rechtsanwalt Strauß, Louis Marx, D. Fuchs.

28. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld, G. Scheidemann, M. Croner, Lehrer S. Frank.

29. **Cassel.** 108 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann Jac. Schartenberg, Kassierer; Kaufmann Theod. Eisenberg, Privatmann Rud. Spangenthal, Jacob Hornthal, Beisitzer.

30. **Coburg.** 50 Mitglieder. Vorstand: Simon Oppenheim, Vorsitzender; Jakob Altmann, Schriftführer; Abraham Friedmann, Kassierer, Siegfried Stern, Samuel Gutmann, Beisitzer.

31. **Coethen** (Anhalt). 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Seligkowitz, G. Burghardt.

32. **Cottbus.** 50 Mitglieder. Vorstand: Oscar Stern, 1. Vorsitzender; Waldemar Reyersbach, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Posner, Bibliothekar; Ad. Oppenheim, Kassierer; Bernh. Klein, Schriftführer.

33. **Crefeld.** 130 Mitglieder. Vorstand: Oberrabb. Dr. Levi, Vorsitzender; Justizrat Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; M. Reis, Rechner, Lehrer Alexander, Schriftführer; Hauptlehrer Andorn, Jacob Gompertz, Rechtsanwalt Dr. H. Kaufmann, Dr. med. Wedel, Beisitzer.

34. **Culm i. W.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Guttmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, stellvertr. Vorsitzender; J. P. Benjamin, Kassierer; Joachim Heymann, Bibliothekar; H. Saenger, Beisitzer.

35. **Culmsee.** 27 Mitglieder. Vorstand: Sternberg, Springer, Wittenberg,* Michel, Levy, Cohn, Gelhar.

36. **Cüstrin.** 72 Mitglieder. Vorstand: J. D. Müller, Prediger K. Haase, Sigismund Hartwich, Adolf Herzog, Sigfr. Schwarz.

37. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertretender Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

38. **Danzig.** 222 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Justizrat Steinhardt, stellvertr. Vorsitzender; Moritz Cohn, Schatzmeister; Max Jacoby, Schriftführer; Julius Levy, Dr. med. Levy, Sanitätsrat Dr. Wallenberg.

39. **Dessau.** 125 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Ascher und Landrabbiner Dr. Walter.

40. **Detmold.** 45 Mitglieder. Vorstand: A. Plaut, Jul. Weinberg, Adolf Steinberg.

41. **Diedenhofen.** Vorstand: Rabbiner Dr. Netter.

42. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand: Direktor Wormser, Lehrer Strauß, Simon Jacobs.

43. **Dortmund.** 125 ordentliche, 15 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: S. Freund, Vorsitzender; D. Leeser, stellvertr. Vorsitzender; E. Goldschmidt, Schriftführer und Bibliothekar; L. Jonas, Kassierer; M. Rothschild, J. N. Wolff.

44. **Dresden.** 110 Mitglieder. Vorstand, Max Elb, Vorsitzender; Dr. med. Zimmermann, stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Carl Meyer, Kassierer; M. Auerbach, Beisitzer.

45. **Duisburg.** ca. 140 Mitglieder. Vorstand: Justizrat S. Goldbaum, Vorsitzender; H. Julius Philipps (Ruhrort), stellvertr. Vorsitzender; Max Levy, Schriftführer; Max Loewe, Rabb. Dr. M. Neumark, Lehrer Nußbaum.

46. **Düsseldorf.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Hochfeld, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. H. Levison, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Otto Jonas, 1. Schriftführer; J. Michalowski, 2. Schriftführer; C. W. Simons, Schatzmeister; M. Fuchs, M. S. Spiro, A. Hendrix, Beisitzer.

47. **Eberswalde.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hamburger, Vorsitzender; Albert Jacob, stellv. Vorsitzender; E. Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Kassenrendant; J. Zippert.

48. **Eisenach.** 68 Mitglieder. Vorstand: Prediger Ernst Meyer, Vorsitzender; Heinrich Grünstein, stellvertr. Vorsitzender; Max Klebe, Kassierer; Isidor Cohn, Dr. Ebstein, Beisitzende, Georg Neuhaus, Bibliothekar; David Mandelbaum, Schriftführer.

49. **Elberfeld.** 145 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, Ehren-Vorsitzender; Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. Wetzstein, 2. Vorsitzender; L. Fleischhacker, Kassierer; J. Kann, Bibliothekar; B. Weingarten, Schriftführer.

50. **Elbing.** 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberstein, Vorsitzender; Dr. Simon, stellv. Vorsitzender; Th. Lesser, Kassierer; W. Lewin, Schriftführer; A. Blum, E. Flatow, Beisitzer.

51. **Erfurt.** 78 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, Leopold Heilbrunn, M. Heß, G. Neukamp, Moritz Cohn.

52. **Essen** (Ruhr). 170 ordentliche und 14 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Lehrer J. Kaufmann, 2. Schriftführer; Kanzleirat Jos. Hirsch, Kassenführer; Kommerzienrat J. Hirschland, Dr. med. Ernst Levy, Beisitzer.

53. **Filehne.** 54 Mitglieder. Vorstand: Ziegeleibesitzer Albert Maaß, Vorsitzender; Kaufmann Gustav Loesser, Kassierer; A. Salinger, Schriftführer; C. Levy, S. Herzberg, Beisitzer.

54. **Forst** (Lausitz). 30 Mitglieder. Justizrat Zuckermann, Kaufmann Leidert, Prediger Georg Pulvermann.

55. **Frankfurt a. M.** 280 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jak. Horovitz, Vorsitzender; Dr. Isak Heinemann, stellv. Vorsitzender; Dr. med. Raph. Kauffmann, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassierer; Raphael Ettlinger, Dr. med. Hanauer und Julius Landsberg.

56. **Frankfurt a. O.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bergmann, Vorsitzender; Dr. Löwenstein, Schriftführer; Dr. Kahnemann, Rendant; Lehrer Bellak, Bibliothekar; L. Broh, Beisitzer.

57. **Freiburg i. B.** 90 Mitglieder. Vorstand: A. Lay, Präsident; Fritz Springer, Schriftführer; Rosenstock, Kassierer; Dr. E. Meyer, L. Grötzinger, J. Sommer und Piquart, Beisitzer.

58. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

59. **Geestemünde-Lehe.** 60 Mitglieder. Vorstand: B. Adler-Bremerhaven, M. Magnus-Geestemünde, S. Bachenheimer-Geestemünde, Lehrer, Ed. Boas-Bremerhaven, Synagogenvorst., H. Kayser-Bremerhaven, Max Neuhaus-Bremerhaven, A. Liebenthal-Lehe und M. Feldbrand-Geestemünde.

60. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

61. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; San.-Rat Dr. Bonin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, 1. Schriftführer; Lehrer Oppenheim, 2. Schriftführer; Lehrer Katz, Bibliothekar; Klestadt, Kassierer; Samuelsdorf, 3. Schriftführer.

62. **Gießen.** 126 Mitglieder. Vorstand: Provinzialrabbiner Dr. Sander, Vorsitzender; J. Rothschild, stellv. Vorsitzender; Z. Kann, Rechner; Lehrer Levy, Bibliothekar; J. Pfeffer.

63. **Glogau.** 110 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Fränkel, Rabbiner Dr. Lucas, Rentier Leopold Sachs, Rentier Mosing Cohn, Buchhändler Georg Ostertag.

64. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; S. Chraplevski, L. Fink, Schriftführer; J. Krzywinos, Schatzmeister; H. Cohn, Bibliothekar.

65. **Gollub W.-Pr.** 31 Mitglieder. Vorstand: 1. Vorsitzender: Lehrer A. Kadisch; stellv. Vorsitzender: Apothekenbes. A. Riesenfeld; Schriftführer: J. Tuchler; Kassierer: A. Silberstein.

66. **Mur.-Goslin.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Giballe, 1. Vorsitzender; Max Chaim, 2. Vorsitzender; Lehrer Witt, Schriftführer und Bibliothekar; A. Labinsky, Kassierer.

67. **Gostyn.** 21 Mitglieder. Vorstand: A. Wachtel, Vorsitzender; Lehrer J. Speyer, Schriftführer; Julius Kantorowitz, Rendant; Israel Perlinski, Eugen Tischler, H. Friedmann-Sandberg, Beisitzer.

68. **Gotha.** 50 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler.

69. **Grätz** (Posen). 28 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Vorsitzender; Cantor Freudenberg, Schriftführer; R. Krüger, Kassierer, S. Jablonski, Bibliothekar.

70. **Graudenz.** 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Loevy, 1. Vorsitzender; Geh. Sanitätsrat Dr. Wolff, 2. Vorsitzender; Lehrer Mannheim, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Kantor J. Bernstein, 2. Schriftführer; Kaufmann E. Loeffler, Kassenführer.

71. **Groß-Blittersdorf.** 30 Mitglieder. Vorstand: Jacob Simon, 1. Vorsitzender; Jac. Bloch, 2. Vorsitzender; Emil Franck, Schriftführer und David Sinay, Kassenführer.

72. **Gr. Strehlitz, Ob.-Schl.** 48 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Simon Graetzer, Rechtsanwalt Kurt Naumann, Prediger Felix Steiner, Kaufmann Samuel Rothmann.

73. **Grünberg i. Schl.** 32 Mitglieder. Vorstand: Bankier und Rittergutsbesitzer L. Laskau, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Emil Kosterlitz, Stellvertreter; Lehrer Adolf Heymann, Schriftführer; Kaufmann Adolf Selowsky, Kassenwart; Kaufmann Alfred Bäck, Bibliothekar.

74. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

75. **Hagen i. W.** 94 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Wolff, Vorsitzender; Lehrer W. Abt, Schriftführer; Frau S. Spier, Kassiererin.

76. **Hamburg.** 210 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, Vorsitzender; Dr. Fink, Schriftführer; M. Hermann, Kassierer; J. Gotthelf, J. Goldfrecht, Dr. jur. Frank, Salomon Goldschmidt, Gustav Tuch, Samson Goldschmidt, Mathiasson, Dr. Toeplitz, Beisitzer.

77. **Hameln.** 25 Mitglieder. Vorstand: Lehrer S. Bachrach, M. Frankenstein, L. Adler, S. Maybaum, Carl Friedheim, Frau S. Bernstein, Frl. Frida Sander.

78. **Hamm i. W.** Vorstand: S. Klopstock, 1. Vorsitzender; Jul. Blumenthal, 1. Stellvertreter; J. Bamberger, 2. Stellvertreter; S. Elsberg, Kassierer; M. Weiler, Schriftführer.

79. **Hannover.** 142 Mitglieder. Vorstand: Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Direktor Dr. Knoller, Rechtsanwalt Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorff, Dr. med. L. Katzenstein.

80. **Hattingen a. R.** 25 Mitglieder. Vorstand: Jakob Urias, 1. Vorsitzender; Zahnarzt J. Markes, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Andorn, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Mos. Röttgen-Linden, 2. Schriftführer.

81. **Hechingen** (Hohenzollern). 53 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant Emil Weil, 1. Vorsitzender; Kaufmann Eugen Wolf, Schriftführer und Kassierer; Kaufmann Heinrich Hofheimer, Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Adler, Beisitzer.

82. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

83. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, T. Hornthal.

84. **Hirschberg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrat Ledermann. Dr. med. S. Moses-Warmbrunn.

85. **Hochfelden.** 24 Mitglieder. Vorstand: Raphael Levy, Präsident; Emil Levy, Vizepräsident; Isaac Metzger, Schriftführer; August Bicart, Rechner; Armand Roos, Bibliothekar.

86. **Hohensalza.** 127 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Warschauer, stellv. Vorsitzender; Justizrat Latte; Rendant Librowicz.

87. **Hoppstädten a. N.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baron; H. Michel, Vorsitzender; A. Kronenberger, Schriftführer; K. Weil, Bibliothekar; D. Weil, Kassierer; A. Stern, Beisitzer.

88. **Hörde.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Jacob Gans, L. Strauß, Max Rosenthal.

89. **Höxter.** 16 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Dr. Karl Neustadt, 2. Vorsitzender; Ph. Rethheim, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer Weinberg, Bibliothekar; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant.

90. **Ingweiler.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Em. Wahl, 1. Vorsitzender.

91. **Insterburg.** ca. 50 Mitglieder. Vorstand: Ehrenvorsitzender Kreisrabbiner Dr. Beermann; Amtsgerichtsrat Blumenfeld, Vorsitzender; Dr. Rosenkranz, Justizrat Jacobsohn, Willkowsky, H. Cloesser.

92. **Iserlohn.** 48 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Bankier Sieghard Elsberg, stellvertretender Vorsitzender; Kreistierarzt Goldstein, Schriftführer; Kaufmann J. Reifenberg, Kassierer; Kaufmann Julius Wertheim, Bibliothekar.

93. **Jever.** 26 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Loewenstein, Moritz Schwabe.

94. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Rakler.

95. **Karlsruhe** (Baden). 220 Mitglieder. Vorstand: Geh. Oberregierungsrat Dr. Mayer, 1. Vorsitzender; Oberrat Leop. Ettlinger, 2. Vorsitzender; Arzt Dr. Th. Homburger, Schriftführer; Bankier M. A. Straus, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Dr. med. Max Rosenberg, Chemiker Dr. A. Kronstein, Beisitzer.

96. **Kattowitz** (O.-S.). 138 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Glogauer, Vorsitzender; Dr. Braunschweiger, Stellvertreter; Josef Brauer, Schriftführer; Julius Rothmann, Kassenführer; Lehrer Willner, Bibliothekar; Rabbiner Dr. Cohn, Oberlehrer Dr. Goldschmidt, Beisitzer.



97. **Kempen i. P.** 69 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Moritz Lubliner, H. Fischer; J. Caro, Kassierer, Lehrer F. Goldberg.

98. **Kiel.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, Vorsitzender; Lehrer L. Katz, Schriftführer und Bibliothekar; Kaufmann C. Schumm, Kassenführer; J. Tannenwald und M. Jonas, Beisitzer.

99. **Kitzingen a. M.** 54 Mitglieder. Vorstand: Adolf Stiebel, 1. Vorsitzender; Louis Frank, 2. Vorsitzender; Leopold Flamm, Kassierer und Schriftführer;

100. **Koblenz.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hahn.

101. **Kolmar i. P.** 35 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Lewin, 1. Vorsitzender; Hermann Holländer. 2. Vorsitzender; Hermann Rummelsburg, Schriftführer; David Heymann, stellv. Schriftführer; Jacob Ruben, Kassierer; Marcus Giballe, Elias Schwarz, Beisitzer; Leopold Wolff, Julius Schier, Isaac Kasper, Vergnügungskomitee.

102. **Köln a. Rh.** 350 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Frank, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Bodenheimer, 2. Vorsitzender; Noé Kaufmann, Kassierer; Emil Blumenau, Bibliothekar; Max Goldreich, Schriftführer; David Cohen, Moritz Levy jr., Beisitzer.

103. **Konitz.** 61 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Weyl, Vorsitzender; G. Fleischer, M. Neumann, Rehfeld, Herrmann.

104. **Konstanz.** 98 Mitglieder. Vorstand: Dr. Ludwig Hannes, Stadtrabbiner, Moritz Bloch, Rechtsanwalt, Alexander Geismar, Religionslehrer, Leopold Jung, Rechtsanwalt, Dr. med. Moses Rothschild, Arzt, Sigmund Schwarz, Kaufmann, Hermann Thanhauser, Kaufmann.

105. **Königsberg i. Pr.** 155 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Saalschütz, 1. Vorsitzender; Rabb. Dr. Vogelstein, stellvertr. Vorsitzender; Rabb. Dr. Perles, Schriftführer; Oberkantor Birnbaum, stellv. Schriftführer; Max Arendt, Kassierer; Max Minkowski, stellv. Kassierer; Jakob Towbin, Bibliothekar; Saul M. Rabinowitz, stellv. Bibliothekar; Jakob Kirschner, Beisitzer.

106. **Kosel.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hermann Capauner, Adolf Apt, Kantor Krolik, Carl Wolff und Max Koslowsky.

107. **Krotoschin.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Stadtrat Otto Hepner, stellvertr. Vorsitzender; Stadtrat Julius Neumark, Schriftführer; Kaufmann Joseph Mugdan, Schatzmeister; Lehrer Alexander Margolius, Bibliothekar. Revisoren: M. Wagener, Lehrer Josef Wolf.

108. **Labischin.** 17 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Lippmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann H. Lewin, 2. Vorsitzender;

Lehrer Spier, Schriftführer und Kassierer; Rabbiner Dr. Ansbacher, Ehrenmitglied des Vorstandes.

109. **Lage-Lippe** (Lippescher Landesverein). 52 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein, Vorsitzender; Dr. Meyer, Stellvertreter; Dr. Löwenthal, Rendant; Lehrer Levy, Schriftführer; Kabacker, Beisitzer.

110. **Landsberg a. W.** 50 Mitglieder. Vorstand: A. Nathan, Dr. B. Elsaß, Georg Levinson, Albert David, Lehrer Stern.

111. **Lautenburg** (Wstpr.). 40 Mitglieder. Vorstand: Lewin, Kaufmann, Karo, Kaufmann, Jacobowitz, Kaufmann, Treumann, Lehrer.

112. **Leipzig**. 184 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Porges; Vorsitzender; Jakob Blumenfeld, stellvertretender Vorsitzender, Rabbiner Dr. Nobel, Schriftführer; Hermann Wittner, Schatzmeister; D. Blümlein, Beisitzer.

113. **Lippstadt**. 33 Mitglieder. Vorstand: B. Stern, Vorsitzender; J. Hammerschlag, J. Rosenfeld, S. Gostheim.

114. **Lissa i. P.** 100 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Bäck, Justizrat Nürnberg, Dr. Scherbel, Kaufmann S. Goldschmidt, Hauptlehrer Herbst.

115. **Loebau i. Westpr.** 46 Mitglieder. Vorstand: Josef Marcus, Vorsitzender; Jakob Jacobsohn, Stellvertreter; Heinrich Cohn, Kassenwart; Kantor Rawitscher, Bibliothekar; Lehrer Tobias, Schriftwart.

116. **Lublinitz**. 20 Mitglieder. Synagogen-Gemeinde. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Louis Schlesinger.

117. **Lübeck.** 51 Mitglieder. Vorstand: E. Wiener, Lehrer B. Goldschmidt, S. Cohn, Julius Mecklenburg.

118. **Ludwigshafen a. Rh.** 80 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; Kantor Wetzler, 1. Schriftführer; Dr. jur. Strauß, 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Rechner; Max Emanuel, 2. Rechner; Jakob Wolff, Moritz Gimbel, Max Katz, Beisitzer.

119. **Magdeburg.** 109 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Chotzke, Vorsitzender; Max Weil, stellv. Vorsitzender; Dr. med. Wiesenthal, Schriftführer; Max Singer, Rendant; Dr. med. Simon, Bibliothekar.

120. **Mainz.** 180 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Salfeld, Vorsitzender; B. Nußbaum, Schriftführer; D. Oppenheimer, Kassierer; Max Kohn, Siegm. Lazarus, Dr. med. Levi, Dr. jur. Loeb, Martin Mayer-Ganz, Dr. med. Metzger, Beisitzer.

121. **M.-Gladbach.** 69 Mitglieder. Vorstand: Herm. Cohen, J. Aschaffenburg, Rechtsanwalt Dr. David, Hauptlehrer L. Fröhlich, Gustav Jonas.

122. **Mannheim.** 174 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor S. Rosenbaum, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. H. Bernheim, Max Kauffmann, Beisitzer.

123. **Marburg a. Lahn.** 90 Mitglieder. Der augenblickliche Vorstand besteht aus den Herren: Kand. phil. Max Bär, 1. Vorsitzender; Kand. med. dent. Julius Schwarzschild, 2. Vorsitzender; Stud. med. J. Rosenbusch, Schriftführer. — Der Vorstand wechselt jedes Semester.

124. **Memel.** 65 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Isaac Stein, Vorsitzender; Leon Scheinhaus, stellvertr. Vorsitzender. Weitere Vorstandsmitglieder sind: Ellbaum, Kantor Kahn, Millner, Rudeitzky, Werblowsky.

125. **Merzig a. Saar.** 33 Mitglieder. Vorstand: Julius Blum, Präsident; A. Sulzbacher, Vizepräsident; Leo Weil, Schriftführer; David Felsenthal, Kassierer; Kantor J. Tannenberg, Festordner.

126. **Metz.** 159 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender; Dr. Dannenberg, 1. Vorsitzender; Dr. J. Meyer, 2. Vors.; Referendar Samuel, Schriftführer; Referendar Hochschild, Bibliothekar; Bloch, Kassierer; Apotheker S. Levy, E. Klein, Etling, Beisitzer.

127. **Militsch** (Bez. Breslau). 11 Mitgl. Vorstand: Scheue, Hauptmann, J. Hirschel.

128. **Mühlheim a. d. R.** 70 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Cahn, Vorsitzender; Zahnarzt S. Elkan, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer O. Kaiser, Schriftführer und Kassierer; Gust. Kaufmann, D. Sohn, Stellvertr.; Moritz Steinwasser, Bibliothekar.

129. **Mülhausen** (Elsaß). 120 Mitglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Henri Wallach, Dr. Elias, Raphael Blum, Bloch-Dreyfuß.

130. **München.** ca. 460 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrat Gotthelf, 2. Vorsitzender; Isidor Popper, Schriftführer; Albert Schulmann, Kassierer; JustizratBoskowitz, Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Fränkel, Charles Haas, Justizrat Harburger, Adolf Koenigsberger, Oberlandesgerichtsrat Silbermann.

131. **Myslowitz** (Oberschl.). 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Norden, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer emer. J. Bach, Bibliothekar; Adolf Kuhn, Rendant.

132. **Nakel.** 66 Mitglieder. Vorstand: Dr. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Bärwald, Stellvertreter; David Itzig, Kassierer; J. E. Behr, Schriftführer; Siegmund Bärwald, Bibliothekar; David Herrmann, J. Peczkowski, Beisitzer.

133. **Neiße i. Schl.** 50 Mitglieder. Vorstand: Oscar Sorauer, Vorsitzender; Rabbiner Max Ellguther, stellvertr. Vorsitzender; Schriftführer und Bibliothekar Jacob Rechnitz; Kassierer Zahnarzt Eugen Berger, Baumeister Louis Fraenkel.

134. **Neuß a. Rh.** 40 Mitglieder. Vorstand: Adolf Cohen, Vorsitzender; Siegm. Frankenberg, stellvertretender Vorsitzender; Kantor B. Nußbaum, Schriftführer; Isidor Stein, Kassierer.

135. **Neustadt** (Westpr.). 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Hofmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann F. Schoeps, Rendant; Kaufmann M. Riese, Schriftführer; Kaufmann H. Gottschalk, Beisitzer.

136. **Neustettin.** 30 Mitglieder. Vorstand: Mühlenbesitzer M. Wolffberg, 1. Vorsitzender; H. Freund, 2. Vorsitzender; Rabb. Dr. Lewy, Schriftführer; Leo Freundlich, Rendant; S. Salinger, Beisitzer.

137. **Neuwied.** 80 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; J. Rausenberg, stellvertr. Vorsitzender; Adam Cremer, Schriftführer; Carl Daniel, Kassenführer.

138. **Nicolai** (Oberschl.). 47 Mitglieder. Vorstand: Dampfziegeleibesitzer H. Jacobowitz, Kaufmannn Louis Berger, Lehrer Salinger.

139. **Nienburg,** Weser. 30 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Selly Abraham, stellvertretender Vorsitzender; Moritz Friedheim, Schriftführer; Bernh. Goldschmidt, 2. Schriftführer; Jac. Steinberg, Schatzmeister.

140. **Nordhausen.** 79 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; Joseph Warburg, K. Heilbrunn, W. Graupe, Isidor Frohnhausen, Dr. Stern, J. Ballin.

141. **Nürnberg.** 450 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ziemlich, Vorsitzender; Wilh. Ottenhooser, Schriftführer; Samuel Bloch, Kassierer; Kommerzienrat Ludwig Metzger.

142. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Jul. Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

143. **Oberstein** a. d. Nahe. 45 Mitglieder. Vorstand: E. A. Neuhäuser, 1. Vorsitzender; Oscar Stern, Louis Liefmann, S. Weingarten, Julius Wolff, Max Aronheim, Idar.

144. **Obornik,** b. P. 20 Mitglieder. Vorstand: L. Friedmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer; Jacob Zwirn, Rendant.

145. **Offenburg** i. Baden. 44 Mitglieder. Vorstand: Jacob Hauser, Vorsitzender; Louis Weil, Schriftführer; E. Schnurmann,

Kassierer; Herm. Dreyfuß, Wilh. Haberer, Jac. Adler, Sieg. Hofmann, Beisitzer.

146. **Oppeln.** 98 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baeck, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Schlesinger, Justizrat Cohn, Max Friedländer, Adolf Goldfeld, Hermann Proskauer.

147. **Osnabrück.** 60 Mitglieder. Andreas Jonas, 1. Vorsitzender; Emil Frank, stellvertr. Vorsitzender; Max Markus, Kassierer; R. Meyer, Schriftführer; Stern, stellvertr. Schriftführer.

148. **Osterode.** (Ostpr.) 27 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann, Vorsitzender; A. Schwarz, Stellvertreter; Dr. Ritterband, Bibliothekar; L. Wittenberg, Schriftführer; M. Friedländer, Rendant.

149. **Ostrowo,** Reg.-Bez. Posen. 52 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Samuel Freund, 1. Vorsitzender; Oekonomierat D. Goldstein, 2. Vorsitzender; Kaufmann Benno Weiß, Kaufmann Max Friedländer, prakt. Arzt Max Peiser, Kaufmann Jacob Fabisch Kaufmann Max Stillschweig.

150. **Pinne.** 38 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünthal, Salomon Abraham, Siegfried Salomonski.

151. **Pirmasens.** 100 Mitglieder. Vorstand: Jakob Kahn, 1. Vorsitzender; Nathan Kahn, 2. Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassierer; August Kalm, Max Wolff, beratende Mitglieder.

152. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassierer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

153. **Pleß, Ob.-Schl.** 38 Mitglieder. Vorstand: Timendorfer, Bielschowsky, Steiner, Rabbiner Dr. Rau, Dr. Zivier.

154. **Potsdam.** 85 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt J. Josephsohn, Rabbiner Dr. Kaelter, Fabrikbesitzer Wilhelm Lehmann.

155. **Prenzlau.** 48 Mitglieder. Vorstand: Dr. Bähr, Vorsitzender; David Meyer, stellvertretender Vorsitzender; Louis Marcuse, Rendant, Phil. Kirstein, Schriftführer; Albert Lindenheim, Bibliothekar.

156. **Pr. Friedland.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hugo Rau, Vorsitzender; Max Josef, Stellvertreter; S. Wetzlar, Bibliothekar; A. Weck, Beisitzer; Berthold Lewy, Kassierer; B. Neumann, Schriftführer.

157. **Ratibor.** 93 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Dienemann, Vorsitzender; Bankier Hans Höniger, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer, Biberfeld, Schriftführer und Bibliothekar; Arthur

Grunwald, Kassenrendant; Dr. Böhm, L. Pinczower, H. Wachsner, Beisitzer.

158. **Rawitsch.** 39 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Cohn, Vorsitzender; S. Töplitz, Stellvertreter; Georg Cohn, Kassenführer; Bankier G. H. Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

159. **Recklinghausen.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; M. Gans-Herne, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Tannenbaum, Schriftführer; Otto Cosmann, Kassierer.

160. **Rixdorf-Berlin.** Dem Vereine gehören sämtliche Mitglieder der Brüder-Gemeinde an. Vorstand: Dr. Rosenthal, Rabb. Kamerase, Fabrikant H. Roß, Kaufmann G. Löffler und Kaufmann A. Rosenberg.

161. **Rödelheim.** 38 Mitglieder. Vorstand: Jakob Spanier, 1. Vorsitzender; Jos. Fleisch, 2. Vorsitzender; Jos. Strauß, Schriftführer; Julian Zinkes, Kassierer; Raoul Hauser, Archivar.

162. **Rogasen.** 54 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Dünner, Ehrenvorsitzender; Kaufmann S. Ruschin, Vorsitzender; Lehrer J. Brock, Schriftführer; Kaufmann J. Lissner, Kassenführer; Kaufmann Oscar Kirschner, Bibliothekar; J. Rummelsburg, Beisitzer.

163. **Saargemünd i. Lothr.** ca. 60 Mitglieder. Vorstand: Ehrenpräsident Herr Rabbiner Dr. Dreifus; Albert A. Neher, Präsident; Max Coblentz, Vizepräsident; M. Lilienfeld, Schriftführer; Silvahn M. Levi, Kassierer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Adrien Samuel, Jonas Fohlen, Sigmund Blum, Ausschuß.

164. **Saarwellingen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Heß, M. Lewy.

165. **Samter.** 56 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, L. Wagner, J. Gorzelanczyk, Lehrer Borchard, L. Holländer, L. Kollenscher.

166. **Schildberg i. P.** 41 Mitglieder. Vorstand: Apotheker B. Salinger, Vorsitzender; Lehrer Singermann, Schriftwart; Fabrikbesitzer M. Jakubowski, Kassenwart; Kaufmann A. Lichtenstein, Büchereiverwalter; Rabbiner Dr. Krauß, Beisitzer.

167. **Schivelbein i. P.** 20 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, Vorsitzender; Martin Borchardt, Stellvertreter; J. Gottschalk, Schatzmeister; Kantor H. Isaaksohn, Bibliothekar; S. Saul, Schriftführer.

168. **Schlawe.** 24 Mitglieder. Vorstand: Zahnarzt Rosen, 1. Vorsitzender; Wilhelm Blumenhain, 2. Vorsitzender; Max Knorr, Rendant; Max Schlesinger, Schriftführer; Lehrer Heidenfeld, Bibliothekar.

169. **Schlettstadt i. E.** 30 Mitglieder.

170. **Schlochau.** 53 Mitglieder. Vorstand: Max Fremdlich, Vorsitzender; H. Blumenthal, Stellvertreter; Sally Caspary, Schriftführer; A. Kirsch, Schatzmeister; W. Leibholz, Bibliothekar.

171. **Schneidemühl.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Julius Edel, Rendant; Lehrer Lewin, Schriftführer; Dr. Mislowitzer, Beisitzer; Pleß, Bibliothekar.

172. **Schokken.** 23 Mitglieder. Vorstand: Sally Julius, Vorsitzender; D. Kochmann, Schriftführer; E. Elias, Kassierer; J. Dattel, Bibliothekar.

173. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt, H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Kantor Cohn.

174. **Schrimm.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberberg, Vorsitzender; H. Breslauer, stellvertr. Vorsitzender; A. Jaffe, Schriftführer; Eugen Blick, Kassenführer; Lehrer Hopp, Bibliothekar.

175. **Schroda.** 26 Mitglieder. Vorstand: Buchdruckereibesitzer Jacob Bernstein, Vorsitzender; Moritz Heimann, Hermann Boroschek, Herm. Grunardt, Radziminski.

176. **Schwedt a. O.** 23 Mitglieder. Vorstand: Dr. Löwenthal, G. A. Meinhardt, Adolf Müllerheim, Hugo Selig, Max Goldstein, J. Rosner, Ehrenmitglied Rabbiner Dr. Holzer.

177. **Schweinfurt.** 85 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Dr. Hommel, Rabb. Dr. Stein, Bankier L. Lehmann.

178. **Schwetz** a. W. 89 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Nordheimer, Vorsitzender; Rechtsanwalt Hirsch, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann P. Brenner, Schriftführer; Lehrer N. Dahl, Bibliothekar; Kaufmann Alfr. Conitzer, Schatzmeister.

179. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

180. **Sobernheim a. N** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender: Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

181. **Speyer.** 100 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Jul. Seligmann, Schriftführer; Leop. Klein, Kassierer; Jacob Altschüler, Dr. Reis, Leon Waldbott, Rudolf Weil, Beisitzer.

182. **Stadtlengsfeld.** 25 Mitglieder. Vorstand: Landrabb. Dr. Wiesen und M. Klar.

183. **Steinheim** (Westfalen). (Verb. Westf.-Lippe.) 20 Mitglieder. Vorstand: Siegfried Hochheimer, Vorsitzender; Lehrer A. Katzenstein, Schriftführer.

184. **Stettin.** 187 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Vogelstein, Vorsitzender; Gotthold Lewy, stellvertr. Vorsitzender; M. Wolfen,

Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. Ehrenberg, S. Wiener, Beisitzer.

185. **Stolp i. Pomm.** 46 Herren und 10 Damen. Vorstand: Rabbiner Dr. Joseph, Vorsitzender; Hermann Blau, stellvertr. Vorsitzender; Simon Michaelis, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassierer; Zahnarzt Max Neumann, Bibliothekar; Moritz Aron, Hugo Freundlich, Beisitzer.

186. **Strasburg i. Westpr.** 51 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Pick, Vorsitzender: Ludwig Cohn, stellv. Vorsitzender; Aron Salomon, Kassierer; Leopold Jablonowski, Schriftführer; Julius Jacobi, stellv. Schriftführer.

187. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

188. **Stuttgart.** 190 Mitglieder. Vorstand: Siegfried Frankfurter, Dr. Alfred Hirsch, Moritz Levi, N. Löwenstein, S. Mainzer, S. Nördlinger, Dr. Carl Ries, H. Schulhöfer, L. H. Wormser und Dr. Löwe; J. Metzger, L. Strauß in Cannstatt.

189. **Tarnowitz.** 50 Mitglieder. Vorstand: Siegfried Kamm, Schriftführer: Leo Panofsky, Kassierer; Dr. Ritter, Benthner.

190. **Thorn.** 135 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Kaufmann H. Moskiewicz, Schriftführer; Justizrat Radt, Kaufmann D. Gerson, Bildhauer S. Meyer, Beisitzer.

191. **Tilsit.** 72 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Dr. med. Cahanowitz, 2. Vorsitzender; Bankier J. Sebba, 1. Schriftführer; Kaufmann Moritz Bräude, 2. Schriftführer; Kaufmann Moritz Glaß, Schatzmeister.

192. **Tremessen.** 11 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Levin, Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Kempe, Schriftführer; Kaufm. Zucker, Rechnungsführer.

193. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

194. **Tuchel.** 56 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Neufeld, Vorsitzender; Gotthilf, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Jacubowski, Schriftführer; Moritz Selbiger, Bibliothekar; Adolf Selbiger, Schatzmeister.

195. **Ulm a. D.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Moos I.

196. **Unna i. W.** 31 Mitglieder. Vorstand: F. Buchdahl, L. Rosenberg, M. Sternfeld.

197. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

198. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

199. **Warburg i. W.** 18 Mitglieder. Vorstand: J. Lehmann, 1. Vorsitzender; S. Block, 2. Vorsitzender und Rendant; E. Alexander, Schriftführer und Bibliothekar.

200. **Westhofen** i. Els. 10 Mitglieder. Vorstand: Dr. Marx. Lehrer Kron, A. May.

201. **Wesel.** 23 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, G. Harff, H. Levens.

202. **Wiesbaden.** 105 Mitglieder. Vorstand: Assessor Dr. A. Friedemann, 1. Vorsitzender; Benedict Strauß, 2. Vorsitzender; Dr. M. Hirsch, 1. Schriftführer; Bertram Stern, 2. Schriftführer; Josef Baum, Kassenwart; Rechtsanwalt Marxheimer, B. Kahn, J. Josef, Dr. Laser, A. Bielefeld, Beisitzer.

203. **Witten** (Ruhr). 50 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Ostwald, 1. Vorsitzender; Dr. med. Marx, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Mayer, Schriftführer; Kaufmann M. Blanck, Kassierer; Kaufmann S. Löwenstein, Bibliothekar.

204. **Witzenhausen.** 21 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, Vorsitzender; M. Kugelmann, stellvertr. Vorsitzender; L. Trepp, Kassierer; Lehrer L. Katz, Schriftführer und Bibliothekar.

205. **Wongrowitz.** 62 Mitglieder. Vorstand: Stadtrat D. Freudenthal, geschäftsführender Vorsitzender; Rabb.-Verweser Nischkowski, wissenschaftlicher Vorsitzender; Dr. Tischler, J. Becher, L. Mode, B. Gerson, Lehrer Spiewkowski, R. Lewin, Beisitzer.

206. **Wreschen.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Rechtsanwalt Peyser, Medizinalrat Dr. Michaelsohn, Gemeindevorsteher L. Miodowski, M. Zucker, S. Itzig, M. Haase.

207. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassierer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann.

208. **Würzburg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gust. Tachauer, Vorsitzender; Emanuel Goldschmidt, Kassierer; Jacob Weißbart, Schriftführer.

209. **Zempelburg.** 30 Mitglieder. Vorstand: A. Kroner, Schriftführer.

Bericht
über die literarische Tätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1905/1906.

Aachen.

Vorträge: Dr. Kutner, Berlin: Biblische Gestalten in der bildenden Kunst. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Preuß.-Stargard: Faust, Hamlet, Koheleth, die drei Rätselbücher der Menschheit. — Prof. Strakosch-Berlin: Rezitationen. — Redakteur M. Klausner-Berlin: Der Jargon. — Rabbiner Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Moses Maimonides.

Allenstein.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in der Geschichte und auf der Bühne. — Redakteur Dr. Moses-Berlin: Morris Rosenfeld und seine Dichtungen. — Rabbiner Dr. Pick-Straßburg: Uriel Akosta in der Geschichte und im Drama. — Schriftsteller Erichsen-Breslau: Nietzsche und das Judentum. — Rabbiner Dr. Olitzki: Wissenschaftliche Rede über die Bedeutung der Literatur-Vereine beim 10 jährigen Stiftungsfeste.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Olitzki: Ueberblick über die wichtigsten Vorgänge im Judentum während des letzten Jahres. — Derselbe: Raschi. — Dr. med. Kamnitzer: Die Versammlung des Verbandes der deutschen Juden.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Olitzki.

Zweigverein: Literarische Vereinigung jüd. junger Kaufleute (M. Wohlthaler, Vorsitzender). 30 Mitglieder. Im Winter werden jeden Mittwoch Vorträge und Referate gehalten.

Alzey.

Vorträge: Rabbiner Dr. Grünfeld-Bingen: Die soziale Frage im alten Israel. — Rabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — Lehrer Rothschild-Worms: Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Lewit-Alzey: Inwiefern hat Gutzkow in seinem Drama Uriel Akosta recht, wenn er sagt: „Nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube"?

Augsburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — Dozent Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Das alte Testament in der Musik mit musikalischen Erläuterungen. — Professor Alexander Strakosch-Berlin: Rezitationen.

Bamberg.

Vorträge: Dr. Albert Wassermann-Bamberg: Die Stellung der jüdischen Frau nach Bibel und Talmud. — Professor Günther-München: Die exakten Wissenschaften bei den Juden im Mittelalter. — Professor Alexander Strakosch-Berlin: Rezitation jüdischer Dichtungen. — Architekt Kronfuß-Bamberg: Die Entwickelung des Synagogenbaustyles. — Dr. G. Karpeles: Judentaufen.

Bibliothek mit ca. 450 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

Berlin.

Vorträge: 2. November 1905: Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Das Problem der jüdischen Kultur. — 16. November 1905: Prof. Dr. A. Berliner: Ueber Raschi. — 7. Dezember 1905: Assessor Dr. Adolf Friedemann: Palästina, Land und Leute; (mit Lichtbildern). — 11. Januar 1906: Dr. Max Osborn: Rembrandt und die Juden (mit Lichtbildern). — 8. Februar 1906: Schriftsteller Albert Katz: Christen und Juden als Förderer der hebräischen Literatur. — 22. Februar 1906: Dr. Gustav Karpeles: Heinrich Heine und das Judentum. — 8. März 1906: Frl. Leonie Meyerhof-Hildeck: Jüdische Gestalten in deutschen Romanen. — 29. März 1906: Professor Dr. M. Philippson: Gabriel Rießer (Gedenkfeier).

Populärwissenschaftliche Unterhaltungs-Abende. 28. Dezember 1905: Dr. Poritzky: Drei eigene Dichtungen. — Professor Alexander Strakosch: Rezitationen. — 25. Januar 1906: Dr. Paul Lindau: Türkische Juden. — Direktor Sigmund Lautenburg: Rezitationen. — 22. März 1906: Dr. H. H. Houben: Ein Stündchen im Salon der Rahel. — Dr. Leopold Hirschberg: Karl Loewe's Kompositionen hebräischer Stoffe (mit Erläuterungen).

Bernstadt.

Vorträge: Prediger Wolfgang: Die Bedeutung des Segens. — Derselbe: Die Sabbatarier. — Siegfried Laquer-Breslau: Cremieux. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jehude Halevy als Dichter der Welt und der Religion.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Hofschauspieler Knispel-Darmstadt: Rezitationsabend. — Rabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Welt und Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — Redakteur Dr. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Dr. Carl Pinn-Berlin: Der Jude

als Romanfigur. — Börries Freiherr von Münchhausen: Rezitation eigener Dichtungen (Juda ꝛc.). — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki.
Die Gründung einer Bibliothek ist beschlossen.

Bonn.

Vorträge: Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Referendar Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Referendar Dr. Heinz Frank-Köln: Ueber Lassalle. — Dr. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Stellung zum Judentum. — Dr. Simchowitz-Köln: Leopold Zunz und seine Werke.

Brakel (Kreis Höxter).

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Schiller und die Bibel. — Lehrer Jacobi-Brakel, Otto Ludwig: Makkabäer. — Dr. Ad. Kohut-Berlin: Berühmte jüdische Wohltäterinnen. — Nach jedem Vortrage fand längere und anregende Diskussion statt.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Jacobi.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. Karpeles-Berlin: Das Theater und die Juden. — Dr. Kaelter-Potsdam: Die Poesie der Bibel. — Frau Rahmer-Rothmann: Rezitationen. — Dr. Ackermann: Unsere Synagogenmelodien (Beispiele vorgetragen von Kantor Löwinson). — Dr. Ackermann: Die Schwergeprüften (Vorlesung). — S. Bergel-Berlin: Die Juden des Ostens und des Westens. — Dr. Ackermann: Unser Religionsunterricht.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Ackermann.

Braunschweig.

Vorträge: M. A. Klausner-Berlin: Sprache und Nationalität. — Professor Dr. Fuchs-Danzig: Judentum und Musik. — Feodor Spanjer Herford-Braunschweig: Ein Philosoph des Altertums. — Dr. J. Landau-Berlin: Das Judentum und die Bühne. — Dr. Silberstein-Elbing: Das Leben Spinozas.
Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Feodor Spanjer Herford.

Bremen.

Vorträge: Fräulein Leonie Meyerhof Hildeck-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. – Rabb. Dr. L. Rosenak: Humor. — Chefredakteur Dr. J. Landau: Der Jude auf der Bühne.
Rezitationsabende: Vortragende die Herren: Nathan Abraham, Georg Zacharias und Dr. Hugo Abraham.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabb. Dr. Rosenak.

Bremerhaven, Geestemünde-Lehe.

Vorträge: Fräulein Meyhof-Hildek-Frankfurt: Dichter im 19. Jahrhundert. — Dr. Lewinsky-Hildesheim: Ein deutscher Edelmann als Kämpfer für die Emanzipation der Juden. — A. M. Epstein-Elberfeld: Zur Geschichte der russischen Judengesetze.

Breslau.

Vorträge. Dr. Karpeles-Berlin: Karl Emil Franzos. — Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte: Reiseerlebnisse und Erinnerungen im heiligen Lande. — Dr. Nathan Birnbaum (Matthias Acher)-Wien: Zwei Pogrom-Dramen. — Rabbiner Dr. Vogelstein-Stettin: Mohammed und die Juden. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Das alte Testament in der Musik (1. Teil). — Rabbiner Dr. Rosenthal-Breslau: Die Pharisäer. — Rechtsanwalt Joël-Breslau: Gabriel Rießer.

Bromberg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Loewenthal-Hamburg: Heitere und ernste Moralprediger aus dem Mittelalter. — Rabbiner Dr. Guttmann-Kulm: Schopenhauer und sein Verhältnis zum Judentum. — Schriftsteller Albert Katz-Berlin: Christen und Juden als Förderer der hebräischen Literatur.

Bibliothek mit 90 Bänden.

Cassel.

Vorträge: Dr. Julius Gutmann-Breslau: Josel von Rosheim, ein jüdischer Politiker des 16. Jahrhunderts. — Manasse ben Israel und die Rückkehr der Juden nach England. — Lehrer Horwitz-Cassel: Aus vergangenen Tagen der Casseler jüdischen Gemeinde. — Rabbiner Dr. Freund-Ostrowo: Der ewige Jude in Sage und Dichtung. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Wodurch wurden die Juden vom Ackerbau und Handwerk zurückgedrängt. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Bezirksrabbiner Dr. Doktor-Bruchsal: Die Musik bei den alten Hebräern. — Rabbiner Dr. Baeck-Oppeln: Im Exil zu Babylon.

Coburg.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Heinrich Heine und das Judentum. — Dr. Salzberger-Erfurt: Spinoza. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt: Die Bedeutung des Kaufmannsstandes. — Dr. Salfeld-Mainz: Haus und Welt der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Das alte Testament in der Musik I. Teil.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Rabbiner Dr. Seligkowitz: Herder in der jüdischen Literatur. — Derselbe: Die Entstehung der Shylockfigur in dem

Drama „Der Kaufmann von Venedig". — Derselbe: Inhumanität und Humanität. — Albert Katz-Berlin: Christliche Gelehrte und die hebräische Sprache.

Cottbus.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Ein Spaziergang durch die jüdische Geschichte. — Rabbiner Dr. Posner-Kottbus: Aus der Geschichte der Juden in Kottbus (2 Vorträge). — Rabbiner Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Das Judentum im Kampfe mit den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg a. H.: Judentum und Christentum. — Frau Tekla Eisner-Breslau: Rezitationen. — Oscar Stern: Das Hilfswerk für die russischen Juden.

Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Dr. Posner.

Crefeld.

Vorträge: Rabbiner Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Das Judentum im Kampfe mit geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. — Prof. Dr. Philippson-Berlin: Judentum und Staat. — Rezitation: Dr. Loewenberg-Hamburg: Vorlesung aus eigenen Dichtungen. — Gedenkfeier anläßlich des 100jährigen Geburtstages von Gabriel Rießer: Gedenkrede von Rechtsanwalt Dr. Kaufmann. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Das Shylock-Problem, eine Lehre der neueren Forschung. — Prof. Dr. L. Geiger: Der Jude in der deutschen Literatur.

Culm i. W.

Vorträge: Frau Regina Neißer-Breslau: Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Pick-Straßburg: Jüdische Gestalten im „Kaufmann von Venedig." — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Unsere Gebete.

Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Joachim Heymann.

Culmsee.

Vorträge: Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Jüdische Sprichwörter. — Frau Regina Neißer-Breslau: Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Schiller und die Bibel. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Kohelet und Faust.

Danzig.

Vorträge: Julius Levy-Danzig: Judäa unter den Herodianern. — Dr. J. Elbogen-Berlin: Die Teilnahme der Juden an den Bestrebungen der Renaissance. — Justizrat Behrendt-Danzig: Zu Gabriel Rießers Gedächtnis. — Oberkantor E. Birnbaum-Königsberg: Ein Kapitel alter Musikgeschichte, mit musikalischen Darbietungen (Begleitung: Dr. med. Jelski-Danzig). — Rabbiner Dr. Freudenthal-Danzig: König und Kaufmann. — Rechtsanwalt

Baumann-Danzig: Ruppins Juden der Gegenwart. — Rabbiner Dr. Freudenthal-Danzig: Moderne Forschungen über die Entstehung des Christentums. — Justizrat Steinhardt-Danzig: Rosins Entwurf eines Judengesetzes.

Am 2. April 1906 veranstaltete der Verein eine öffentliche Gedenkfeier zur Wiederkehr des 100. Geburtstages von Gabriel Rießer; Rabbiner Dr. Freudenthal hielt eine Ansprache, Justizrat Behrendt den Vortrag; die Gesänge wurden vom Synagogenchor unter Leitung seines Dirigenten Herrn Friedlaender ausgeführt, die musikalische Begleitung hatte Dr. med. Reimann übernommen.

Die Bibliothek mit ca. 400 Bänden ist in der Lesehalle, Brotbäckergasse 46, aufgestellt; Verwalterin ist Frl. Lichtenfeld. Der Verein besitzt einen Lesezirkel, der von ca. 20 Teilnehmern benutzt wird, und liefert auch für die Lesehalle einen Teil der Zeitungen.

Detmold.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen (Jüd. Novellen).

Dortmund.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen. — Dr. G. Kutna-Berlin: Biblische Gestalten in der bildenden Kunst. — Em. Goldschmidt-Dortmund: Raschi. — Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Dr. Wolff-Stuttgart: Die Herkunft der Sage vom ewigen Juden. — M. Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore.

Bibliothek mit 90 Bänden. Bibliothekar: Em. Goldschmidt.

Duisburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Schiller und die Weltanschauung der Propheten. — Dr. Kutna-Berlin: Biblische Gestalten in der bildenden Kunst (Mit Lichtbildern). — Seminar-Direktor Dr. Lazarus-Kassel: Zur Geschichte der Juden in Rußland. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit (Koheleth, Hamlet, Faust). — M. A. Klausner-Berlin: Sprache und Nationalität. — Professor Alexander Strakosch-Berlin: Rezitationsabend. — Rechtsanwalt Saul-Duisburg: Auswüchse des Missionsglaubens bei den Juden.

Am 23. April veranstaltete der Verein eine Gabriel Rießer-Feier, in der Herr Rechtsanwalt Dr. Herzfeld-Essen die Festrede hielt.

Eine kleine Bibliothek verwaltet Rabbiner Dr. Neumark.

Düsseldorf.

Vorträge: Rabbiner Dr. Hochfeld: Das Judentum im Kamp mit den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. — Professor Dr. Philippson: Die Juden im Orient, Gesehenes und Gehörtes. — Dr. Gustav Karpeles: Heine und das Judentum. — Rabbiner Dr. Hochfeld: Die Judenverfolgungen im Mittelalter und ihre Ursachen. —

Eberswalde.

Vorträge: M. Karfunkel-Berlin: Die Wissenschaft im jüdischen Volksleben. — Generalsekretär Hofmann-Berlin: Die Erziehungsanstalt in Ahlem. — Dr. Wolbe-Berlin: Herzog Joseph von Naxos. — Prediger Hamburger-Eberswalde: Die Lehre des Chanukkahleuchters. — Oberlehrer Geballe-Berlin: Die Mission der Frau im Judentum. — Prediger Hamburger-Eberswalde: Die Hebung des religiösen Sinnes unserer Mädchen und Frauen.. — Derselbe: Moderne jüdische Novellistik.

Elbing.

Vorträge: Rabb. Dr. Vogelstein-Königsberg: Die Juden in Rom zur Zeit Dantes. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Drei Rätselbücher der Menschheit. — Oberkantor Birnbaum-Königsberg: Was und wie sangen unsere Altvordern? (Mit praktischen Darbietungen und Klavierbegleitung durch Herrn Musikdir. Rahlwes) — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Die Teilnahme der Juden Italiens an der Renaissance. —

Eisenach.

Vorträge: Dr. Schönberger-Nordhausen: Was ist, und wozu studiert man Talmud? — Oberregisseur Türk-Berlin: Ernste und humoristische Rezitationen jüdischer und anderer Dichtungen. — Landrabbiner Dr. Wiesen-Stadtlengsfeld: Rom und Judäa. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki, und einige eigne Dichtungen. — Dr. Sonderling-Berlin: Aesthetik der jüdischen Feiertage.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Georg Neuhaus.

Erfurt.

Vorträge: Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die Frauen in der jüd. sozialen Hilfsarbeit. — Rabb. Dr. Salzberger: Die Pharisäer. — Dr. Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum. — Rabb. Dr. Salfeld-Mainz: Haus und Welt der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. L. Hirschberg-Berlin: Das Alte Testament in der Musik.

Bibliothek mit 190 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Schriftsteller Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Schriftsteller Dr. G. Kutna-Berlin: Biblische Gestalten in der bildenden Kunst. — Oberrabbiner Dr. Levi-Krefeld: Alexander v. Humbold und seine Beziehung zum Judentum. — Rabb. Dr. Neumark-Duisburg: Schiller und die Weltanschauung der Propheten. — Börries Freiherr von Münchhausen: Vortrag aus eigenen Dichtungen. — Rechtsanwalt Dr. Karl Wolff-Karlsruhe: Die Sage vom ewigen Juden. — Professor Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Die Juden und die deutsche Literatur. — Gabriel Rießer-Feier in

Gemeinschaft mit der Ortsgruppe des Zentralvereins deutscher Staatsb. Festredner Rechtsanwalt Dr. Herzfeld-Essen. Prolog, Gesang und geselliges Beisammensein. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Toleranz im älteren Judentum. Besprechung über das Thema: Judentum und Toleranz. — An diesem Abend fand auch die regelmäßige Generalversammlung statt.

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Frl. Caecilie Samuel. Bibliothekskommission: Rabbiner Dr. Samuel, Kanzleirat Hirsch, Dr. med. Cohen, Lehrer Kaufmann, Dr. med. Ernst Levy.

Filehne.

Bibliothek mit 225 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Putschinski. Unser Ehrenvorsitzender Hr. Dr. Richter verstarb im Februar d. J. und wurden in Rücksicht hierauf weniger Veranstaltungen als sonst getroffen.

Forst i. L.

Vorträge: Dr. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Rabbiner Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Das Judentum im Kampfe mit den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Kennt das Judentum eine doppelte Moral? — Dr. Biram-Hirschberg: Gabriel Rießer. — Prediger Pulvermann-Forst: Akiba und Bar-Kochba. —

Diskussionsabende: Alle 14 Tage; diverse Themata von Vereinsmitgliedern.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Prediger Pulvermann.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Dr. Arthur Kahn-Berlin: Vom Ghetto der alten und neuen Welt. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Was lehrt das Judentum über das Verhalten zum Andersgläubigen. (Vortrag mit anschließender Diskussion.) — Rabbiner Dr. J. Horovitz-Frankfurt a. M.: Das Buch Kohelet. — Justizrat Dr. Breslauer-Berlin: Parallelen zwischen jüdischem und deutschem Recht. — Dr. S. Simchowitz: Die jüdisch-deutsche Literatur. — Rabbiner Dr. Unna-Mannheim: Jüdische Hochzeiten im Altertum und Mittelalter. (Vortrag mit anschließender Diskussion.) — Rabbiner Dr. Doktor-Bruchsal: Die Musik bei den alten Hebräern. —

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Bergmann-Frankfurt a. O.: Moses Mendelssohn. — Prof. Alex Strakosch: Rezitationen aus den Klassikern. — Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Die geistigen Strömungen im Judentum des 19. Jahrhunderts. — Dr. Osborn-Berlin: Rembrandt und die Juden (mit Lichtbildern). — Dr. Bergmann-Frankfurt a. O.: Die deutschen Dichter und Denker über das Judentum. — Gabriel Rießer-Feier.

Bibliothek mit 500 Bänden; Lesemappe mit 8 Zeitschriften.

Freiburg i. B.

Vorträge: F. Sommer: Gabriel Rießer.
Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: B. Springer.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Dr. Apfel-Barmen: Zwei Dramen. — Dr. Neumarck-Duisburg: Schiller und das Judentum. — Referent Dr. Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Lehrer Oppenheim-Wattenscheid: Sabbatai-Zewi. — Dr. E. Wolff-Karlsruhe: Der ewige Jude. — M. Steinhardt-Magdeburg: Feindesliebe im Judentum.
Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Gießen.

Vorträge: Dr. Kohut: Alexander v. Humboldt und die Juden. — Dr. Grünfeld: Zwei Gegner des Judentums. — Laqueur: Adolphe Crémieux. — Seminardirektor Dr. Lazarus: Die Zehn-Stämme Sage. — Dr. Sander: Partikularismus und Universalismus im Judentum.
Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Gollub.

Vorträge: Rabb. Dr. Eppenstein-Briesen: Salomo ibn Gabriel. — Lehrer A. Kadisch: Geschichte des Gottesdienstes. — Schriftsteller Albert Katz-Pankow: Jüdische und christliche Förderer der hebräischen Sprache.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Frau Dobrachowski.

Mur. Goslin.

Vorträge: H. Philipp: Jüdisches Leben in deutschen Orten. — Witt: Gabriel Rießer. — Derselbe: Sozialpädagogik im Judentum der Gegenwart. — Dr. Markus: Die Alliance Israélite — Rabb. Dr. Lewin: Die Frau in Midrasch und Talmud.
Kleine Bibliothek.

Grätz. i. P.

Vorträge: Rabb. Dr. Elsaß-Landsberg: Karl Emil Franzos. — Dr. Moses-Berlin: Witz und Humor bei den Juden. — J. Pieck: Rezitationen.
Der Verein unterhält ständig durch ein Abonnement bei einer Leihbibliothek in Posen einen Bücherumtausch unter seinen Mitgliedern.
Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: S. Jablowski.

Graudenz.

Vorträge: Siegmund Bergel: Die Ziele des Hilfsvereins der deutschen Juden. — Dr. Goldberg-Berlin: Die zionistische Be-

wegung. — Dr. Moses-Berlin: Zeit- und Streitfragen. — Dr. Wolff-Graudenz: Ein Gang durch die jüdische Geschichte.

Grünberg i. Schl.

Vorträge: Kaplan Dr. Blasel: Die Juden im Mittelalter in ihrem Verhältnis zu Kirche und Papsttum. — Rabb. Dr. Lucas-Glogau: Die Wissenschaft des Judentums. — Frau Regina Neißer-Breslau: Bedeutende jüdische Frauen des 19. Jahrhunderts in Literatur, Kunst und Humanität.

M.-Gladbach.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Die Lebensanschauung des Judentums. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum.

Glogau.

Vorträge: Hofmann, Propaganda-Vortrag für Ahlem. Prof. Dr. Philippson, Juden im Orient. — Rabb. Dr. Porges-Leipzig: Jüdische Geschichte im XIII. Jahrhundert.

Bibliothek mit 1100 Bänden. Bibliothekare: Primaner Otto Halpert, Frl. Irma Landshuth.

Groß-Blittersdorf.

Vorträge: Die Juden in Spanien. — Maimonides. — Die Juden in der Dichtung des Mittelalters.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Ackermann-Brandenburg: Ueber Ursprung u. Originalität der Synagogenmelodien. — Dr. Doctor-Bruchsal: Assyrisch-babylonische Ausgrabungen. — Dr. Elbogen-Berlin: Jüdische Proselyten in der römischen Kaiserzeit. — Dr. Eschelbacher-Berlin; Jüdische Propaganda in alter Zeit. — Leo Hildeck (Frl. Leonie Meyerhof) Frankfurt a. M.: Heimatskunst und Stammesbewußtsein. — Dr. Loewenthal-Hamburg: Ueber Raschi. — Matthias Acher (Dr. Birnbaum) Wien: Pogromdrama. — Dr. Nobel-Leipzig.

Hagen i. W.

Vorträge: W. Abt-Hagen: Können wir als Juden den Standpunkt des Shylock verteidigen. — Hans Eschelbach-Bonn: Vortrag eigner Dichtungen. — S. Freund-Dortmund: Moderne jüdische Literatur. — Dr. Karpeles-Berlin: Ueber Heine. — Dr. Lazarus-Cassel: Die Juden im heutigen Rußland. — Dr. Rosenthal-Pr.

Stargard: Kohelet, Hamlet, Faust: Die drei Rätselbücher der Menschheit. — Dr. Apfel-Barmen: Moderne jüdische Lyrik.

Diskussions-Abende: 1. Thema: Shylock. 2. Thema: Verschiedenes aus Mendelssohns Leben.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Willy Abt.

Hameln.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Gabriel Rießer. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Dr. L. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur.

Anfänge einer Bibliothek. Bibliothekar: M. Frankenstein.

Hannover.

Vorträge: Rabb. Dr. M. David-Bochum: Jüdische Maler und Bildhauer (mit Vorführung von Lichtbildern). — Rabb. Dr. Guttmann-Cassel: Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden im Mittelalter. — S. Laqueur-Breslau: Berthold Auerbach. — Fräulein Leonie Meyerhof (Leo Hildeck) Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein.

Hattingen (Ruhr).

Vorträge: Rabb. Dr. David-Bochum: Israels weltliche Poesie. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Zur Charakteristik der jüdischen Religion. — Lehrer M. Andorn: Gabriel Rießer. — Schriftstellerin Frau B. Leiser-Cöln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau.

An jeden Vortrag schloß sich eine Diskussion an.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: M. Andorn. Der Verein wurde am 22. Januar 1906 gegründet.

Hechingen (Hohenzollern).

Vorträge: Stadtrabb. Dr. Hannes-Constanz a. B.: Faust und die Bibel. — Bankier Hausmeister-Stuttgart: Die heutige Lage des Judentums und seine Zukunft. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der jüdischen Dichtung. — Kirchenrat Dr. Kroner-Stuttgart: Das ethische Prinzip des Judentums. — Fabrikant Emil Weil-Hechingen: Im Jahrhundert zwischen Spinoza und Mendelssohn.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Leo Adler.

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: Frau Regina Neißer-Breslau: Berthold Auerbach. Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Der Jude als Ackerbauer und Kolonisator. Dr. J. Moses-Berlin: Jüdische Kunst und jüdische Künstler in der Gegenwart. — Heine-Feier: 1. Vortrag von Dr. Biram: Heines hebräische Melodien. 2. Vorträge von Kompositionen Heine'scher Lieder durch Frl. Vally Guttmann (Gesang), Frl. Käthe Moses (Klavier) und Herrn Max Niclas (Geige).

Hohensalza.

Vorträge: Dr. Ludw. Cohn-Berlin: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden im deutschen Frühmittelalter — Dr. Pinn-Charlottenburg: Der Jude im Roman und in der Wirklichkeit. — Rabb. Dr. Rosenberg-Thorn: Ein mittelalterlicher Heyne. — Rabb. Dr. Ludwig Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet und Faust.

Hochfelden.

Vorträge: Rabb. Arthur Levy-Frankfurt a. M.: Das Brüderpaar Kain und Abel als Repräsentanten der materialistischen und und idealistischen Weltanschauung. — Rabb. Dr. W. Staripolsky-Zabern: Polemik und Apologetik im Judentum.

Diskussionen: Der Zionismus. Seine Entstehung, seine Organisation. Referenten: Rabb. Arthur Levy-Frankfurt, Lehrer Isaac Metzger-Hochfelden.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Armand Roß.

Es fand an Chanukah eine Makkabäerfeier und am Purim ein Theaterabend statt.

Hörde.

Vorträge: Referendar Apfel-Köln: Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Frau Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Dr. Kutna-Berlin: Bibl. Gestalten in der bildenden Kunst: — Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Steinhardt-Magdeburg: Die Friedensliebe im Judentum. — Udewald-Hörde: Gabriel Rießer. — Zürndorfer-Hörde: Buddhas Leben und Lehren.

Höxter.

Vorträge: E. Michaelis: Statistische Nachweise über die Verbreitung der Juden. — E. Michaelis: Die Verbreitung des Zionismus. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: 1. Schiller und die Bibel. 2. Der Ackerbau bei den Juden.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Weinberg.

Insterburg.

Vorträge: Amtsgerichtsrat Blumenfeld: Ein vergessener Aufsatz von Graetz. — Otto Eichelbaum: Moses Mendelssohn und seine Zeit. — Zahnarzt Dr. Eliascheff: Die Heilkunde im alten Israel. — Frl. Elise Eloesser: Morris Rosenfeld und seine Dichtungen. — Dr. Pelz: Judentum und Anthropologie. — Rabb. Dr. Beermann: Bilder aus dem jüdischen Vereinsleben.

Bibliothek in Bildung begriffen.

Iserlohn.

Vorträge: Dr. med. Edelstein-Bonn a. Rh.: Ueber Zionismus. — Lehrer Emanuel Goldschmidt-Dortmund: Zur Geschichte der Juden in Westfalen. — Dr. Adolf Kohut-Schöneberg: Friedrich Schiller, Israel und die Bibel. — Seminardirektor Dr. Lazarus-Cassel: Was ist der Talmud?

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Julius Wertheim.

Kattowitz.

Vorträge: Rabb. Dr. Baeck-Oppeln: Der Zug ins Exil. — Bezirksrabb. Dr. Doctor-Bruchsal: Die Juden in der bildenden Kunst der Gegenwart. — Rabb. Dr. Goldschmidt-Königshütte: Im heiligen Lande. Reiseeindrücke und Erinnerungen. — Rabb. Dr. Guttmann-Culm: Judentum und Toleranz. — Rabb. Dr. Kaatz-Zabrze: Gabriel Rießers Leben und Wirken. — Dr. Jul. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor.

Bibliothek mit 110 Bänden und Zeitschriften. Bibliothekar: Lehrer Willner.

Kempen i. P.

Vorträge: Rabb. Dr. Freund-Ostrowo: Die sozialistische Strömung in der Jargonliteratur der Gegenwart. — Rabb. Dr. Goldschmidt-Königshütte: Im heiligen Lande. Erinnerungen und Eindrücke. — Rabb. Dr. Lewin-Kempen: Heinrich Heine in seinen Beziehungen zu Juden und Judentum. — Derselbe: Aus heimatlicher Erde. — Frau Regina Neißer-Breslau: Berthold Auerbach. — Rabb. Dr. Wreschner-Samter: Rabbi Akiba Eger.

Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Lehrer F. Goldberg.

Kiel.

Vorträge: Dr. Löwenthal-Hamburg: Raschi und seine Zeit. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Jüdische Bildung einst und jetzt. — Frl. Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. — Dr. H. Löwe-Berlin: Palästina, Land und Leute.

Außerdem nach jedem Vortrage Diskussion. Purimfeier mit Theater, Deklamationen und Ball.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: L. Katz, Lehrer.

Kitzingen.

Vorträge: Frau Dr. Rahmer-Rotmann-Breslau: Rezitationen. — Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Dr. Tachauer-Würzburg: Raschi. — Dr. Hommel-Schweinfurt: Moses Mendelssohn.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer R. Bamberger.

Köln a. Rhein.

Vorträge: Dr. Kutna-Berlin: Die bibl. Gestalten in bildlicher Darstellung. — Prof. Philippsohn-Berlin: Meine Reise im Orient. — Dr. Heinrich Frank: Ferdinand Lassalle. — Borries Freiherr von Münchhausen: Rezitationen. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Der Jude in der deutschen Literatur. — M. Eppstein-Elberfeld: Zur Geschichte der russischen Judengesetze. Privat-Dozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel. — N. Sokolow: Die kommunalen und kulturellen Einrichtungen der russ. Juden.

Diskussions-Abende: Rabb. Dr. Frank: Rückblick auf das verflossene Jahr. Max Goldreich: Die Juden unter den Völkern. Salomon Kaufmann: Raschi. Moritz Levy jr.: Die Frauen der heil. Schrift in moderner Beleuchtung; Dr. Hanover: Sabbatai Zewi. Moritz Levy jr.: Der Charakter des Juden in den Dichtungen des Spät-Mittelalters.

Bibliothek mit 650 Bänden. Bibliothekarin: Frl. Paula Löb.

Kolmar i. Posen.

Vorträge: Lehrer Lewin-Schneidemühl: Neugestaltung des Judentums durch Rabbi Jochanan ben Sakkai. — Rabb. Dr. Dünner-Rogasen: Das Judentum im Munde deutscher Dichter. — Dr. Pinn-Charlottenburg: Die Romantik des jüdischen Martyriums.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Arthur Bud.

Konitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Weyl: Das Buch Hiob.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Weyl.

Konstanz.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen des 19. Jahrhunderts. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Rabb. Dr. Schlesinger-St. Gallen: Ein jüdischer Staatsmann am Ausgange des 15. Jahrhunderts.

Krotoschin.

Vorträge: Rabb. Dr. Cohn-Rawitsch: Raschi. — Rabb. Dr. Berger-Krotoschin: Geschichte und Thätigkeit des Verbandes der deutschen Juden. — Rabb. Dr. Lewin-Wreschen: Spinoza und und das Judentum. — Dr. Julius Moses-Berlin: Moderne Jargonpoesie. — Lehrer Margolius: Heinrich Heine und seine Beziehungen zum Deutschtum und Judentum.

Bibliothek mit 320 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Lesezirkel mit jüdischen Zeitungen.

Labischin.

Vorträge: Kreisschulinspektor Kempff-Bartschin: Geschichte und Topographie Jerusalems mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen und Forschungen auf Grund persönlicher Eindrücke. — Lehrer Lewin-Schneidemühl: Die Chazaren.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Lage/Lippe.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Raschi. — Lehrer Schweriner: Sudermann und die Juden. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki.

Landsberg a. W.

Vorträge: Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Juden im alten Germanien. — Dr. B. Elsaß: Bürgertugend und Bürgertreue der Juden. — Siegmund Bergel: Die Lage der Brüder im Osten. — Dr. Posner-Cottbus: Die Wiederansiedlung der Juden in England. — Dr. Bergmann-Frankfurt a. O: Die Juden im Urteile der Denker und Dichter des XIX. Jahrhunderts.

Lautenburg (Westp.).

Vorträge: Dr. Guttmann-Culm a. W.: Die Stellung der Frau im Judentum. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Treumann.

Lissa i. P.

Vorträge: Frau Rahmer-Rothmann-Breslau: Rezitationen. — Dr. Goldschmidt-Königshütte: Meine Reise nach Palästina. — Dr. Bäck-Oppeln: Das Babylonische Exil. — Justizrat Nürnberg-Lissa: Gabriel Rießer. — Dr. Cohn-Rawitsch: Raschi.

Bibliothek mit 519 Bänden. Bibliothekar: Hauptlehrer Herbst.

Der Verein feierte das Purimfest durch Festrede, theatralische und musikalische Darbietungen und Tanz.

Loebau (West-Preußen).

Vorträge: Tobias: Maimonides. — Dr. Ludwig Cohn: Ein Gang durch die Geschichte des Judentums. — Tobias: Aufstand des Bar-Koschba.

Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Rawitscher.

Lublinitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Ein Roman aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. — Ausgewählte Stücke aus dem Traktat „Moëd Katan“. — Ueber Gabriel Rießer.

Ludwigshafen a. R.

Vorträge: Dr. Salfeld-Mainz: Haus und Welt des deutschen Juden im Mittelalter. — Frau B. Leiser-Köln: Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Kantor Wetzler-Ludwigshafen: Der Talmud. — Dr. Jul. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Gustav Thalheimer-Ludwigshafen: Der Zionismus, ein Hindernis in unserer staatsbürgerlichen Stellung (mit Diskussion).

Bibliothek mit 116 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wetzler.

Magdeburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Kennt das Judentum eine doppelte Moral? — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die deutschen Juden im 10. und 11. Jahrhundert. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die mittelalterliche Leidenszeit vom ersten Kreuzzuge bis zur Reformation — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Das alte Testament in der Musik. — Rabbiner Dr. Grzymisch z. Z. Magdeburg: Raschi. — Justizrat Chotzke-Magdeburg: Nachruf an den Ehrenvorsitzenden Oberstabsarzt Dr. Rosenthal. — Dr. Spanier-Magdeburg: Jüdische Sittenlehren und Sittenlehrer.

Bibliothek mit 420 Bänden. Bibliothekar: Dr. Simon.

Mainz.

Vorträge: Rabb. Dr. Salfeld - Mainz: Judenverfolgungen. — Rabb. Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Grundlage des modernen Judentums in Deutschland. — Frau Leiser-Cöln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Universit.-Prof. Dr. Lefmann-Heidelberg: Judentum und Buddhatum. — Reallehrer Eschelbacher-Mainz: Geschichte der Juden Amerikas. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Spinoza, ein Denkerleben.

Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Mitgliedern zur Verfügung.

Memel.

Vorträge: Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Das jüdische Vereinsleben einst und jetzt. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Schiller und die Bibel. — Kantor Kahn-Memel: Hillel und Schammai. — Rabbiner Dr. Isaak Stein-Memel: Die Grenzen des Denkens. — Rabbiner Dr. Ehrlich - Tilsit: Was haben wir Reuchlin zu verdanken. —

Bibliothek mit 266 Bänden. Bibliothekar: Kantor Kahn.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner: Zwei Gedenktage aus jüngster Zeit. — Rabbiner Dr. Ziegler-Karlsbad: Das Judentum in den ersten drei christlichen Jahrhunderten. — J. Baumann, k. b. Major a. D.: Von Gosen zum Sinai. — Rechtsanwalt Dr. Holländer-München: Gabriel Rießer. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Juden in der deutschen Literatur. Rabbiner Dr. Isaak Unna-Mannheim: Buddhismus und Judentums. Lehrer Simon Dengfelder-München: Das jüdische Schulwesen Bayerns im 19. Jahrhundert.

Bibliothek. Bibliothekar: Dr. J. Finkelscherer.

Mühlheim a. Ruhr.

Vorträge: Dr. Kutna-Berlin: Die biblischen Gestalten in der bildenden Kunst. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Schiller und die Bibel. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet, Faust. — Refer. Alfred Apfel-Cöln: Die Renaissance des jüd. Bewußtseins. — Lehrer O. Kaiser-Mühlheim-Ruhr: Das Schulunterhaltungsgesetz. — Prof. Strakosch-Wien: Rezitationen. — Karl Kaufmann-Mühlheim-Ruhr: Russische Zustände nach eigener Anschauung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Moritz Steinwasser.

Myslowitz O.-Schl.

Vorträge: Davis Trietsch-Berlin: Palästina und Nachbarländer. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Baruch Spinoza. — Rabbinatsassessor Dr. Braunschweiger-Kattowitz O.-S.: Jüdische Frauengestalten in modernen Dramen.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Leher em. Bach.

Nakel.

Vorträge: Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Moses Mendelssohn und seine Bedeutung für das Judentum. — Referendar Max Cronheim: Gabriel Rießer. — Lehrer Peczkowsky-Nakel: Das Buch Esther in der Literatur. — Frau Regina Neisser-Breslau: Wilhelm von Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judentum.

Kleine Bibliothek.

Neiße i. Schl.

Vorträge: Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jüdische Frauen im modernen Drama. — Jacob Guttmann-Neiße: Bericht über die Tagung des allgemeinen jüdischen Verbandes in Berlin. — Siegfried Laqueur-Breslau: Berthold Auerbach. — Frau Regina Neißer: Hervorragende Frauen des 19. Jahrhunderts.

Rabb. Max Ellguther hält mit der Jugend der Gemeinde hebräische Sprachkurse ab, in wöchentlich 2 Stunden.

Bibliothek mit 1000 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Max Ellguther.

Neustadt (Westpr.)

Vorträge: Lehrer M. Hofmann: Moses Mendelssohn, sein Leben und Wirken. — Kaufmann Bukofzer-Danzig: Soziale Ideen und modernes Judentum.

Es fanden in ca. 14 tägigen Zwischenräumen Diskussionsabende über literarische Fragen statt, in denen Mitglieder des Vereins als Referenten auftraten.

Es wurden vom Westpr. Gemeindeverband monatlich eine Anzahl von Büchern gütigst uns zur Verfügung gestellt. Bibliothekar ist: Kaufmann M. Riese.

Neu-Stettin.

Vorträge: Dr. J. Moses-Berlin: Die Poesie des Ghetto. — Rabb. Dr. Joseph-Stolp: Salomon Maimon. — Rabb. Dr. Lewy-Neustettin: Die Nächstenliebe in der Liebe.

Ferner wurde ein Makkabäerfest und ein Purim-Vergnügen veranstaltet.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabb. Dr. Lewy.

Neuwied.

Vorträge: Dr. Lichtenstein: Der ewige Jude. — J. Rausenberg: Sabbatai Zwi. — Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. M. Steinhardt-Magdeburg: Die Juden im alten Germanien. — Dr. Kalischer-Bonn: Lyrik der Propheten. — Dr. Brüll-Frankfurt a. M. Ein Gang durch einen Talmud-Traktat. — Bernh. Baruch-Neuwied: Gabriel Rießer.

Jeden Sonntag Abend Familienabend im Vereinslokale.

Bibliothek mit ca. 125 Bänden. Bibliothekar: Max Moses.

Nicolai.

Vorträge: Rabb. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jehuda Halevy. — Dr. Norden-Myslowitz: Die Entstehung unserer Gebete. — Dr. med. Glogauer-Kattowitz: Die Juden bei den Dichtern des 15. bis 17. Jahrhunderts. — Dr. Cohn-Kattowitz: Die schwarzen Juden in Indien. — Rechtsanwalt Hans Steinitz-Gleiwitz: Der Zionismus. — Lehrer Salinger-Nicolai: Die Entstehung der jüdischen Familiennamen. — Rabb. Dr. Weiß-Berlin: Jungjüdische Dichtungen. — Prokurist Arthur Morgenstern-Gleiwitz: Der polnisch-russische Jude im Golus.

Bibliothek mit 65 Bänden. Bibliothekar: Louis Berger.

Nienburg (Weser).

Vorträge: Landrabb. Dr. Lewinsky-Hildesheim: Baron Görz, ein Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden. — Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Ueber den Einfluß der französischen Revolution auf die staatsbürgerliche und soziale Stellung der Juden. — Se-

minardirektor Dr. Knoller-Hannover: Uriel Acosta im Lichte der Dichtung und der Geschichte.
Bibliothek mit 180 Bänden. Bibliothekar: Sally Katz.

Obornik b. Posen.

Bibliothek mit 106 Bänden. Bibliothekar: M. Mannheim.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Baeck: Jüdische Geschichte (Fortsetzung). — Dr. Baeck: Zola und Tolstoi. — Dr. Moses-Berlin: Moderne jüdische Dichtung. — Dr. Goldschmidt-Königshütte: Eine Palästinareise. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Mendelssohn. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jüdische Frauengestalten in der Dichtung.
Gelegentliche Diskussionen.
Die Bibliothek des Vereins wird durch regelmäßige Neuanschaffungen vergrößert.

Osnabrück.

Vorträge: Leonie Meyerhof-Hildeck-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. — Direktor Dr. J. Löwenberg-Hamburg: Moderne jüdische Erziehung. — Rezitationen von Mitgliedern des Vereins. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine.

Osterode.

Vorträge: Prediger Sturmann: Die unterscheidenden Lehren im Judentum und Christentum. — Dr. Julius Moses-Berlin: Morris Rosenfelds Lieder des Ghetto. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Raschi, sein Leben und Wirken. — Zahnarzt Salomonsohn: Die Kreuzzüge und ihre Leiden im Vergleich zu den russischen Verfolgungen. — cand. jur. Galliner: Der Handel der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. Ritterband: Der Verband der deutschen Juden.
Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ritterband.

Pinne.

Vorträge: Rabbinatskandidat Salomonski: Wie hat sich das Judentum entwickelt und welche Zukunft steht ihm bevor? — Frl. Falk-Samter: Lessing und seine Beziehungen zum Judentum.
Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekare: Martin Markus, Hugo Borchardt, Moritz Szamatolski.

Pirmasens.

Vorträge: Frl. Hildeck-Meyerhof-Frankfurt a. M.: Jüd. Typen in modernen Romanen. — Hans Eschenbach: Die Makkabäer.

Gemeinschaft mit der Ortsgruppe des Zentralvereins deutscher Staatsb. Festredner Rechtsanwalt Dr. Herzfeld-Essen. Prolog, Gesang und geselliges Beisammensein. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Toleranz im älteren Judentum. Besprechung über das Thema: Judentum und Toleranz. — An diesem Abend fand auch die regelmäßige Generalversammlung statt.

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Frl. Caecilie Samuel. Bibliothekskommission: Rabbiner Dr. Samuel, Kanzleirat Hirsch, Dr. med. Cohen, Lehrer Kaufmann, Dr. med. Ernst Levy.

Filehne.

Bibliothek mit 225 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Putschinski. Unser Ehrenvorsitzender Hr. Dr. Richter verstarb im Februar d. J. und wurden in Rücksicht hierauf weniger Veranstaltungen als sonst getroffen.

Forst i. L.

Vorträge: Dr. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Rabbiner Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Das Judentum im Kampfe mit den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Kennt das Judentum eine doppelte Moral? — Dr. Biram-Hirschberg: Gabriel Rießer. — Prediger Pulvermann-Forst: Akiba und Bar-Kochba. —

Diskussionsabende: Alle 14 Tage; diverse Themata von Vereinsmitgliedern.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Prediger Pulvermann.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Dr. Arthur Kahn-Berlin: Vom Ghetto der alten und neuen Welt. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Was lehrt das Judentum über das Verhalten zum Andersgläubigen. (Vortrag mit anschließender Diskussion.) — Rabbiner Dr. J. Horovitz-Frankfurt a. M.: Das Buch Kohelet. — Justizrat Dr. Breslauer-Berlin: Parallelen zwischen jüdischem und deutschem Recht. — Dr. S. Simchowitz: Die jüdisch-deutsche Literatur. — Rabbiner Dr. Unna-Mannheim: Jüdische Hochzeiten im Altertum und Mittelalter. (Vortrag mit anschließender Diskussion.) — Rabbiner Dr. Doktor-Bruchsal: Die Musik bei den alten Hebräern. —

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Bergmann-Frankfurt a. O.: Moses Mendelssohn. — Prof. Alex Strakosch: Rezitationen aus den Klassikern. — Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Die geistigen Strömungen im Judentum des 19. Jahrhunderts. — Dr. Osborn-Berlin: Rembrandt und die Juden (mit Lichtbildern). — Dr. Bergmann-Frankfurt a. O.: Die deutschen Dichter und Denker über das Judentum. — Gabriel Rießer-Feier.

Bibliothek mit 500 Bänden; Lesemappe mit 8 Zeitschriften.

Freiburg i. B.

Vorträge: F. Sommer: Gabriel Rießer.
Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: B. Springer.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Dr. Apfel-Barmen: Zwei Dramen. — Dr. Neumarck-Duisburg: Schiller und das Judentum. — Referent Dr. Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Lehrer Oppenheim-Wattenscheid: Sabbatai-Zewi. — Dr. E. Wolff-Karlsruhe: Der ewige Jude. – M. Steinhardt-Magdeburg: Feindesliebe im Judentum.
Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Gießen.

Vorträge: Dr. Kohut: Alexander v. Humboldt und die Juden. — Dr. Grünfeld: Zwei Gegner des Judentums. — Laqueur: Adolphe Crémieux. — Seminardirektor Dr. Lazarus: Die Zehn-Stämme-Sage. — Dr. Sander: Partikularismus und Universalismus im Judentum.
Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Gollub.

Vorträge: Rabb. Dr. Eppenstein-Briesen: Salomo ibn Gabriel. — Lehrer A. Kadisch: Geschichte des Gottesdienstes. — Schriftsteller Albert Katz-Pankow: Jüdische und christliche Förderer der hebräischen Sprache.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Frau Dobrachowski.

Mur. Goslin.

Vorträge: H. Philipp: Jüdisches Leben in deutschen Orten. — Witt: Gabriel Rießer. — Derselbe: Sozialpädagogik im Judentum der Gegenwart. — Dr. Markus: Die Alliance Israélite — Rabb. Dr. Lewin: Die Frau in Midrasch und Talmud.
Kleine Bibliothek.

Grätz. i. P.

Vorträge: Rabb. Dr. Elsaß-Landsberg: Karl Emil Franzos. — Dr. Moses-Berlin: Witz und Humor bei den Juden. — J. Pieck: Rezitationen.
Der Verein unterhält ständig durch ein Abonnement bei einer Leihbibliothek in Posen einen Bücherumtausch unter seinen Mitgliedern.
Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: S. Jablowski.

Graudenz.

Vorträge: Siegmund Bergel: Die Ziele des Hilfsvereins der deutschen Juden. — Dr. Goldberg-Berlin: Die zionistische Be-

wegung. — Dr. Moses-Berlin: Zeit- und Streitfragen. — Dr. Wolff-Graudenz: Ein Gang durch die jüdische Geschichte.

Grünberg i. Schl.

Vorträge: Kaplan Dr. Blasel: Die Juden im Mittelalter in ihrem Verhältnis zu Kirche und Papsttum. — Rabb. Dr. Lucas-Glogau: Die Wissenschaft des Judentums. — Frau Regina Neißer-Breslau: Bedeutende jüdische Frauen des 19. Jahrhunderts in Literatur, Kunst und Humanität.

M.-Gladbach.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Die Lebensanschauung des Judentums. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum.

Glogau.

Vorträge: Hofmann, Propaganda-Vortrag für Ahlem. Prof. Dr. Philippson, Juden im Orient. — Rabb. Dr. Porges-Leipzig: Jüdische Geschichte im XIII. Jahrhundert.

Bibliothek mit 1100 Bänden. Bibliothekare: Primaner Otto Halpert, Frl. Irma Landshuth.

Groß-Blittersdorf.

Vorträge: Die Juden in Spanien. — Maimonides. — Die Juden in der Dichtung des Mittelalters.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Ackermann-Brandenburg: Ueber Ursprung u. Originalität der Synagogenmelodien. — Dr. Doctor-Bruchsal: Assyrisch-babylonische Ausgrabungen. — Dr. Elbogen-Berlin: Jüdische Proselyten in der römischen Kaiserzeit. — Dr. Eschelbacher-Berlin; Jüdische Propaganda in alter Zeit. — Leo Hildeck (Frl. Leonie Meyerhof) Frankfurt a. M.: Heimatskunst und Stammesbewußtsein. — Dr. Loewenthal-Hamburg: Ueber Raschi. — Matthias Acher (Dr. Birnbaum) Wien: Pogromdrama. — Dr. Nobel-Leipzig.

Hagen i. W.

Vorträge: W. Abt-Hagen: Können wir als Juden den Standpunkt des Shylock verteidigen. — Hans Eschelbach-Bonn: Vortrag eigner Dichtungen. — S. Freund-Dortmund: Moderne jüdische Literatur. — Dr. Karpeles-Berlin: Ueber Heine. — Dr. Lazarus-Cassel: Die Juden im heutigen Rußland. — Dr. Rosenthal-Pr.

Stargard: Kohelet, Hamlet, Faust: Die drei Rätselbücher der Menschheit. — Dr. Apfel-Barmen: Moderne jüdische Lyrik.

Diskussions-Abende: 1. Thema: Shylock. 2. Thema: Verschiedenes aus Mendelssohns Leben.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Willy Abt.

Hameln.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Gabriel Rießer. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Dr. L. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur.

Anfänge einer Bibliothek. Bibliothekar: M. Frankenstein.

Hannover.

Vorträge: Rabb. Dr. M. David-Bochum: Jüdische Maler und Bildhauer (mit Vorführung von Lichtbildern). — Rabb. Dr. Guttmann-Cassel: Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden im Mittelalter. — S. Laqueur-Breslau: Berthold Auerbach. — Fräulein Leonie Meyerhof (Leo Hildeck) Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein.

Hattingen (Ruhr).

Vorträge: Rabb. Dr. David-Bochum: Israels weltliche Poesie. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Zur Charakteristik der jüdischen Religion. — Lehrer M. Andorn: Gabriel Rießer. — Schriftstellerin Frau B. Leiser-Cöln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau.

An jeden Vortrag schloß sich eine Diskussion an.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: M. Andorn. Der Verein wurde am 22. Januar 1906 gegründet.

Hechingen (Hohenzollern).

Vorträge: Stadtrabb. Dr. Hannes-Constanz a. B.: Faust und die Bibel. — Bankier Hausmeister-Stuttgart: Die heutige Lage des Judentums und seine Zukunft. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der jüdischen Dichtung. — Kirchenrat Dr. Kroner-Stuttgart: Das ethische Prinzip des Judentums. — Fabrikant Emil Weil-Hechingen: Im Jahrhundert zwischen Spinoza und Mendelssohn.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Leo Adler.

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: Frau Regina Reißer-Breslau: Berthold Auerbach. Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Der Jude als Ackerbauer und Kolonisator. Dr. J. Moses-Berlin: Jüdische Kunst und jüdische Künstler in der Gegenwart. — Heine-Feier: 1. Vortrag von Dr. Biram: Heines hebräische Melodien. 2. Vorträge von Kompositionen Heine'scher Lieder durch Frl. Vally Guttmann (Gesang), Frl. Käthe Moses (Klavier) und Herrn Max Niclas (Geige).

Hohensalza.

Vorträge: Dr. Ludw. Cohn-Berlin: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden im deutschen Frühmittelalter — Dr. Pinn-Charlottenburg: Der Jude im Roman und in der Wirklichkeit. — Rabb. Dr. Rosenberg-Thorn: Ein mittelalterlicher Heyne. — Rabb. Dr. Ludwig Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet und Faust.

Hochfelden.

Vorträge: Rabb. Arthur Lewy-Frankfurt a. M.: Das Brüderpaar Kain und Abel als Repräsentanten der materialistischen und und idealistischen Weltanschauung. — Rabb. Dr. W. Staripolsky-Zabern: Polemik und Apologetik im Judentum.

Diskussionen: Der Zionismus. Seine Entstehung, seine Organisation. Referenten: Rabb. Arthur Levy-Frankfurt, Lehrer Isaac Metzger-Hochfelden.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Armand Roß.

Es fand an Chanukah eine Makkabäerfeier und am Purim ein Theaterabend statt.

Hörde.

Vorträge: Referendar Apfel-Köln: Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Frau Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Dr. Kutna-Berlin: Bibl. Gestalten in der bildenden Kunst: — Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Steinhardt-Magdeburg: Die Friedensliebe im Judentum. — Udewald-Hörde: Gabriel Rießer. — Zürndorfer-Hörde: Buddhas Leben und Lehren.

Höxter.

Vorträge: E. Michaelis: Statistische Nachweise über die Verbreitung der Juden. — E. Michaelis: Die Verbreitung des Zionismus. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: 1. Schiller und die Bibel. 2. Der Ackerbau bei den Juden.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Weinberg.

Insterburg.

Vorträge: Amtsgerichtsrat Blumenfeld: Ein vergessener Aufsatz von Graetz. — Otto Eichelbaum: Moses Mendelssohn und seine Zeit. — Zahnarzt Dr. Eliascheff: Die Heilkunde im alten Israel. — Frl. Elise Eloesser: Morris Rosenfeld und seine Dichtungen. — Dr. Pelz: Judentum und Anthropologie. — Rabb. Dr. Beermann: Bilder aus dem jüdischen Vereinsleben.

Bibliothek in Bildung begriffen.

Iserlohn.

Vorträge: Dr. med. Edelstein-Bonn a. Rh.: Ueber Zionismus. — Lehrer Emanuel Goldschmidt-Dortmund: Zur Geschichte der Juden in Westfalen. — Dr. Adolf Kohut-Schöneberg: Friedrich Schiller, Israel und die Bibel. — Seminardirektor Dr. Lazarus-Cassel: Was ist der Talmud?

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Julius Wertheim.

Kattowitz.

Vorträge: Rabb. Dr. Baeck-Oppeln: Der Zug ins Exil. — Bezirksrabb. Dr. Doctor-Bruchsal: Die Juden in der bildenden Kunst der Gegenwart. — Rabb. Dr. Goldschmidt-Königshütte: Im heiligen Lande. Reiseeindrücke und Erinnerungen. — Rabb. Dr. Guttmann-Culm: Judentum und Toleranz. — Rabb. Dr. Kaatz-Zabrze: Gabriel Rießers Leben und Wirken. — Dr. Jul. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor.

Bibliothek mit 110 Bänden und Zeitschriften. Bibliothekar: Lehrer Willner.

Kempen i. P.

Vorträge: Rabb. Dr. Freund-Ostrowo: Die sozialistische Strömung in der Jargonliteratur der Gegenwart. — Rabb. Dr. Goldschmidt-Königshütte: Im heiligen Lande. Erinnerungen und Eindrücke. — Rabb. Dr. Lewin-Kempen: Heinrich Heine in seinen Beziehungen zu Juden und Judentum. — Derselbe: Aus heimatlicher Erde. — Frau Regina Neißer-Breslau: Berthold Auerbach. — Rabb. Dr. Wreschner-Samter: Rabbi Akiba Eger.

Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Lehrer F. Goldberg.

Kiel.

Vorträge: Dr. Löwenthal-Hamburg: Raschi und seine Zeit. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Jüdische Bildung einst und jetzt. — Frl. Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. — Dr. H. Löwe-Berlin: Palästina, Land und Leute.

Außerdem nach jedem Vortrage Diskussion. Purimfeier mit Theater, Deklamationen und Ball.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: L. Katz, Lehrer.

Kitzingen.

Vorträge: Frau Dr. Rahmer-Rotmann-Breslau: Rezitationen. — Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Dr. Tachauer-Würzburg: Raschi. — Dr. Hommel-Schweinfurt: Moses Mendelssohn.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer N. Bamberger.

Köln a. Rhein.

Vorträge: Dr. Kutna-Berlin: Die bibl. Gestalten in bildlicher Darstellung. — Prof. Philippsohn-Berlin: Meine Reise im Orient. — Dr. Heinrich Frank: Ferdinand Lassalle. — Borries Freiherr von Münchhausen: Rezitationen. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Der Jude in der deutschen Literatur. — M. Eppstein-Elberfeld: Zur Geschichte der russischen Judengesetze. Privat-Dozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel. — N. Sokolow: Die kommunalen und kulturellen Einrichtungen der russ. Juden.

Diskussions-Abende: Rabb. Dr. Frank: Rückblick auf das verflossene Jahr. Max Goldreich: Die Juden unter den Völkern. Salomon Kaufmann: Raschi. Moritz Levy jr.: Die Frauen der heil. Schrift in moderner Beleuchtung; Dr. Hanover: Sabbatai Zewi. Moritz Levy jr.: Der Charakter des Juden in den Dichtungen des Spät-Mittelalters.

Bibliothek mit 650 Bänden. Bibliothekarin: Frl. Paula Löb.

Kolmar i. Posen.

Vorträge: Lehrer Lewin-Schneidemühl: Neugestaltung des Judentums durch Rabbi Jochanan ben Sakkai. — Rabb. Dr. Dünner-Rogasen: Das Judentum im Munde deutscher Dichter. — Dr. Pinn-Charlottenburg: Die Romantik des jüdischen Martyriums.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Arthur Bud.

Konitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Weyl: Das Buch Hiob.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Weyl.

Konstanz.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen des 19. Jahrhunderts. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Rabb. Dr. Schlesinger-St. Gallen: Ein jüdischer Staatsmann am Ausgange des 15. Jahrhunderts.

Krotoschin.

Vorträge: Rabb. Dr. Cohn-Rawitsch: Raschi. — Rabb. Dr. Berger-Krotoschin: Geschichte und Thätigkeit des Verbandes der deutschen Juden. — Rabb. Dr. Lewin-Wreschen: Spinoza und und das Judentum. — Dr. Julius Moses-Berlin: Moderne Jargonpoesie. — Lehrer Margolius: Heinrich Heine und seine Beziehungen zum Deutschtum und Judentum.

Bibliothek mit 320 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Lesezirkel mit jüdischen Zeitungen.

Labischin.

Vorträge: Kreisschulinspektor Kempff-Bartschin: Geschichte und Topographie Jerusalems mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen und Forschungen auf Grund persönlicher Eindrücke. — Lehrer Letwin-Schneidemühl: Die Chazaren.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Lage/Lippe.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Raschi. — Lehrer Schweriner: Sudermann und die Juden. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki.

Landsberg a. W.

Vorträge: Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Juden im alten Germanien. — Dr. B. Elsaß: Bürgertugend und Bürgertreue der Juden. — Siegmund Bergel: Die Lage der Brüder im Osten. — Dr. Posner-Cottbus: Die Wiederansiedlung der Juden in England. — Dr. Bergmann-Frankfurt a. O: Die Juden im Urteile der Denker und Dichter des XIX. Jahrhunderts.

Lautenburg (Westp.).

Vorträge: Dr. Guttmann-Culm a. W.: Die Stellung der Frau im Judentum. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Treumann.

Lissa i. P.

Vorträge: Frau Rahmer-Rothmann-Breslau: Rezitationen. — Dr. Goldschmidt-Königshütte: Meine Reise nach Palästina. — Dr. Bäck-Oppeln: Das Babylonische Exil. — Justizrat Nürnberg-Lissa: Gabriel Rießer. — Dr. Cohn-Rawitsch: Raschi.
Bibliothek mit 519 Bänden. Bibliothekar: Hauptlehrer Herbst.
Der Verein feierte das Purimfest durch Festrede, theatralische und musikalische Darbietungen und Tanz.

Loebau (West-Preußen).

Vorträge: Tobias: Maimonides. — Dr. Ludwig Cohn: Ein Gang durch die Geschichte des Judentums. — Tobias: Aufstand des Bar-Koschba.
Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Rawitscher.

Lublinitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Ein Roman aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. — Ausgewählte Stücke aus dem Traktat „Moëd Katan". — Ueber Gabriel Rießer.

Ludwigshafen a. R.

Vorträge: Dr. Salfeld-Mainz: Haus und Welt des deutschen Juden im Mittelalter. — Frau B. Leiser-Köln: Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Kantor Wetzler-Ludwigshafen: Der Talmud. — Dr. Jul. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Gustav Thalheimer-Ludwigshafen: Der Zionismus, ein Hindernis in unserer staatsbürgerlichen Stellung (mit Diskussion).

Bibliothek mit 116 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wetzler.

Magdeburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Kennt das Judentum eine doppelte Moral? — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die deutschen Juden im 10. und 11. Jahrhundert. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die mittelalterliche Leidenszeit vom ersten Kreuzzuge bis zur Reformation. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Das alte Tastament in der Musik. — Rabbiner Dr. Grzymisch z. Z. Magdeburg: Raschi. — Justizrat Chotzke-Magdeburg: Nachruf an den Ehrenvorsitzenden Oberstabsarzt Dr. Rosenthal. — Dr. Spanier-Magdeburg: Jüdische Sittenlehren und Sittenlehrer.

Bibliothek mit 420 Bänden. Bibliothekar: Dr. Simon.

Mainz.

Vorträge: Rabb. Dr. Salfeld - Mainz: Judenverfolgungen. — Rabb. Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Grundlage des modernen Judentums in Deutschland. — Frau Leiser-Cöln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Universit.-Prof. Dr. Lefmann-Heidelberg: Judentum und Buddhatum. — Reallehrer Eschelbacher-Mainz: Geschichte der Juden Amerikas. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Spinoza, ein Denkerleben.

Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Mitgliedern zur Verfügung.

Memel.

Vorträge: Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Das jüdische Vereinsleben einst und jetzt. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Schiller und die Bibel. — Kantor Kahn-Memel: Hillel und Schammai. — Rabbiner Dr. Isaak Stein-Memel: Die Grenzen des Denkens. — Rabbiner Dr. Ehrlich - Tilsit: Was haben wir Reuchlin zu verdanken. —

Bibliothek mit 266 Bänden. Bibliothekar: Kantor Kahn.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner: Zwei Gedenktage aus jüngster Zeit. — Rabbiner Dr. Ziegler-Karlsbad: Das Judentum in den ersten drei christlichen Jahrhunderten. — J. Baumann, k. b. Major a. D.: Von Gosen zum Sinai. — Rechtsanwalt Dr. Holländer-München: Gabriel Rießer. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Juden in der deutschen Literatur. Rabbiner Dr. Isaak Unna-Mannheim: Buddhismus und Judentums. Lehrer Simon Dengfelder-München: Das jüdische Schulwesen Bayerns im 19. Jahrhundert.

Bibliothek. Bibliothekar: Dr. J. Finkelscherer.

Mühlheim a. Ruhr.

Vorträge: Dr. Kutna-Berlin: Die biblischen Gestalten in der bildenden Kunst. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Schiller und die Bibel. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet, Faust. — Refer. Alfred Apfel-Cöln: Die Renaissance des jüd. Bewußtseins. — Lehrer O. Kaiser-Mühlheim-Ruhr: Das Schulunterhaltungsgesetz. — Prof. Strakosch-Wien: Rezitationen. — Karl Kaufmann-Mühlheim-Ruhr: Russische Zustände nach eigener Anschauung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Moritz Steinwasser.

Myslowitz O.-Schl.

Vorträge: Davis Trietsch-Berlin: Palästina und Nachbarländer. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Baruch Spinoza. — Rabbinatsassessor Dr. Braunschweiger-Kattowitz O.-S.: Jüdische Frauengestalten in modernen Dramen.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Leher em. Bach.

Nakel.

Vorträge: Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Moses Mendelssohn und seine Bedeutung für das Judentum. — Referendar Max Cronheim: Gabriel Rießer. — Lehrer Peczkowsky-Nakel: Das Buch Esther in der Literatur. — Frau Regina Neisser-Breslau: Wilhelm von Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judentum.

Kleine Bibliothek.

Neiße i. Schl.

Vorträge: Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jüdische Frauen im modernen Drama. — Jacob Guttmann-Neiße: Bericht über die Tagung des allgemeinen jüdischen Verbandes in Berlin. — Siegfried Laqueur-Breslau: Berthold Auerbach. — Frau Regina Neißer: Hervorragende Frauen des 19. Jahrhunderts.

Rabb. Max Ellguther hält mit der Jugend der Gemeinde hebräische Sprachkurse ab, in wöchentlich 2 Stunden.

Bibliothek mit 1000 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Max Ellguther.

Neustadt (Westpr.)

Vorträge: Lehrer M. Hofmann: Moses Mendelssohn, sein Leben und Wirken. — Kaufmann Bukofzer-Danzig: Soziale Ideen und modernes Judentum.

Es fanden in ca. 14tägigen Zwischenräumen Diskussionsabende über literarische Fragen statt, in denen Mitglieder des Vereins als Referenten auftraten.

Es wurden vom Westpr. Gemeindeverband monatlich eine Anzahl von Büchern gütigst uns zur Verfügung gestellt. Bibliothekar ist: Kaufmann M. Riese.

Neu-Stettin.

Vorträge: Dr. J. Moses-Berlin: Die Poesie des Ghetto. — Rabb. Dr. Joseph-Stolp: Salomon Maimon. — Rabb. Dr. Lewy-Neustettin: Die Nächstenliebe in der Liebe.

Ferner wurde ein Makkabäerfest und ein Purim-Vergnügen veranstaltet.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabb. Dr. Lewy.

Neuwied.

Vorträge: Dr. Lichtenstein: Der ewige Jude. — J. Rausenberg: Sabbatai Zwi. — Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. M. Steinhardt-Magdeburg: Die Juden im alten Germanien. — Dr. Kalischer-Bonn: Lyrik der Propheten. — Dr. Brüll-Frankfurt a. M. Ein Gang durch einen Talmud-Traktat. — Bernh. Baruch-Neuwied: Gabriel Rießer.

Jeden Sonntag Abend Familienabend im Vereinslokale.

Bibliothek mit ca. 125 Bänden. Bibliothekar: Max Moses.

Nicolai.

Vorträge: Rabb. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jehuda Halevy. — Dr. Norden-Myslowitz: Die Entstehung unserer Gebete. — Dr. med. Glogauer-Kattowitz: Die Juden bei den Dichtern des 15. bis 17. Jahrhunderts. — Dr. Cohn-Kattowitz: Die schwarzen Juden in Indien. — Rechtsanwalt Hans Steinitz-Gleiwitz: Der Zionismus. — Lehrer Salinger-Nicolai: Die Entstehung der jüdischen Familiennamen. — Rabb. Dr. Weiß-Berlin: Jungjüdische Dichtungen. — Prokurist Arthur Morgenstern-Gleiwitz: Der polnisch-russische Jude im Golus.

Bibliothek mit 65 Bänden. Bibliothekar: Louis Berger.

Nienburg (Weser).

Vorträge: Landrabb. Dr. Lewinsky-Hildesheim: Baron Görz, ein Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden. — Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Ueber den Einfluß der französischen Revolution auf die staatsbürgerliche und soziale Stellung der Juden. — Se-

minardirektor Dr. Knoller-Hannover: Uriel Acosta im Lichte der Dichtung und der Geschichte.
Bibliothek mit 180 Bänden. Bibliothekar: Sally Katz.

Obornik b. Posen.

Bibliothek mit 106 Bänden. Bibliothekar: M. Mannheim.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Baeck: Jüdische Geschichte (Fortsetzung). — Dr. Baeck: Zola und Tolstoi. — Dr. Moses-Berlin: Moderne jüdische Dichtung. — Dr. Goldschmidt-Königshütte: Eine Palästinareise. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Mendelssohn. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jüdische Frauengestalten in der Dichtung.
Gelegentliche Diskussionen.
Die Bibliothek des Vereins wird durch regelmäßige Neuanschaffungen vergrößert.

Osnabrück.

Vorträge: Leonie Meyerhof-Hildeck-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. — Direktor Dr. J. Löwenberg-Hamburg: Moderne jüdische Erziehung. — Rezitationen von Mitgliedern des Vereins. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine.

Osterode.

Vorträge: Prediger Sturmann: Die unterscheidenden Lehren im Judentum und Christentum. — Dr. Julius Moses-Berlin: Morris Rosenfelds Lieder des Ghetto. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Raschi, sein Leben und Wirken. — Zahnarzt Salomonsohn: Die Kreuzzüge und ihre Leiden im Vergleich zu den russischen Verfolgungen. — cand. jur. Galliner: Der Handel der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. Ritterband: Der Verband der deutschen Juden.
Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ritterband.

Pinne.

Vorträge: Rabbinatskandidat Salomonski: Wie hat sich das Judentum entwickelt und welche Zukunft steht ihm bevor? — Frl. Falk-Samter: Lessing und seine Beziehungen zum Judentum.
Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekare: Martin Markus, Hugo Borchardt, Moritz Szamatolski.

Pirmasens.

Vorträge: Frl. Hildeck-Meyerhof-Frankfurt a. M.: Jüd. Typen in modernen Romanen. — Hans Eschenbach: Die Makkabäer.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rau: Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Juden als Handelsvolk, in 4 Vorträgen. — Dr. Moses: Jung-jüdische Dichtkunst.

Bibliothek, in Verbindung mit der Bibliothek des Mendelssohn-Vereins, 350 Bände. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Rau.

Potsdam.

Dr. Italiener-Breslau: Gabriel Rießer. — Dr. Sonderling-Berlin: Jüdische Kunst und jüdische Künstler. — Dr. Braun-Berlin: Jüdische Organisationen in Rußland. — Dr. Karpeles-Berlin: Heinrich Heine.

Prenzlau.

Vorträge: Rabb. Dr. Bähr: Der erste Verbandstag der deutschen Juden. — Oberregisseur Julius Türk-Berlin: Rezitationen. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden im deutschen Frühmittelalter. — Chefredakteur Dr. Landau-Berlin: Judentum und Bühne. — Prof. Dr. M. Philippson-Berlin: Die Juden im Orient.

Ratibor.

Vorträge: Schriftsteller Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der deutschen Juden im Frühmittelalter. — Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte: Reiseerlebnisse in Palästina. — Rabbiner Dr. Lazarus-Göding: Die soziale Frage im Lichte des jüdischen Humanitätsgedankens. — Rabb. Dr. Dienemann: Geistige Strömungen im Judentum um die Wende des ersten vorchristl. Jahrhunderts. — Dr. Wilenski-Nikolajew: Gegenwartsgeschichte der russischen Juden in sozialer, kultureller und ökonomischer Hinsicht.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Der Talmud, sein Wesen und seine Bedeutung. — Rechtsanwalt Steiner-Ratibor: Einiges aus dem jüdischen Privatrecht. — Fabrikbesitzer Carl Steinfeld-Ratibor: Ueber die erste Hauptversammlung des Verbandes deutscher Juden. — Lehrer Bieberfeld: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit ca. 625 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Bieberfeld.

Rawitsch.

Vorträge. Rabbiner Dr. Cohn: Raschi. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum. — Justizrat Dr. Nürnberg-Lissa i. P.: Alexander von Humboldt's Verdienste um

das Judentum. — Rabbiner Dr. Lewin-Kempen: Ein Gang durch die jüdische Geschichte des Posener Landes und Rawitsch's.
Diskussionsabend: Rechtsanwalt Dr. Kollenscher-Posen: Jüdische Zeitbilder.
Bibliothek mit 220 Bänden. Bibliothekar: Georg H. Loewy.

Recklinghausen.

Vorträge: S. Freund: Moderne jüdische Literatur. — Dr. Kohut: Jüdische Humoristen. — Poritzky: Josef Israëls. — Rabb. Dr. Marx: Der erste jüdische König im Bilde der Poesie.. — Lehrer Tannenbaum: Moses Mendelssohn.
Kleine Bibliothek.

Rixdorf.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Die Juden in der Kultur. — Schriftsteller A. Katz: Der Talmud. — Dr. Alfred Klee: Kongreß der Jto-Gesellschaft. — Dr. M. Eschelbacher: Die Frankfurter Judengasse.
Diskussions-Abende. Rabbiner Leo Kamerase.

Rödelheim.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wachenheimer-Aschaffenburg: Rabi Akiba. — Prokurist Sigmund Schott-Frankfurt a. M.: Gottfr. Keller und seine Beziehungen zum Judentum. — Dr. Julius Hülsen-Frankfurt a. M.: Die Pyramiden im alten Aegypten mit Lichtbildern.
Diskussionsabende: Referent J. Zinkes: Allgemeine jüdische Tagesfragen. — Lydia Stolze-Frankfurt a. M.: Rezitation.

Rogasen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Ueber den Einfluß Israels auf die religiöse und sittliche Entwicklung der Menschheit. — Dr. Carl Pinn-Charlottenburg: Der Jude als Romanfigur. — Rabbiner Dr. Bamberger-Schönlanke: Lichtpunkte in finsteren Zeiten.
Bibliothek mit 140 Bänden. Bibliothekar: Oscar Kirschner.

Saargemünd.

Vorträge: Rabb. Dr. Dreyfuß über verschiedene Themata — J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki.
Außer diesen findet jeden Montag Abend ein Vortrag des Herrn Dr. Dreyfus statt.
Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Oberkantor Albert Kahn.

Samter.

Vorträge: Rabb. Dr. Lewin-Wreschen: Moderne Wissenschaft und das Judentum. — Kand. phil. Lewy-Berlin: Religion und Zionismus. — Dr. Pinn-Berlin: Jüdische Geistesherren. — Rabb. Dr. Elsaß-Landsberg: Aus dem jüdischen Familienleben (mit Lichtbildern). — Lehrerin Frl. Falk-Samter: Lessing und die Juden. — Dr. med. Kassel-Posen: Moderne Entwicklung des Judentums.
Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Herr Borchardt.

Schildberg (Posen).

Vorträge: Lehrerin Fräulein Falk-Samter: Lessing und seine Beziehungen zum Judentum. — Rabb. Dr. Berger-Krotoschin: Geschichte und Tätigkeit des Verbandes der deutschen Juden. — Rabb. Dr. Königsberger-Pleschen: Das Königstum im Judentum. — Redakteur Dr. Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Frl. Ida Schellenberg: Jargonliederabend. — M. A. Klausner-Berlin: Die Alliance israélite und ihr Werk.

Schweinfurt.

Vorträge: Schuldirektor Dr. A. Feilchenfeld-Fürth: Rabbi Joselmann. — Lehrer M. Weigersheimer-Schweinfurt: Die Memoiren der Gluckel von Hameln. — Rabb. Dr. Stein: Das selbständige Makkabäerreich. — Rabb. Dr. Rosenthal-Preußisch Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet, Faust. — Rabb. Dr. Hommel: Die Shylock-Frage.
Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar Lehrer B. Adler.

Schivelbein i. Pr.

Vorträge: Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Schiller und Bibel. — Dr. Adolf Kohut-Berlin: Heinrich Heine und die berühmten Jüdinnen seiner Zeit.

Schlochau.

Vorträge: A. Bukofzer: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. — Albert Katz-Berlin: Die Ethik des Talmud.
Der Verein ist im März 1906 begründet worden.

Schlawe.

Vorträge: Dr. Weyl-Konitz: Salomon Gabirol. — Lehrer Heidenfeld: Synagogen u. Gemeindeleben im Mittelaltar.

Schokken.

Vorträge: Dr. Markus-Berlin: Die ethische und soziale Bedeutung der Alliance israélite universelle. — Rabb. Dr. Dünner-

Rogasen: Jüdische Kunde im deutschen Munde. — Lehrer Puckowski-Nakel: Die Musik im Judentum — das Judentum in der Musik.

Schwedt a. O.

Vorträge: Dr. Holzer: Schiller in seinem Verhältnis zu Juden und Judentum und Ahlem und dessen Bestrebungen. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Der Jude als Staatsbürger in alter und neuer Zeit. — Dr. Moses-Berlin: Moderne Jargonpoesie. — Dr. A Kohut-Berlin: Die namhaften Humoristen Deutschlands in der Gegenwart.

Schwetz a. W.

Vorträge: Prof. Dr. Fuchs-Danzig: Judentum und Musik mit Musikbeispielen am Klavier. — Rabb. Dr. Löwenthal-Hamburg: Björnsons: Ueber unsere Kraft und des Wesen des Judentums. Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Der Jude im Sprichwort. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Kaufm. Adolf Bukofzer-Danzig: Frauenbewegung und jüdische Frau. — Rechtsanw. Aronsohn-Bromberg: Eduard Lasker. — Rabb. Dr. Pick-Straßburg: Die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig.

Diskussions-Abende: Rabb. Dr. Nordheimer: Der Talmud. — Rechtsanwalt Hirsch: Die Psalmen. — Diskussion über eine vom Kulturverein in Stuttgart angeregte Frage. — Diskussion über Ed. Lasker und die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig.

Bibliothek mit 151 Bänden. Bibliothekar: N. Dahl, Lehrert

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Landrabb. Dr. Wiesen: Erziehung und Unterricht im talmudischen Altertum. — Derselbe: Entstehung des Christentums. — Lehrer Rosenstock: Heinrich Heine.

Steinheim (Westf.).

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: National oder religiös. — Lehrer Buchdahl-Unna: Reuter und die Juden. — Dr. Kohut-Berlin: Friedrich II. und Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judentum.

Diskussionen schließen sich an die Vorträge an.

Stolp. (Pommern.)

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Rabb. Dr. Joseph. Ein jüdischer Philosoph des 18. Jahrhunderts, ein Kulturbild (Salomon Maimon). — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Der ewige Jude in der Weltliteratur.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Zahnarzt Max Neumann.

Schrimm.

Vorträge: Rabb. Dr Lewin-Wreschen: Die Wissenschaft im Kampfe gegen das Judentum — Rabb. Dr. Weyl-Czarnikau: Humanität im jüdischen Sklavenrecht. — Dr. Pinn-Charlottenburg: Der Jude als Romanfigur. — Lehrerin Falk-Samter: Lessing und seine Beziehungen zu den Juden — Dr. med. Kassel-Posen: Napoleon I und die Juden. — Dr. phil. Herm. Schreiber-Breslau: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 260 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Hopp.

Speyer.

Vorträge: Lehrer M. Steinhardt-Magdeburg: Michael Beer, der Dichter des Paria. — Lehrer Waldbott: Gabriel Rießer.

Strasburg (Westpreußen).

Vorträge: Rabb. Dr. Pick-Strasburg: Der Kaufmann von Venedig (2 Vorträge). — Rabb. Dr. Guttmann-Kulm: Toleranz und Judentum – Dr. med. Wolff-Briesen: Gabriel Rießer. Rabb. Dr. Eppenstein-Briesen: Die jüdischen Staatsmänner in Spanien. — Dr. Poritzky-Berlin: Vorlesung aus seinen Novellen — Rabb. Dr. Levy-Graudenz: Babel und Bibel. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr Stargard: Die drei Rätselbücher der Menschheit. — Rabb. Dr Pick-Strasburg: Das Wirken Gabriel Rießers (anläßlich einer Gabriel Rießer-Feier). — Adolf Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben.

Thorn.

Vorträge: Rabb. Dr. Rosenberg-Thorn: Raschi, der hervorragendste Vertreter jüd. Wissenschaft im XI. Jahrhundert. — Frau Regina Neißer-Breslau: Berthold Auerbach. — Kaufm. D. Wolff-Thorn: Bericht über die Hauptversammlung des Verbandes deutscher Juden. — Dr. Julius Moses-Berlin: Morris Rosenfeld. Rabb. Dr. Rosenberg-Thorn: Die Herodäer in der Geschichte und in neuzeitlichen Bühnenstücken. — Kaufm. Dagobert Gerson-Thorn: Die jüdischen Einwanderer und das Judentum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. — Rentier Adolph Jacob-Thorn: Gabriel Rießer, ein Vorkämpfer für die bürgerliche Gleichstellung der Juden in Deutschland.

Bibliothek mit 443 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Rabbiner Dr. Stein-Memel: Aus dem Leben unserer Ahnen. — Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen: Jüdische Staatsmänner in Spanien. — Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit: Tapferkeit und Treue bei den Juden. — Dr med. Pelz-Königsberg i. Pr.: Die anthropologische Stellung der Juden. — Lehrer Süßkind-Tilsit:

Die verschiedenen Richtungen im Judentum. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg (Westpr.): Uriel Akosta in Geschichte und Drama.

Tuchel.

Vorträge: Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Das Kaddischgebet. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Lehrer Neufeld-Tuchel: Ueberblick über die Geschichte der Juden von der Rückkehr nach Jerusalem bis zur gänzlichen Vernichtung der nationalen Selbständigkeit Israels. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Manasse ben Israel. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Zwei jüd. Staatsmänner Chasdai ben Schaprut und Samuel Nagrela.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kaufmann Moritz Selbiger.

Ulm a. D.

Vortrag: Dr. Treitel-Laupheim: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 3535 Bänden. Bibliothekar: Rechtsanwalt Alfred Moos II.

Unna

Vorträge: Rabb. Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Schiller und die Bibel. — Lehrer Buchdahl-Unna: Gabriel Rießer. — Fräulein Sachs-Bochum: Der Jargon und sein modernster Vertreter Morris Rosenfeld. — Lehrer Abt-Hagen: Der Charakter Shylocks. — Rabb. Dr. Coblenz-Bielefeld: Ueber den Zionismus. — Lehrer Schweriner-Salzuflen: H. Sudermann und die Juden. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum.

Warburg i. W.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die biblischen Königsbücher und Shakespeares Königsdramen. — Referendar Dr. Apfel-Köln a. Rh.: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer E. Alexander.

Wesel a. Rh.

Vorträge: Lehrer Spier: Raschi. — Dr. Rosenthal-Stargard: Drei Rätselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet, Faust. — Referendar Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Spinoza, ein Denkerleben.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Falkenstein.

Westhofen i. Els.

Vorträge: Kantor Kaufmann: Der Untergang des jüdischen Staates. — Rabbiner Dr. Marx: Die bleibende Bedeutung der

Makkabäerkämpfe. — Derselbe: Die Alliance Israélite Universelle. — Lehrer Kron: Die Erziehung bei den Juden einst und jetzt. — Rabbiner Meyer-Mascara (Algerien): Rabbi Ephraim Alu' Caua, ein Rabbiner des Mittelalters.

Wiesbaden.

Vorträge: Dr. Karpeles-Berlin: Ein Blick in die jüdische Literatur. — Dr. Friedemann-Ulsingen: Reisebilder aus Palästina (mit Lichtbildern). — J. Simon-Mannheim: Jüdische Dichtungen (mit Rezitationen). — Dr. Heinemann-Frankfurt: Der jüdische Prophetismus im Lichte der neueren Forschung. — Dr. Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins.

Witten (Ruhr).

Vorträge: Dr. Poritzky: Rahel Varnhagen. — Dr. Kutna-Berlin: Biblische Gestalten in der bildenden Kunst. - Dr. Poritzky: Heinrich Heine. — Frau Bertha Leiser-Köln: Kulturaufgaben der jüdischen Frau. — Dr. Alfr. Apfel-Köln: Renaissance des jüdischen Bewußtseins.

Witzenhausen.

Vorträge: Lehrer Katz-Witzenhausen: Das Kaddischgebet der Trauernden. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Das Leben der Juden im 10. und 11. Jahrhundert. — Lehrer Fabisch-Göttingen: Die Kabbalah. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Maimonides.

Monatlich zweimal werden Leseabende veranstaltet. Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Wongrowitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Ein Gang durch Deutschlands Dichtergarten auf jüdischem Gebiete. — Lehrer Lewin-Schneidemühl: Die Chazaren. — Dr. Tischler-Wongrowitz: Die Medizin im Talmud. — Lehrer und Prediger Hofmann-Neustadt Westpr.: Moses Mendelssohn. — Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: R. Akiba Egers Lehren und Wirken. — Rabbiner Dr. Bamberger-Schönlanke: Freudige Bilder aus trüben Zeiten. — Oberlehrer Rothschild-Wongrowitz, jetzt Halberstadt: Der Kaufmann von Venedig und Nathan der Weise.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Spiewkowski.

Wreschen.

Vorträge: Rabbiner Dr. M. Lewin-Wreschen: Die erste Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden. — Rabb. Dr. Cohn-Ratwitsch: Raschi, sein Leben und die Bedeutung seiner Werke. — Rabbiner Dr. Silberberg-Schrimm: Optimismus und

Pessimismus im Lichte der Bibel. — Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Blicke in unsere Heimatsprovinz.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Außerdem werden im Verein der auch Mitglied der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums ist, mehrere Zeitungen gehalten.

Würzburg.

Vorträge: Stadtschullehrer Rothschild-Worms: Die jüdische Gemeinde von Worms in Geschichte und Sage. — Dr. Tachauer-Würzburg: Das Leben und die Werke des Bibel- und Talmud-Kommentators Rabbi Salomo Jizihaki, aus Anlaß dessen achthundertjährigen Todestages. — Bezirksrabbiner Dr. Loewenstein-Mosbach a. Rh.: Jüdische Denkwürdigkeiten. — Dr. David Braunschweiger-Kattowitz: R. Jehuda-Halevi, ein Dichter der Welt und der Religion. — Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Leo Erichsen-Breslau: Der Orient, besonders Palästina und die jüdische Kulturarbeit in Palästina. — Seminaroberlehrer Stoll-Würzburg: Das Buch Esther im Lichte der persischen Geschichte und der neueren Entdeckungen.

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Dr. med. Mislowitzer.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen, Schildberg, Schrimm. Sitz des Verbandes: Ostrowo, Vors.: Oekonomierat Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid: Essen a. R., Elberfeld. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender, M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Hamm, Detmold, Warburg, Lippstadt, Hörter, Steinheim, Lage. Sitz des Verbandes: Brakel. Vorsitzender: J. Flechtheim.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Nordhausen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: D. Katzenstein-Gotha.

6. Oberschlesischer Verband.

Beuthen, Kosel, Gr.-Strehlitz, Kattowitz, Myslowitz, Neisse Nicolai, Oppeln, Pleß, Ratibor, Tarnowitz. Sitz des Verbandes: Kattowitz. Leitung: Dr. Braunschweiger, Dr. Glogauer-Kattowitz.

Literarische Notizen.

Die neuhebräische Dichterschule der spanisch-arabischen Epoche von Dr. H. Brody und Dr. K. Albrecht. Leipzig 1905. Verlag J. C. Hinrichs. Bei einem Bezug von 10 Expl. 10%, bei 25 Expl. 15% Ermäßigung.

Wir ersuchen die Vereine in ihrem eigenen Interesse, ihren Bücherbedarf durch das Sekretariat zu beziehen.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände bezw. Schriftführer der Vereine richten wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem Geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Die Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Herrn Oskar Berlin, Berlin W., Steglitzerstraße 66, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund. Bankier Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Prof. Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Berlin W., Steglitzer straße 66, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.

